

Klassendiskurse in den Romanen Meridel Le Sueurs, Nella Larsens und Dorothy Wests

Dissertation

zur Erlangung des akademischen Grades

Doktor der Philosophie

Doctor philosophiae

(Dr. phil.)

genehmigt durch die Fakultät

für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften

der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

von Katharina Bunzmann, M.A.

geb. am 26. April 1973 in Selb

Gutachter: Prof. Dr. Bernd-Peter Lange

Gutachter: Prof. Dr. Dieter Meindl

Eingereicht am: 19. Mai 2004

Verteidigung der Dissertation am: 17. November 2004

Danksagung

Mein herzlicher Dank geht an Prof. Dr. Bernd-Peter Lange und Prof. Dr. Dieter Meindl für ihre Geduld und ihre konstruktiven Anmerkungen. Darüber hinaus danke ich allen Familienmitgliedern und Freunden, die mich über die Jahre hinweg unterstützt haben.

Inhaltsverzeichnis

1	EINLEITUNG: KLASSE ALS SPEKTRALES KONGLOMERAT AUS RACE, GENDER UND SEXUALITÄT	5
1.1	Geschichte und Literaturgeschichte	7
1.2	Zum soziologischen Verständnis von Klasse unter besonderer Berücksichtigung der USA	14
1.3	Klasse und gender	20
1.4	Klasse und <i>race</i>	25
1.5	Klasse im Übergang von Literaturwissenschaft zu Cultural Studies	31
1.6	Prämissen der Arbeit	35
2	KLASSE UND GENDER IN MERIDEL LE SUEURS <i>THE GIRL</i>	39
2.1	Biographie	39
2.2	Le Sueur und die Kommunistische Partei	41
2.2.1	Regionalismus versus Internationalismus	42
2.2.2	Klasse versus <i>gender</i>	42
2.2.3	<i>Proletarian literature</i> und <i>working-class fiction</i>	43
2.2.3.1	Die Frage der Authentizität	44
2.2.3.2	Literarische Qualitätskriterien und Stil	46
2.2.3.3	Von <i>proletarian literature</i> zu <i>working class fiction</i>	47
2.3	Geschlechter(beziehungen) und Klasse in <i>The Girl</i>	49
2.3.1	Die Darstellung von Männern	51
2.3.2	Die Darstellung von Frauen	56
2.4	Allgemeine und geschlechtsspezifische Auswirkungen der wirtschaftlichen Krise	63
2.5	Individuelle und kollektive Visionen	70
3	NELLA LARSENS SPEKTRALE <i>IMAGINED CLASS COMMUNITIES</i>	72
3.1	Biographie und Hintergrund	72
3.2	Rezeption	73
3.2.1	Allgemeine Tendenzen und Veränderungen	73
3.2.2	Die Rezeption von Nella Larsen im Hinblick auf Klasse	75
3.3	<i>Queer Theory</i> und Klasse	77
3.4	Spektralität and <i>queerness</i> in <i>Quicksand</i> und <i>Passing</i>	79
3.4.1	Sexualität als Spektrum und Gespenst	84
3.4.2	<i>Race</i> als Spektrum und Gespenst	92
3.4.3	Klasse als Spektrum und Gespenst	98

4	<i>GENDER IN DER SCHWARZEN MITTEL- UND OBERKLASSE IN DOROTHY WESTS <i>THE LIVING IS EASY</i></i>	109
4.1	Dorothy West und die Harlem Renaissance	109
4.2	Boston und seine Besonderheiten	112
4.3	Die schwarze Bevölkerung in Boston	115
4.4	Dorothy Wests Kurzgeschichten der 1920er und 30er Jahre	117
4.5	Kapital, <i>gender</i> und <i>race</i> in <i>The Living Is Easy</i>	121
4.5.1	Sexualität und die Kraft gesellschaftlicher Normen	124
4.5.2	Repräsentation, Klasse und Geschlecht	127
4.5.3	Funktionen einer Ehe	134
4.5.4	Männlichkeit, Geld und die Fundamente einer Ehe	137
5	SCHLUSS: DIE MULTIDIMENSIONALITÄT VON KLASSE BEI LE SUEUR, LARSEN UND WEST	141
5.1	Ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital	142
5.2	„Strong boundaries“ und Ausschlussmechanismen	143
5.3	<i>Race</i>	144
5.4	<i>Gender</i>	144
5.5	Sexualität	145
5.6	Beziehungen zwischen den Geschlechtern	145
5.7	Familie	146
5.8	Klasse als Konglomerat	147
5.9	Die <i>imagined class communities</i> bei Le Sueur, Larsen und West	148
5.10	Individuelle und kollektive Visionen	149
5.11	Ausblick und Fazit	151
6	BIBLIOGRAPHIE	155

1 Einleitung: Klasse als spektrales Konglomerat aus race, gender und Sexualität

Die ungleiche Verteilung von Ressourcen, häufig mit dem Kürzel „Klasse“ bezeichnet, ist in jeder Gesellschaft ein heikles Thema. In einem Land jedoch, dessen Gründungsdokument den Satz „all men are created equal“ enthält, müssen soziale Unterschiede noch stärker als anderswo zum Tabuthema werden:

Social class is a touchy topic anywhere; in America it is more ticklish, for the United States prides itself on being a classless society. Rank and status are anti-theoretical to the very idea upon which this nation was founded: that all men are created equal and endowed by their creator with certain inalienable rights, among which are life, liberty, and the pursuit of happiness. (Eder 1984: 583)

Dass dieses Versprechen schon zu Zeiten, als die Unabhängigkeitserklärung verfasst wurden, nicht für die gesamte Bevölkerung, sondern nur für freie weiße Männer galt, ändert nichts an den Hoffnungen, die dieser Text seit seiner Niederschrift auslöste. Über die Interpretation von „equality“ gehen die Meinungen allerdings auseinander, wie Digby E. Baltzell schreibt, der selbst nicht für eine klassenlose Gesellschaft nach sozialistischem Vorbild, sondern für eine „open-class“ Gesellschaft plädiert:

The idea of Equality, a vital part of the Declaration of Independence, lies at the very heart of the American Dream and has since become the basis of the various secular religions of our time. While the socialist faiths, on the one hand, have centered on the vision of equality of conditions in a classless society, our own best traditions have stressed equality of opportunity in a hierarchical and open-class, as opposed to classless, society. (Baltzell 1964: 3)

Die ökonomischen Entwicklungen seit 1970 begünstigten die Bereitstellung gleicher Chancen für jeden Menschen und damit die Umsetzung des nationalen Gründungsdokuments nicht, eher im Gegenteil. Seit drei Jahrzehnten werden die Abstände zwischen den unteren und den oberen Einkommensgruppen immer größer, und zum ersten Mal in der US-amerikanischen Geschichte nimmt die Mittelklasse an Zahl ab (Back Zinn und Eitzen 1998: 234-235). Gleichzeitig sinkt das Bewusstsein für soziale Probleme, wie Barbara Ehrenreich beklagt: „The average American has disappeared - from the media, from intellectual concern, and from the mind of the American middle class“ (Ehrenreich 1998: 147). Auf der anderen Seite dokumentieren pointierte Buchtitel wie *The New Class Society: Goodbye American Dream?* (Perrucci 2003), *The Coming Class War and How to Avoid It* (Strobel 1999) oder *The War Against the*

Poor: The Underclass and Antipoverty Policy (Gans 1995), dass die zunehmende Ungleichheit von Einigen als dramatische Entwicklung wahrgenommen wird.

Gesamtgesellschaftlich gesehen ist Klasse in den USA also zwar ein drängendes, aber vernachlässigtes Gebiet. Auf die Literatur- und Kulturwissenschaften scheint dies seit dem Siegeszug der *Cultural Studies* in den 1990er Jahren nicht mehr zuzutreffen. Die zahlreichen Abhandlungen über „race, class, gender“ könnten zu der Meinung verleiten, Klasse sei inzwischen ein allgegenwärtiges Thema. Dies entspricht jedoch nicht der Realität:

The currently fashionable triad of American literary studies, race, gender, and class, a triad born of the egalitarian dethroning of the white, male, largely Anglo-Saxon canon, contains its own tacit hierarchy and rests on its own unenunciated principles of exclusion and privileging. Disagreements abound over whether race or gender should occupy the top tier in the new cultural ranking, but about the subordination, even the effacement, of class, there can be no doubt. (Gilmore 1994: 215)

Diese Arbeit soll dazu beitragen, Klasse neben *race*¹ und *gender* eine mindestens gleichrangige Stellung zuzuweisen. Gleichzeitig soll eine Einengung des Themas auf offensichtlich „klassenbewusste“ Texte wie beispielsweise Arbeiterliteratur vermieden werden. Dieses Gebiet, das in den 1930er Jahren *proletarian fiction* hieß und heute *working-class literature* genannt wird, wird meist als erstes assoziiert, wenn von Klasse die Rede ist. Denn während der Depressionszeit mit ihren zahlreichen linken Bewegungen war das Thema Klasse so stark im öffentlichen Bewusstsein verankert wie wahrscheinlich während keiner anderen Periode in der US-amerikanischen Geschichte. Die *proletarian fiction* machte Klasse und den Klassenkampf zu ihrem Hauptthema, und marxistische Literaturkritiker wie Michael Gold, Victor Francis Calverton, Edmund Wilson oder Granville Hicks diskutierten revolutionäre Literatur. Während marxistische Parteien nie die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich hatten, stellte die *Popular Front* der 1930er Jahre mit ihren „fellow travelers“ eine echte Massenbewegung dar (Denning 1998). Diese Tatsache geriet jedoch im Lauf der McCarthy-Periode in Vergessenheit und wurde erst seit den 1960er Jahren allmählich wieder in das US-amerikanische Bewusstsein zurückgerufen. Im Rahmen dieser Arbeit geht es im Rahmen des Kapitels über Meridel Le Sueur um *proletarian fiction*; daneben wird jedoch Wert darauf gelegt, Klasse in weniger offensichtlich „klassenbewussten“ Texten zu analysieren.

¹ Da es im Deutschen keine adäquate Übersetzung von „race“ gibt, verwende ich den englischen Begriff.

Im Mittelpunkt dieser Studie stehen darum nicht bekannte Schriftsteller wie John Dos Passos, John Steinbeck oder Richard Wright, deren Namen mit sozialkritischen Darstellungen der US-amerikanischen Gesellschaft verbunden sind. Vielmehr soll anhand von weniger bekannten Texten angedeutet werden, wie vielfältig die „imagined class communities“ - um einen Ausdruck in Anlehnung an Benedict Anderson (Anderson 1983) in leicht abgeänderter Form zu gebrauchen - der US-amerikanischen Literatur dieser Zeit sind. Im Einzelnen gehe ich auf folgende Texte genauer ein: *The Girl* von Meridel Le Sueur (Le Sueur 1986), ein Text, der zwar erst 1978 veröffentlicht, jedoch in den Dreißiger Jahren geschrieben wurde, *Quicksand* (1928) und *Passing* (1929) von Nella Larsen (Larsen 1988) und *The Living Is Easy* (1948) sowie ausgewählte Kurzgeschichten von Dorothy West (West 1982). Eine Gemeinsamkeit dieser Texte ist, dass die Protagonistinnen weiblich sind und sich mit der Herausforderung konfrontiert sehen, eine eigenständige Existenz aufzubauen. Darüber hinaus thematisieren alle vier Autorinnen Zusammenhänge von Klasse, *race* und *gender*. In den Werken dieser Autorinnen ist Klasse zwar nicht immer in gleicher Weise an der Oberfläche des Textes präsent, trotzdem jedoch allgegenwärtig. Ich hoffe, sowohl typische Darstellungsweisen von Klasse in dieser Zeit als auch die besondere Problematik des US-amerikanischen Umgangs mit sozialer Ungleichheit herauszuarbeiten. Diese Arbeit beansprucht nicht, einen Überblick über den US-amerikanischen Roman der 1920er und 1930er Jahre zu geben. Trotzdem bin ich der Meinung, dass die Analyse dieser Romane im Hinblick auf die Darstellung von Klasse nützliche Erkenntnisse liefern kann. Um einen Eindruck der thematischen Bandbreite zu geben, seien hier einige Themen angerissen, die im Verlauf der Studie eine Rolle spielen werden: *gender*, Ehe, Familie, *race*, Hautfarbe bzw. Teint, *passing* bezogen auf *race*, Klasse und Sexualität, sowie das Verhältnis zwischen dem amerikanischen Süden und dem Norden bzw. zwischen Stadt und Land. Im Folgenden soll zunächst ein kurzer Streifzug durch die US-amerikanische Geschichte und Literaturgeschichte im Hinblick auf Klasse unternommen werden.

1.1 Geschichte und Literaturgeschichte

Die Tatsache, dass Gewerkschaften und linksorientierte Parteien in den USA in Stärke und Massenwirksamkeit nur selten ihre europäischen Entsprechungen erreichten, darf nicht zu der Annahme verleiten, es hätte an radikalen reformerischen Ideen gemangelt. Gemeinschaftlich orientierte Lebensentwürfe, die an die ursprüngliche Form kommunistischer Ideen erinnern, haben in den USA eine lange Tradition. Solche kooperativen Traditionen existierten schon vor der europäischen Besiedlung und wurden durch Einwanderer wie die deutschen Pietisten

oder die britischen *Shaker* weiter gefördert.² Obwohl die sozialistischen und marxistischen Parteien bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts von Einwanderern dominiert wurden, kann also von einer eigenen US-amerikanischen Tradition des *radicalism* gesprochen werden (Buhle 2002: 4-6).³ Diese Tradition, die sich unter anderem in zahlreichen militanten Streiks von den 1870er bis in die 1930er Jahre zeigte, wurde allerdings durch die McCarthy-Periode für einige Zeit zurückgedrängt. Als Resultat wurde die US-amerikanische Geschichte im Gegensatz zur europäischen meist ohne klassenkämpferisch inspirierte Auseinandersetzungen geschrieben (Tyrrell 1986). Die zahlreichen starken linksgerichteten Bewegungen, die sich zwischen der Mitte des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts in den USA formierten, kamen lange Zeit in der offiziellen Geschichtsschreibung nicht vor. Dass die Arbeitskämpfe zwischen ArbeiterInnen und den teilweise durch Truppen unterstützte Unternehmern mindestens genauso blutig verliefen wie in Europa, blieb lange ein Tabuthema. Von der *New Left* beeinflusste Historiker, zu denen unter anderem Howard Zinn gehörte, begannen in den 1960er Jahren damit, Klasse wieder offensiv in die US-amerikanische Geschichte hineinzu-schreiben. Zinn formulierte das revisionistische Ziel der *New Left Historians* folgendermaßen:

Probably the most important lesson of labor struggles in American history is that they took place - that the traditional notion that the United States has lacked the class conflict that we associate with other countries is false. Indeed, there is probably no other country with a history of dramatic and violent labor struggles comparable to ours. (South End Press Collective 1998: 114)

Als Resultat dieser Bemühungen stellt sich die US-amerikanische Geschichte heute anders dar als in den frühen 1960er Jahren. Ein Gebiet, dem verstärkt Aufmerksamkeit gewidmet wird, ist die Sozialgeschichte, die in den USA reich an Konfliktstoff ist. Schon im neunzehnten Jahrhundert existierten extreme Unterschiede in Bezug auf die Verteilung von Wohlstand. Im Jahr 1860 verfügten zehn Prozent der Bevölkerung über zwei Drittel des nationalen Vermögens, und die Schere zwischen Armen und Reichen öffnete sich immer weiter. In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hatte sich durch die zunehmende Industrialisierung eine immer größer werdende Gruppe von ArbeiterInnen gebildet, was dazu führte, dass die ebenfalls um diese Zeit entstehende Mittelklasse mehr und mehr Angst vor diesem ungebilde-

² Eine Übersicht über solche „communitic societies“ zwischen der Mitte des achtzehnten und dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts findet sich in Frederick A. Bushees *Communitic Societies in the United States* aus dem Jahr 1905 (Bushee 1905: 661-664). Bushee teilt die Organisationen in „Religious“, „Owenite“, „Fourierist“, „Independent“ und „Modern socialistic or cooperative“ ein und gibt sowohl die Anzahl der Mitglieder als auch, soweit bekannt, die Gründe des Scheiterns an.

³ Auch Albert Fried argumentiert, sozialistische Traditionen bildeten einen integraler Bestandteil der US-amerikanischen Geschichte und beschreibt in *Socialism in America* die Bandbreite sozialistischer Bewegungen in den USA (Fried 1970: 2).

ten, als unmoralisch angesehenen Proletariat entwickelte (Heideking 1996: 122-123). Diese Angst schlug sich in der Literatur nieder und lässt sich beispielsweise anhand der Romane von Nathaniel Hawthorne nachvollziehen, wie Walter Herbert in *Dearest Beloved: The Hawthornes and the Making of the Middle-Class Family* (Herbert 1993) argumentiert. Explizit thematisiert wurden die extremen Unterschiede in der Gesellschaft beispielsweise von James Fenimore Cooper, der 1838 eine Schrift mit dem Titel *The American Democrat or Hints on the Social and Civic Relations of the United States of America* veröffentlichte. Darin bringt er unter anderem seine Sorge zum Ausdruck, dass zu viel Macht für das Volk, das nicht „refined“ sei, nicht förderlich sein könne. Interessanterweise nimmt er in seiner Beschreibung der US-amerikanischen Gesellschaft eine Feststellung vorweg, die von Soziologen des zwanzigsten Jahrhunderts auch teilweise vertreten wird, nämlich „classes run into each other more easily than in other countries“ (Cooper 1956: 81).

Aus europäischer Sicht beschrieb zur gleichen Zeit Francis J. Grund, der die USA bereiste, in seinem Buch *Aristocracy⁴ in America* (1839) die dortige Gesellschaft. Seine Beobachtungen widersprachen dem amerikanischen Glauben, man habe die in Europa sorgfältig gepflegten Standesunterschiede hinter sich gelassen: „Society in America [...] is characterized by a spirit of exclusiveness and persecution unknown to any other country“ (Grund 1968 (1839): 52). Allerdings muss in dieser Hinsicht differenziert werden. So notierte Grund, dass im rauen Westen des Landes, der allmählich erschlossen wurde, Statusunterschiede weit weniger gepflegt würden als im Osten (Grund 1968 (1839): 63). Eine der Städte, die im Hinblick auf Aristokratie die ausgeprägteste Tradition hat, ist Boston. Dort erschien 1846 eine Schrift mit dem Titel *Our First Men: Calendar of Wealth, Fashion and Gentility, Containing a List of Those Persons Taxed in the City of Boston, Credibly Reported to be Worth One Hundred Thousand Dollars, With Biographical Notes of the Principal Persons* (Anonymous 1846). Wie diese Schrift belegt, wurde Geld als ein wesentlich verlässlicheres Einstufungskriterium im Hinblick auf die Elite empfunden als Herkunft. Allerdings war Geld nicht gleich Geld,

⁴ Es muss darauf hingewiesen werden, dass sich der Bedeutungsgehalt des Wortes „aristocracy“ im Lauf der Zeit gewandelt hat; so war etwa im Verständnis Cotton Mathers „aristocracy“ nicht unvereinbar mit Elementen, die heute als demokratisch aufgefasst werden (Brown 1967: 12). Auch im zwanzigsten Jahrhundert gab es im Übrigen offene Befürworter von *aristocracy*, so etwa Digby E. Baltzell, der in seinem klassischen Buch *The Protestant Establishment: Aristocracy and Caste in America* die Existenz einer Aristokratie und damit einer sicheren, organischen Führung als förderlich für eine Gesellschaft darstellt (Baltzell 1964: 24, 382).

denn zwischen „old“ und „new moneyed aristocracy“ wurde fein säuberlich unterschieden.⁵ Wie ausgeprägt der Standesdünkel in Boston war, zeigt sich auch daran, dass Oliver Wendell Holmes 1861 in Anlehnung an die indische Gesellschaft den Ausdruck „Boston Brahmins“ für die örtliche Oberklasse prägte.⁶ Wie ich in Kapitel 4 über die aus Boston stammende Dorothy West genauer ausführen werde, wurde Holmes' Ausdruck in Form der Abwandlung „Black Brahmins“ auch auf die exklusive schwarze⁷ Oberklasse in Boston angewandt.

Obwohl sich im Lauf der Industrialisierung seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts viel sozialer Sprengstoff ansammelte, entstanden in den USA keine ebenso starken Arbeiterorganisationen wie in Europa. Die gesellschaftlichen Strukturen in den USA waren jedoch ganz andere als in Europa, was unter anderem an der bis zum Ersten Weltkrieg nicht abreißenden Einwanderung und dem dadurch nie erschöpften Reservoir an billigen Arbeitskräften lag. Einen entsprechend schweren Stand hatten die Arbeiterorganisationen, in denen um 1900 nur 3% aller Beschäftigten in den USA organisiert waren (Jones 1999: 158-162). Ein zusätzliches Problem für linksorientierte Organisationen bestand darin, dass in den USA alles Sozialistische als „alien“ und „foreign“ angesehen wurde und daher nicht auf große Resonanz stieß.⁸ Obwohl also die Bedingungen für Arbeitskämpfe ungleich schlechter waren als in Europa,

⁵ In der anonymen Schrift *Our First Men* ist zu lesen: „It is no derogation, then, to the Boston aristocracy, that it rests upon money. Money is something substantial. Every body knows that and feels it. Birth is a mere idea, which grows every day more and more intangible. It should be understood, however, that in Boston, as elsewhere, this monied aristocracy is divided into two sections, the old and the new, or with more precision, and in country terms, the two-year-old, and the yearling aristocracy“ (Anonymous 1846: 5). Dass diese Unterscheidung zwischen „old“ und „new money“ auch gegenwärtig noch aktuell ist, dokumentiert Nelson Aldrichs Buch *Old Money: The Mythology of America's Upper Class*, in dem er den Unterschied zwischen „Old Money“ und den „entrepreneurial haves and would-haves, or Market Man“ beschreibt (Aldrich 1988: 106).

⁶ Der Ausdruck „Boston Brahmins“ wurde von Oliver Wendell Holmes in seinem Roman *Elsie Venner* (Holmes 1861) geprägt und bezog sich ursprünglich nur auf drei Familien (die Lowells, Appletons und Lawrences), die Geschäftspartner waren und untereinander heirateten (O'Connor 1991: 84). Später wurde er auf die weiße Bostoner Oberschicht ausgeweitet und schließlich, in der Form „Black Brahmins“, auch auf die schwarze Oberschicht angewandt (Cromwell 1994).

⁷ Mir ist bewusst, dass der Begriff „schwarz“ nur in Anführungszeichen verwendet werden sollte und außerdem in den USA weitgehend durch „African American“ ersetzt wurde. Da ich in diesem deutschen Text jedoch nicht das Adjektiv *African American* verwenden möchte, bitte ich die LeserInnen, die Anführungszeichen bei dem Begriff „schwarz“ in Gedanken hinzuzufügen.

⁸ Vgl. die Übersichten über den Einfluss von Einwanderern auf die sozialistischen Bewegungen in den USA in Albert Frieds *Socialism in America* (Fried 1970) und in Paul Buhles *Marxism in the United States* (Buhle 1987).

kam es, wie schon oben erwähnt, dennoch zu blutigen Konflikten. Armee und Unternehmer wirkten zusammen in der gewalttätigen Niederschlagung der Unruhen.⁹

Die Tatsache, dass der Kampf der Arbeiterbewegung in den USA anders verlief als in Europa, inspirierte Werner Sombart zu seiner berühmten Frage „Why Is There No Socialism in the United States?“ (Sombart 1906). Ironischerweise erlebte die sozialistische Partei ihren schnellsten Zuwachs in den Jahren, die unmittelbar auf diese Frage folgten (Vanneman und Cannon 1987: 2). Sombarts rhetorische Frage darf außerdem nicht darüber hinwegtäuschen, dass es in den USA durchaus heftige Auseinandersetzungen über den Sozialismus gab. Während die einen wie A.M. Simons in seinem Buch *Class Struggles in America* (Simons 1909) die US-amerikanische Geschichte als Geschichte von Klassenkämpfen darstellten, verdammt andere den Sozialismus. Dies geschah zum einen, wie oben schon angedeutet, mit der Begründung, der Sozialismus sei „alien“, und zum anderen aus religiösen Gründen. Marshall Boarman etwa argumentierte, der Sozialismus wolle die Familie und die Religion zerstören und sei im Übrigen überflüssig, da die Kirche sich um die Arbeiter kümmere (Boarman 1904: 10-13, 40).

In der Tat waren durch die Industrialisierung seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zahlreiche soziale Probleme aufgebrochen, was zur Entstehung von Reform- und Protestbewegungen führte. Diese gesellschaftskritische Stimmung fand ihren Niederschlag auch in der Literatur, etwa in den realistischen Romanen William Dean Howells', Henry James' oder Mark Twains, die detailreiche Gesellschaftsportraits entwarfen. Edward Bellamys *Looking Backward, 2000-1887* (1888) löste eine Welle utopischer Romane aus. In diesem Zusammenhang ist aus feministischer Perspektive Charlotte Perkins Gilman erwähnenswert, die in *Herland* (1979) und *With Her In Ourland* (1997) Utopien aus Frauensicht entwarf und eine sozialistische Zeitschrift namens *The Forerunner* herausgab. Darüber hinaus wurde sie durch ihr Buch *Women and Economics: A Study of the Economic Relation between Men and Women as a Factor in Social Evolution* (1898) zu einer wichtigen Figur in der US-amerikanischen Frauenbewegung. Jack London gehörte ebenfalls wie Gilman zu den AutorInnen, die offen für den Sozialismus eintraten, wie etwa in seiner Utopie *The Iron Heel* (1908) oder in *War of the Classes* (1905).

⁹ So wurden beispielsweise während eines Streiks im Jahr 1877 Truppen eingesetzt, um Streikbrecher zur Arbeit zu geleiten, was kein Einzelfall war, wie Jacqueline Jones darlegt: „[a]mong western industrialized nations, the United States possessed a unique record of labor violence in the late nineteenth century“ (Jones 1999: 158-162).

Neben dem Kampf für die Rechte von Frauen und ArbeiterInnen wurde auch nach der Abschaffung der Sklaverei der Kampf für die Gleichberechtigung der Schwarzen fortgesetzt. Die *Reconstruction Period* brachte in dieser Hinsicht neue Probleme; so stieg z. B. die Zahl der Lynchmorde stark an. Der literarische Protest nahm nun nicht mehr die Form von *slave narratives* an, sondern wurde zunehmend in Romanen geäußert, wie z. B. Frances Ellen Watkins Harpers *Iola Leroy* (1892) oder Pauline Hopkins' *Contending Forces* (1900) zeigen. Mit seinem Ausspruch „the problem of the Twentieth Century is the problem of the color line“ (DuBois 1996c: 359) prophezeite W.E.B. DuBois schon im Jahr 1903 in *The Souls of Black Folk*, dass es bis zur vollen Gleichberechtigung der Schwarzen trotz der vielen Bemühungen um *racial uplift* noch ein weiter Weg sein würde. Weniger bekannt als DuBois' ursprüngliche Formulierung dieses Satzes ist, dass er im Lauf seines Lebens seine These dahingehend modifizierte, das Problem des zwanzigsten Jahrhunderts sei „labor“ (Horne 1986: 6).

Der naturalistische Roman nahm sich ebenso wie Texte schwarzer Autorinnen oder realistische und utopische Traditionen gesellschaftlicher Missstände an, wie etwa Stephen Cranes *Maggie: A Girl of the Streets* (1893), Frank Norris' *McTeague: A Story of San Francisco* (1899) oder Theodore Dreisers *Sister Carrie* (1901) belegen. Der Protestroman der *Progressive Era* – beispielsweise Upton Sinclairs Roman *The Jungle* (1906) über die Arbeitsbedingungen in den riesigen Schlachthöfen Chicagos – übte in seiner Kritik ebenfalls keine Zurückhaltung. Auf den Ersten Weltkrieg und den dadurch ausgelösten wirtschaftlichen Aufschwung, der zur massenhaften Migration vieler Schwarzen aus dem Süden in die urbanen Zentren des Nordens führte (*Great Migration*), folgten die so genannten goldenen Zwanziger Jahre, in denen *new woman* und *flapper* die Geschlechterverhältnisse gründlich in Frage stellten. Selbstbewusste, rauchende Frauen mit kurzen Haaren und Röcken eroberten zunehmend sowohl die Arbeitswelt als auch die Welt der Vergnügungen. Literarisch wurde diese Zeit paradigmatisch verarbeitet in F. Scott Fitzgeralds *The Great Gatsby* (1925). Das Leben in der Großstadt, das Fitzgerald wiederholt thematisierte, behandelte auch John Dos Passos in *Manhattan Transfer* (1925). Darüber hinaus spielte die Großstadt, insbesondere New York, in den 1920er Jahren eine Rolle als Kristallisationspunkt für die Harlem Renaissance. Trotz der großen Bedeutung, die das urbane Zentrum für die beteiligten SchriftstellerInnen hatte, wurden Autorinnen wie Jessie Fauset, Nella Larsen und Dorothy West, die sich mit urbanen Themen beschäftigten, bis in die 1980er Jahre hinein weniger geschätzt als etwa Paul Laurence Dunbar oder Zora Neale Hurston, die sich ländlichen Themen und dem als authentisch schwarz betrachteten *black folk* widmeten.

Mit dem Einsetzen der Weltwirtschaftskrise nach dem Börsensturz des Schwarzen Freitag am 25. Oktober 1929 begannen sich die literarischen Themen zu verändern. Zu den paradigmatischen Texten der Epoche, die sich mit den durch Naturkatastrophen und die Depression verursachten Leiden der Bevölkerung beschäftigten, gehörte John Steinbecks *Grapes of Wrath* (1939). Die sozialen Probleme der 1930er Jahre führten dazu, dass die *Popular Front* zu einer Massenbewegung wurde, die prägenden Einfluss auf die künstlerische Produktion der Zeit, aber auch auf die US-amerikanische Kultur im Allgemeinen haben sollte, wie Michael Denning schreibt:

[T]he works of the cultural front had a profound impact on American culture, informing the life-work of two generations of artists and intellectuals. For the first time in the history of the United States, a working-class culture had made a significant imprint on the dominant cultural institutions. Both high culture and mass culture took on a distinctly plebeian accent. Black and ethnic writers, descendants of the proletarian avant-garde, dominated twentieth-century American literature. [. . .] The cultural front had begun a laboring of American culture. (Denning 1998: xx)

Wie Denning darlegt, waren es die nicht der Kommunistischen Partei angehörenden „fellow travelers“, die für die Breitenwirkung der *Popular Front* sorgten. Meridel Le Sueur zählte dagegen wie Michael Gold zu den AutorInnen, die sich ausdrücklich für die kommunistische Partei einsetzen. Die Sympathien für die Partei waren unabhängig von *race* verteilt; auch viele schwarze SchriftstellerInnen wie Langston Hughes oder Richard Wright fühlten sich der Kommunistischen Partei verbunden.¹⁰

Im Lauf des Zweiten Weltkriegs und besonders durch die McCarthy-Zeit verstummten viele kritische Stimmen. Erst in der Folge der 1960er Jahre wurden gesellschaftskritische Themen wieder stärker behandelt, was sich unter anderem an dem neu erwachten Interesse an „Arbeiterliteratur“ zeigte, die nun allerdings nicht mehr wie in den 1930er Jahren *proletarian writing*, sondern *working-class literature* genannt wurde. Für Meridel Le Sueur bedeutete das

¹⁰ Positiv auf das Verhältnis zwischen *African Americans* und der kommunistischen Partei wirkte sich der international beachtete Fall der „Scottsboro Boys“ im Jahr 1931 aus, in dem es um die angebliche Vergewaltigung einer weißen Frau durch schwarze Arbeiter ging. Für die Periode nach diesem Zeitpunkt gilt, dass „[t]he CPUSA was never a success in America when it was not successful in the Black community“ (Horne 1986: 290-291). Allerdings wurde die „black community“ bisweilen auch gespalten durch die CPUSA, wie Mark Naison mit Blick auf eine Kampagne der Partei gegen schwarze Vermieter in Harlem darlegt: „The new line of the Comintern, calling for a repudiation by Communists of all forms of reformism, sparked a mechanical reinterpretation of class relations in Black America whereby black business and professional people became ‘parasites’ on the backs of the black workers, and black betterment organizations (e.g. the NAACP, the Urban League, and the Garvey movement) simple ‘tools’ of white capitalists“ (Naison 1983: 20).

Entstehen dieser neuen Disziplin ihre Wiederentdeckung, da sie ihre in den Dreißiger Jahren erlangte Bekanntheit während der McCarthy-Zeit vollständig eingebüßt hatte. Im Hinblick auf das Thema Klasse ist eine Entwicklung, die im letzten Jahrzehnt innerhalb von *working-class literature* stattfand, besonders hervorzuheben, nämlich das steigende Interesse an *poor white trash*, also der Bevölkerungsgruppe, zu der Meridel Le Sueurs Protagonistin in *The Girl* gehört. Das zunehmende Bewusstsein dafür, dass Armut unabhängig von *race* ist und nicht nur Angehörige ethnischer Minderheiten, sondern auch Teile der weißen Bevölkerung betrifft, hat zur gesteigerten Komplexität von „race, class and gender“-Analysen beigetragen. Im Folgenden gehe ich kurz auf das soziologische Verständnis von Klasse, insbesondere in den USA, ein.

1.2 Zum soziologischen Verständnis von Klasse unter besonderer Berücksichtigung der USA

Der Begriff „Klasse“ war in der Soziologie schon gebräuchlich lange bevor er durch die politischen Folgen der Marxschen Theorien zum Kampfbegriff wurde. Ursprünglich eine Bezeichnung für Gruppen in der römischen Gesellschaft, wurde er von der Botanik aufgegriffen und seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts für soziale Gruppen verwendet (Simpson und Weiner 1989b: 279). Nach dem Entstehen des Marxismus wurde „Klasse“ für lange Zeit zu einem Begriff, der die Soziologie in ein bürgerliches und ein marxistisches Lager spaltete. Trotzdem wurde „Klasse“ immer auch über marxistisch angehauchte Theorien hinaus als Oberbegriff gebraucht. Nicht nur Marx, auch Max Weber verwendete den Begriff in seinem Terminus „soziale Klasse.“ Ein Blick in das *Lexikon der Soziologie* (Fuchs-Heinritz, et al. 1995) zeigt, wie breit das Bedeutungsspektrum von Klasse ist. Dort finden sich folgende Definitionen:

[1] analytischer Begriff für einen Teil der Gesellschaft, gekennzeichnet durch ein Merkmal, der dem anderen Teil der Gesellschaft, gekennzeichnet durch das genau entgegengesetzte Merkmal, gegenübersteht [...]. [2] Bevölkerungsgruppierung, die sich aufgrund ökonomischer Fakten in der Gesellschaft gebildet hat [...]. [3] Nach K. Marx Bevölkerungsgruppierung, die sich aufgrund der Arbeitsteilung im politisch-ökonomischen Sozialgefüge der Produktion und des Warenaustausches herausgebildet hat. [...] [4] Bei M. Weber jede Gruppe von Menschen, die sich in einer gleichen Klassenlage befinden. [...] [6] Synonym für Schicht; dies häufig bei Übersetzungen aus dem Englischen. [7] Synonym für Status; weniger in der deutsch- als in der englischsprachigen Literatur verbreitet. (Fuchs-Heinritz et al. 1995: 334-335)

Wie aus diesen Definitionen deutlich wird, ist Klasse in der Soziologie ein facettenreicher Begriff, der von den verschiedensten Strömungen je unterschiedlich verwendet wird. Grundsätzliche Unterschiede im Verständnis von Klasse hängen nicht nur von der jeweiligen Schule, sondern teilweise auch von der verwendeten Sprache ab. So ist das englische „class“, wie der obigen Definition zu entnehmen ist, näher an „Schicht“ und „Status“ als das deutsche „Klasse“. Außerdem werden soziologische Konzepte von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen beeinflusst. So gab es etwa in den USA in den 1930er Jahren, als die Rassentrennung noch in vollem Gange war, soziologische Diskussionen darüber, ob „class“ oder „caste“ der angemessenere Ausdruck für die Beschreibung sozialer Ungleichheit zwischen Schwarzen und Weißen sei (Cox 1948, Dollard 1949).

Angesichts der vielfältigen Bedeutungen von Klasse kann es nicht Ziel dieser Arbeit sein, eine umfassende soziologische Diskussion des Begriffs zu präsentieren. Ich stütze mich in meiner Auffassung von Klasse hauptsächlich auf Pierre Bourdieu, der marxistische und weberianische Traditionen vereint, wenn er Klasse folgendermaßen beschreibt:

[E]ine Klasse oder Klassenfraktion [ist] nicht allein durch ihre Stellung innerhalb der Produktionsverhältnisse - feststellbar anhand von Merkmalen wie Beruf, Einkommen oder Ausbildungsniveau - definiert [...], sondern auch durch einen bestimmten geschlechtsspezifischen Koeffizienten, eine bestimmte geographische Verteilung (die gesellschaftlich nie neutral ist) und durch einen Komplex von Nebenmerkmalen, die im Sinne unterschwelliger Anforderungen, als reale und doch nie förmlich genannte Auslese- oder Ausschlussprinzipien funktionieren können (das gilt zum Beispiel für ethnische Zugehörigkeit und Geschlecht) [...]. (Bourdieu 1982: 176-177)

Dass Bourdieu Geschlecht und Ethnizität zu Bestandteilen von Klasse erklärt, machte seine Theorien anschlussfähig für *Cultural Studies*. Einen starken Einfluss auf die Literatur- und Kulturwissenschaften übt er jedoch vor allem deswegen aus, weil er neben dem ökonomischen Kapital die Kategorien des kulturellen und des sozialen Kapitals einführte. Nach Bourdieu ist es nur möglich, „der Struktur und dem Funktionieren der gesellschaftlichen Welt gerecht zu werden, wenn man den Begriff des Kapitals in all seinen Erscheinungsformen einführt, nicht nur in der aus der Wirtschaftstheorie bekannten Form“ (Bourdieu 1983: 184). Gesellschaftliche Distinktion findet dadurch statt, dass die verschiedenen Kapitalsorten in unterschiedlicher Menge vorhanden sind. Ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital können durchaus ineinander umgewandelt werden, was allerdings je nach Art der Umwandlung unterschiedlich schwer bzw. leicht fällt. Am zeitaufwändigsten ist der Erwerb kulturellen Kapitals, zumindest in seiner inkorporierten, verinnerlichten Form des Habitus, da dieser Prozess nicht delegiert werden kann: „Inkorporiertes Kapital ist ein Besitztum, das zu einem fes-

ten Bestandteil der ‚Person‘, zum Habitus geworden ist; aus ‚Haben‘ ist ‚Sein‘ geworden“ (Bourdieu 1983: 187). Der Habitus ist also gewissermaßen im Körper geronnene Geschichte. Daraus ergibt sich, dass kulturelle Distinktion nicht immer bewusst ablaufen muss. Nach Bourdieu findet sie vielmehr über den Habitus vermittelt kontinuierlich statt, unabhängig davon, ob man sich dessen bewusst ist oder nicht.

So anregend Bourdieus Theorien in den letzten Jahrzehnten für die Literatur- und Kulturwissenschaft auch waren, sind dennoch einige kritische Bemerkungen angebracht. Erstens ist sein Theoriegebäude ausschließlich auf Frankreich konzentriert, was die Übertragbarkeit seiner empirischen Ergebnisse einschränkt. Zweitens ist Bourdieus Klassenbegriff statisch; er geht von fixen Kontexteinflüssen und stabilen Klassifikationen durch den Habitus aus.¹¹ Die Frage, was geschieht, wenn ein Habitus den vertrauten Kontext wechselt oder wenn der Kontext sich auf Dauer ändert, wird nicht systematisch angeschnitten. Solche Fragen wären jedoch aus Sicht einer Kulturwissenschaft, die viel mit Konzepten wie *queerness* und Hybridität arbeitet, interessant. Drittens gibt es eine Dimension von Klasse, die Bourdieu nur am Rande erwähnt, die gerade in USA aber eine nicht unerhebliche Rolle spielt, nämlich Moralvorstellungen. Die Soziologin Michèle Lamont versucht in *Money, Morals, and Manners: The Culture of the French and American Upper-Middle Class* (Lamont 1992), Bourdieus Schema der drei Kapitalsorten unter Berücksichtigung dieser moralischen Kategorie für die USA zu modifizieren. Ein Teil ihrer Ergebnisse wird in Kapitel 3 über Nella Larsen genauer ausgeführt. Trotz dieser kritischen Anmerkungen im Hinblick auf Bourdieu muss der große Einfluss seiner Theorien, insbesondere der der verschiedenen Kapitalsorten, auf die Analyse von Klasse in Literatur und Kultur gewürdigt werden. Da der Fokus dieser Arbeit auf den USA liegt, gehe ich im Folgenden genauer auf die USA und das dortige Verständnis von Klasse ein.

Die Beschäftigung mit Klasse hat in der US-amerikanischen Soziologie eine lange Tradition. Schon seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts wurden soziologische Untersuchungen zum Thema Klasse angestellt, wie Thorstein Veblens *The Theory of the Leisure Class* (Veblen 1899) oder mehrere Studien von W.E.B. DuBois über die schwarze Bevölkerung¹² belegen. Trotzdem herrscht weithin die Überzeugung, die der CIO-Vorsitzende Philip Murray

¹¹ Loic Wacquant beispielsweise kritisiert an Bourdieus Theorie, dass sie nur wenig Raum für „non-hegemonic forms of consciousness“, also für Veränderung, lässt (Wacquant 1993: 125).

¹² vgl. *The Negro in Business: Report of a Social Study made under the Direction of Atlanta University* (DuBois 1899), *The Black North in 1901. A Social Study* (DuBois 1969) und *The Philadelphia Negro: A Social Study* (DuBois 1996b).

1948 äußerte: „we have no classes in this country“ (Zieger 1999: 178). Diese Auffassung wird teilweise auch von Soziologen vertreten. So kommt etwa Paul W. Kingston in dem Aufsatz „Are There Classes in the United States?“ zu dem Schluss, es gebe in den USA keine „meaningful, realist conception of class“ (Kingston 1994: 3). Margo Anderson argumentiert ähnlich, wenn sie – allerdings mit Bedauern – feststellt, dass „Americans do not have a language of class“ (Anderson 1988: 369). Harvey J. Kaye dagegen stellt die US-amerikanische Gesellschaft in einem völlig anderen Licht dar:

America has always been a class-structured society, and the progress of democratic life has entailed frequent class conflict, quite often bloodier than in the supposedly more rigidly stratified European states. Yet the myth of classlessness has endured as a defining feature of our national identity. Throughout our history, we have seen ourselves as a nation in which opportunities and mobilities combined to effectively inhibit the formation of an Old World-style social hierarchy. In the myth's most recent rendition, we have conceded that the notion of class has some explanatory power in understanding American society; but only to the extent that, in the popular consciousness, almost every American is "middle class". (Kaye 1996: 62)

In seiner Einschätzung, die USA seien nicht so „classless“ wie meist angenommen, steht Kaye nicht alleine. W. Lloyd Warner beispielsweise schrieb im Jahr 1949:

[R]ecent scientific studies of social class in the several regions of the United States demonstrate that it is a major determinant of individual decisions and social actions; that every major area of American life is directly and indirectly influenced by our class order; and that the major decisions of most individuals are partly controlled by it. (Warner 1960: 6)

Wer zu der Einschätzung neigte, Klasse sei in den USA vorhanden, konnte allerdings leicht ideologisch in Verdacht geraten, weil - wie in der Gesamtgesellschaft - auch in der Soziologie das Konzept Klasse bisweilen als gefährlicher oder bestenfalls überflüssiger Import aus Europa angesehen wurde (Page 1969: x).¹³ Da die ungleiche Ressourcenverteilung innerhalb der Gesellschaft trotz der Skepsis gegenüber dem Konzept Klasse nicht zu übersehen war, bürgerte es sich ein, die US-amerikanische Gesellschaft als überwiegend aus Mittelklasseangehörigen bestehend wahrzunehmen. Im Lauf des zwanzigsten Jahrhunderts sahen sich die Amerikaner immer stärker als „middle class“, so dass mittlerweile festgestellt werden kann, „the middle class is the working class“ (Anderson 1988: 355-356). Wie Jill H. Kasen schreibt, hat die Mittelklasse inzwischen nationale Bedeutung angenommen: „America has so thor-

¹³ Charles H. Page drückt diesen Sachverhalt in seiner Studie über die Anfänge der amerikanischen Soziologie folgendermaßen aus: „in the United States [...] the word 'class' is symbolic of stereotyped conceptions, and is apt to convey the impression that the person who speaks of 'class' is moving outside the boundaries of American culture, or indicating an allegiance to the 'foreign' doctrine of Marxism“ (Page 1969: xi).

oughly advertised itself as a middle class society that the middle class has become a symbol of this country“ (Kasen 1979: 349).

Es überrascht nicht, dass Klassenkampf kein häufig gebrauchtes Wort in einer Gesellschaft ist, in der es nach einer weit verbreiteten Meinung fast nur Mittelklasseangehörige und so gut wie keine Arbeiterklasse gibt. Interessanterweise wird der Begriff „class warfare“ ausgerechnet in einer Studie über die feinen Unterschiede in der US-amerikanischen Oberklasse benutzt. In *Old Money: The Mythology of America's Upper Class* schreibt Nelson Aldrich:

Class warfare has many fronts in the United States - debtors against creditors, industrial labor against professional management, philistines against intelligentsia, and the poor against the middle classes - but none is so rhetorically lively as the front between the patrimonial haves, or Old Money, and the entrepreneurial haves and would-haves, or Market Man. (Aldrich 1988: 106)

Die Vertreter des „Old Money“, das Aldrich als „inherited wealth socialized“ (xiii) definiert, geben sich also alle Mühe, sich von Neureichen zu distinguieren. Dass Geld allein keineswegs ausreicht, um in der etablierten Oberklasse akzeptiert zu werden, illustriert eine Anekdote, die W. Lloyd Warner in *Social Class in America* wiedergibt. Ein gewisser John Smith, ein Neureicher, will einem angesehenen Club beitreten. Nachdem er einige Zeit keine Reaktion auf sein Beitritts-gesuch erhalten hat, stellt er einen der Vorstände zur Rede, woraufhin der ihm erklärt: „Well, John, we don't think you've got the *kind* of money necessary for being a good member of the X club. We don't think you'd be happy in the X Club“ (Warner 1960: 22). Letzten Endes ermöglicht eine großzügige Spende doch noch die Aufnahme in den exklusiven Club, allerdings erst, nachdem die Unterschiede zwischen „old“ und „new money“ ausreichend markiert wurden. Warner schlussfolgert aus dieser Anekdote:

Something more than a large income is necessary for high social position. Money must be translated into socially approved behavior and possessions, and they in turn must be translated into intimate participation with, and acceptance by, members of a superior class. (Warner 1960: 21)

Innerhalb der Oberklasse besteht also kein Zweifel an der Existenz von Klassenbewusstsein. Was die Gesellschaft als Ganzes betrifft, ist Klassenbewusstsein allerdings ein umstrittenes Thema. Selbst Soziologen, die vom Vorhandensein von Klasse in den USA ausgehen, argumentieren oft, das US-amerikanische Klassenbewusstsein sei sehr gering bzw. nicht vorhanden.¹⁴ Dem widersprechen Vanneman und Cannon in ihrem Buch *American Perceptions of*

¹⁴ Dies wird in der Regel damit begründet, dass der US-amerikanische Expansionsdrang nach Westen sowie die Wertschätzung des Individualismus weniger Klassenbewusstsein aufkommen ließen als in Europa (Page 1969: xlvi).

Class (Vanneman und Cannon 1987). Sie argumentieren, nur weil die Arbeiterbewegung in den USA weniger Erfolg gehabt habe als in Europa, könne man nicht ohne weiteres auf fehlendes Klassenbewusstsein in den USA schließen:

Our central proposition is that Americans do perceive classes in American society - true classes: not just vague status distinctions between the elegant and the uncouth but actual conflict groups that are divided by opposing interests in the capitalist organization of society. (Vanneman und Cannon 1987: 14)

Vanneman und Cannon müssen allerdings zugeben, dass dieses Klassenbewusstsein „ineffectual“ ist, was sie damit begründen, dass „mental states cannot always be translated into observed behavior, much less into any successful outcome of class conflict“ (Vanneman und Cannon 1987: 14). Auch Daniel W. Rossides geht von der Existenz von Klassenbewusstsein aus, seine Position ähnelt allerdings eher der Aldrichs als der Vanneman und Cannons:

What consciousness of class does exist is found mostly among the upper classes. Probably the closest approximation of class thinking among Americans is the view that the lower classes face barriers to achievement because of inadequate opportunity. (Rossides 1976: 265)

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass Klasse in der US-amerikanischen Soziologie zwar von Anfang an diskutiert wurde, dass jedoch über die Existenz von Klassen und Klassenbewusstsein bis heute kein Konsens besteht. Die neuen sozialen Bewegungen der 1960er Jahre führten in der Soziologie dazu, dass *race* und *gender* stärker thematisiert wurden. *Race* hatte schon zuvor eine prominente Rolle gespielt; nach dem offiziellen Ende der Rassentrennung wurde zunehmend das Thema Armut diskutiert sowie die Frage, wie ethnischer Diskriminierung zu begegnen sei. Die zweite Welle des Feminismus führte dazu, dass *gender* stärker als zuvor in soziologische Betrachtungen einfluss. In der Folge kamen ähnlich wie in den Kulturwissenschaften auch in der Soziologie Analysen von „race, class, gender“ auf.¹⁵ Da *race* und *gender* neben Klasse die wichtigsten Kategorien in dieser Arbeit sind, gehe ich im Folgenden genauer auf diese beiden Aspekte im Zusammenhang mit Klasse ein.

¹⁵ Vgl. Unterrichtsmaterialien wie Rosenblum und Travis (1996), Andersen und Hill Collins (1998) oder Healey (1998).

1.3 Klasse und gender

Die Existenz einer privaten und einer öffentlichen Sphäre, die jeweils geschlechtsspezifisch konnotiert sind, ist selbst für westliche Industriegesellschaften zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts noch prägend, obwohl die politische Rhetorik bisweilen das Gegenteil verkündet. Die Selbstverständlichkeit, mit der das politische und das wirtschaftliche Leben von Männern geprägt wird, lässt gelegentlich vergessen, dass sich das Konzept der getrennten Sphären erst im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts endgültig durchsetzte (Jones 1999: 103). Erst um 1850 wurde der „cult of true womanhood“ dominant, demzufolge „piety“¹⁶, „purity“, „submissiveness“ und „domesticity“ die weiblichen Kardinaltugenden darstellten (Welter 1966: 152). Dieses Ideal galt jedoch von vorneherein nur für Frauen der Mittel- und Oberklasse und ausschließlich für Weiße. Auch die Vorstellungen des *Women's Movement*, das sich im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts entwickelte, waren von Anfang an nicht homogen, sondern geprägt durch Unterschiede im Hinblick auf Klasse und *race*. Innerhalb des *Women's Movement* waren die Klassenunterschiede unübersehbar. Wie Karen Sacks argumentiert, gab es im Grunde drei Strömungen: die Bewegung der Arbeiterinnen, die der schwarzen Frauen sowohl aus der Arbeiter- als auch aus der Mittelklasse sowie die Gruppe der weißen Mittelklassefrauen. Aufgrund der verschiedenen Lebensumstände kämpften diese Fraktionen für unterschiedliche Ziele: die einen für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen, die nächsten gegen Rassismus, und die dritte Gruppe für Berufsausbildung und Arbeitsstellen sowie für die Rechte verheirateter Frauen (Sacks 1976: 30-32). Wie schon mehrfach betont, lässt sich nicht von Klasse sprechen, ohne *race* zu erwähnen. *Race* und *gender* lassen sich ebenfalls nicht voneinander trennen, wie bell hooks feststellt: „Race and sex have always been overlapping in the United States“ (hooks 1990: 57). Durch die Sklaverei entstanden mehrere – z. T. paradoxe – Stereotypen über schwarze Frauen¹⁷, wie Barbara Christian ausführt:

¹⁶ Die Rolle, die die christliche Religion bei der Aufrechterhaltung dieser *Gender*-Rollen spielte, lässt sich durch die Äußerung eines Reverend J. L. Spalding aus dem Jahr 1902 belegen, der argumentierte: „[p]urity, meekness, patience, faith, and love - which are the virtues that our blessed Lord most emphasizes - are, above all, womanly virtues“ (110). Damit die Rollenverteilung nicht in Frage gestellt würde, fügte er hinzu, dass „[n]or gods nor men love a manish woman or a womanish man“ (Spalding 1902: 113).

¹⁷ Nicht nur Frauen, auch schwarze Männer leiden unter Stereotypen aufgrund von *race*: „The black male body, hypersexualized and criminalized, has always functioned as a crucial and heavily overdetermined metaphor in an evolving national discourse on the nature of a multiethnic, multiracial American society“ (Gunning 1996: 3). Daher nimmt es nicht wunder, dass schwarze Feministinnen wie bell hooks bisweilen feministische Anliegen hintanstellen und argumentieren, Männer müssten als „comrades in struggle“ betrachtet werden (hooks 1984).

[Female slaves] were valued and devalued for their supposedly incredible sexuality in a society where a true woman was not supposed to have sexuality. They were valued and devalued in for their physical and psychological strength in a society where strength was a masculine word, for their lack of beauty in a society where beauty was equated with woman. (Christian 1985: 161)

Sklavinnen bildeten also den Gegenpol zu den zerbrechlichen, enthaltsamen weißen Frauen der besseren Kreise, für die der *cult of true womanhood* galt (Christian 1985: 161).¹⁸ Die mehrfache Unterdrückung aufgrund der Wechselbeziehungen von *race*, *gender* und Klasse wurde schon seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in der schwarzen Literatur thematisiert (Christian 1985: 121). Ein bekanntes Beispiel ist Harriet Jacobs semi-autobiographische *slave narrative* mit dem Titel *Incidents in the Life of a Slave Girl* (1861), in der aus der Sicht der Sklavin Linda Brent die Lebensumstände von Sklavinnen geschildert werden, bei denen zu der Ausbeutung durch Arbeit noch die sexuelle Ausbeutung durch die Sklavenbesitzer hinzukam. Jacobs legt Wert darauf, entgegen den Stereotypen von animalischen, lüsternen schwarzen Frauen die moralische Integrität ihrer Protagonistin hervorzuheben.¹⁹ Weitere Beispiele für die Thematisierung von *race*, *gender* und Sexualität lange vor der Harlem Renaissance sind Emma Dunham Kelleys *Megda* (1891) oder Pauline Hopkins' Roman *Contending Forces* (1900).

Dass, wie oben illustriert, *gender* mit Klasse und - in den USA unausweichlich - mit *race* interagiert, ist ein Allgemeinplatz. Die verschiedenen Strömungen in der Frauen- und Geschlechterforschung unterscheiden sich jedoch in der Art und Weise, wie die Wechselbeziehungen zwischen *race*, Klasse und *gender* konzeptualisiert werden, und im Hinblick auf die Frage, ob eine der Kategorien – und wenn ja, welche – als dominant angesehen

¹⁸ Aufgrund der verschiedenen Interessenlagen von weißen und schwarzen Frauen war ihr Verhältnis zueinander, selbst innerhalb des *Woman's Movement*, schon im neunzehnten Jahrhundert mit Problemen behaftet, wie etwa Debra Gold Hansens Studie über die *Boston Female Anti-Slavery Society* zeigt (Hansen 1993). Noch heute ist die Möglichkeit von *sisterhood* zwischen schwarzen und weißen Frauen ein sensibles Thema, wie beispielsweise Deborah King (King 1995) oder Hazel Carby in „White Woman Listen! Black Feminism and the Boundaries of Sisterhood“ (Carby 2000) darlegen.

¹⁹ In *Incidents in the Life of a Slave Girl* wird beschrieben, wie Linda ihre Flucht und ein Versteck organisiert und schließlich tatsächlich ihre Freiheit erlangt. Im Gegensatz zu den herrschenden Stereotypen wird der Besitzer, Dr. Flint, und nicht die Sklavin als unmoralisch dargestellt. Der Missbrauch wird zwar nicht explizit, aber deutlich genug beschrieben: „[My master] told me that I was his property; that I must be subject to his will in all things. My soul revolted against the mean tyranny. But where could I turn for protection? . . . [T]here is no shadow of law to protect [the slave girl] from insult, from violence, or even from death“ (Jacobs 1987: 275).

hen wird.²⁰ In der US-amerikanischen Frauenbewegung geht die Tradition, sich mit ökonomischen Fragen zu beschäftigen, bis in das neunzehnte Jahrhundert zurück, wie Charlotte Perkins Gilmans Studie *Women and Economics: A Study of the Economic Relation between Men and Women as a Factor in Social Evolution* aus dem Jahr 1898 zeigt. In dieser Untersuchung stellt Gilman unter anderem Überlegungen zur Bezahlung von Hausarbeit an, wie sie erst Jahrzehnte später wieder aufgegriffen werden sollten.²¹

Die Zeit nach 1900 brachte mit der *new woman* tief greifende Veränderungen im Verhältnis der Geschlechter zueinander sowohl im Arbeits- als auch im Privatleben mit sich. Der Erste Weltkrieg sorgte für einen zusätzlichen Schub im Hinblick auf die Erwerbstätigkeit von Frauen, und das Frauenwahlrecht im Jahr 1920 bedeutete einen großen Schritt vorwärts in Richtung politische Gleichberechtigung. Allerdings gab es noch genügend andere Themen, für die es sich einzusetzen galt, wie etwa der von Margaret Sanger angeführte Kampf um das Recht auf Geburtenkontrolle. Interessanterweise ist dies ein Gebiet, auf dem nach Meinung einiger Teile der Frauenbewegung Klasse eine Rolle spielte, da man Zusammenhänge zwischen dem Gefühl sexueller Hilflosigkeit seitens der Frauen und dem politischen bzw. ökonomischen System sah (Rowbotham 1999: 113). In den Zwanziger Jahren entstanden neben der *new woman* weitere neue Frauenbilder wie beispielsweise der *flapper*. Allerdings ist zu betonen, dass dieser freizügige Frauentyp, wie er in der Literatur der 1920er Jahre beispielsweise von F. Scott Fitzgerald oder seiner Frau Zelda in ihrem Roman *Save Me the Waltz* (Fitzgerald 1953) beschrieben wurde, nur für Frauen der Mittel- und Oberschichten umsetzbar war.

In den 1930er Jahren war zwar das Thema Klasse im Schwange, *gender* spielte jedoch nur eine untergeordnete Rolle (vgl. Kapitel 2 zu Meridel Le Sueur). Erst in den 1960er Jahren

²⁰ Dass die Annahme von Wechselbeziehungen zwischen *race*, Klasse und *gender* auch eine gewisse Flexibilität je nach Kontext erlaubt, lässt sich an zwei Zitaten von Cora Kaplan illustrieren. Im ersten Zitat stellt sie *gender* als zentrale Kategorie dar, wenn sie schreibt „[c]lass and race ideologies are [...] steeped in and spoken through the language of sexual differentiation“ (Kaplan 1992: 957), und im zweiten legt sie den Schwerpunkt auf Klasse, wenn sie von „the internal fracturing of class along lines of gender, race, and ethnicity“ (Kaplan 2000: 12) spricht.

²¹ Die Theorien, die Gilman in *Women and Economics* propagiert, sind auf der einen Seite von ihrer Zeit, insbesondere von darwinistischem Gedankengut, geprägt, beispielsweise wenn sie postuliert, dass „[t]he male human being is thousands of years in advance of the female in economic status“ (Gilman 1985: 9). Auf der anderen Seite nehmen manche ihrer Gedankengänge aber Argumentationen vorweg, die vom *second-wave feminism* wieder aufgegriffen wurden, wie etwa die Kritik daran, dass Hausarbeit nicht bezahlt wird: „The women who do the most work get the least money, and the women who have the most money do the least work. Their labor is neither given nor taken as a factor in economic exchange. It is held to be their duty as women to do this work; and their economic status bears no relation to their domestic labors, unless an inverse one“ (15).

formierte sich wieder eine starke Frauenbewegung in den USA. Zu Beginn des *second-wave feminism* entfaltete Betty Friedans Studie *The Feminine Mystique* (1963), in der sie die Nöte weißer, in Vororten lebender Mittelschichtfrauen beschrieb, große Breitenwirkung, offenbarte aber auch die Probleme dieser weißen, heterosexuellen und mittelschichtorientierten Frauenbewegung. Aus der Sicht des späten zwanzigsten Jahrhunderts erschienen Friedans Anliegen manchen Feministinnen als allzu bieder; bei der Bewertung darf jedoch nicht vergessen werden, dass nach dem Zweiten Weltkrieg eine Rückkehr zu traditionellen Frauen- und Familienbildern eingesetzt hatte.

Mit der *New Left* der 1960er Jahre, die sich zur gleichen Zeit wie die zweite Welle der Frauenbewegung entwickelte, gewann das Thema Klasse auch in feministischen Theorien an Boden. Marxistisch bzw. sozialistisch geprägte Strömungen standen insbesondere in den 1970er und 80er Jahren hoch im Kurs. Zwar spielt Geschlecht in der Marxschen Theorie selbst keine große Rolle, aber Friedrich Engels' Schrift *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates* (1884), in der er die Unterdrückung von Frauen mit der Entstehung des Privateigentums in Familien und der Durchsetzung der monogamen Ehe in Verbindung brachte, wurde zu einer wichtigen Grundlage für Analysen des Zusammenhangs von Klasse und Geschlecht (Gottschall 2000: 63). Während im marxistischen Feminismus *gender* nur als Nebenwiderspruch betrachtet wurde, konzentrierte sich der sozialistische Feminismus ausdrücklich auf Beziehungen zwischen Klasse und Geschlecht. Dies fand seinen Niederschlag z. B. in den Debatten um Produktion und Reproduktion²², Androgynie²³ oder um die *dual-systems*²⁴ bzw. *unified-systems theory*, die sich mit dem Zusammenhang von Patriarchat und Kapitalismus befassten.

²² Gayatri Chakravorty Spivak drückt den Zusammenhang zwischen Produktion und Reproduktion, verstanden im Sinne von weiblicher Gebärtätigkeit, folgendermaßen aus: „The possession of a tangible place of production, the womb, situates women as agents in any theory of production“ (Spivak 1996: 57). Allerdings wurde diese ausgeweitete Auffassung des Produktionsbegriffs bisweilen hart kritisiert (Gottschall 2000: 141, Barrett 1990: 26).

²³ Vgl. etwa Shulamith Firestone, die schreibt: „the end goal of feminist revolution must be, unlike that of the first feminist movement, not just the elimination of male *privilege* but of the *sex distinction* itself: genital differences between human beings would no longer matter culturally“ (Firestone 1994: 569).

²⁴ Auch innerhalb der *dual-systems theory* gab es verschiedene Strömungen. So argumentiert Juliet Mitchell in *Psychoanalysis and Feminism* (Mitchell 1974) psychoanalytisch und betrachtet das Patriarchat als nicht-materialistisch, während nach Heidi Hartmann soziale Machtverhältnisse materialistisch fundiert sind (Hartmann 1993).

Im Lauf der Achtziger Jahre wurden die Theorien der Frauen- und Geschlechterforschung, auch die marxistisch und sozialistisch orientierten, immer differenzierter. Man studierte verstärkt die Unterschiede zwischen Frauen im Hinblick auf Aspekte wie Ethnizität oder sexuelle Orientierung (Fox-Genovese 1990: 193). Ab den 1990er Jahren nahm das Interesse an Klasse ab, und man konzentrierte sich stärker auf *gender*. Dies lag zum Teil daran, dass der Umbruch in Osteuropa nach 1989 marxistische Theorien in Misskredit gebracht hatte. Daneben spielte jedoch auch die „Kulturalisierung des Sozialen“, wie sie der Siegeszug postmodern beeinflusster Theorien mit sich brachte, eine Rolle (Scholz 2000: 5). Dem Misstrauen gegenüber allem Materiellen entsprach, dass selbst die Materialität von Körpern in Frage gestellt wurde, wie es Judith Butler in *Gender Trouble* (1990) tat, was ihr harsche Kritik einbrachte und manche um die Grundlagen der Frauen- und Geschlechterforschung fürchten ließ. Butlers Thesen wurden allerdings bisweilen so missverstanden, dass sie sich genötigt sah, in *Bodies That Matter* (1993) ihre Position klarzustellen.²⁵ Neben postmodern ausgerichteten Theorien entwickelten sich in den 1990er Jahren auch Strömungen, die Materialität und Klasse wieder mehr Gewicht zumaßen, wie beispielsweise der unter anderem von Rosemary Hennessey propagierte *materialist feminism*. Hennesseys Arbeit kann außerdem als Beispiel dienen für Versuche, marxistisch inspiriertes Gedankengut mit aktuellen Theorieströmungen wie etwa *Queer Theory* zu verknüpfen; so betont sie, dass „the materiality of sexuality is not just discursive“ und fordert eine „materialist queer critique“²⁶ (Hennessey 1995: 273). Mehr als ein Jahrhundert nach dem Beginn der ersten Frauenbewegung sind Fragen des Zusammenhangs von Klasse und *gender* also nach wie vor aktuell.

²⁵ Judith Butlers These in *Gender Trouble*, dass „[t]here is no gender identity behind the expressions of gender; that identity is performatively constituted by the very ‘expressions’ that are said to be its results“ (Butler 1990: 25), ließ manche befürchten, Butler stelle die materielle Existenz von Körpern in Frage, wodurch eine der bisherigen Grundlagen von Frauen- und Geschlechterforschung in Gefahr schien. Aufgrund der lebhaften Debatten stellte Butler in *Bodies That Matter* klar, dass Körper ihrer Ansicht nach durchaus Materialität besitzen: „performativity must be understood not as a singular or deliberate ‘act,’ but, rather, as the reiterative and citational practice by which the discourse produces the effects that it names. What will, I hope, become clear in what follows is that the regulatory norms of ‘sex’ work in a performative fashion to constitute the materiality of bodies and, more specifically, to materialize the body’s sex, to materialize sexual differences in the service of the consolidation of the heterosexual imperative“ (Butler 1993: 2).

²⁶ Hennessey kritisiert, dass *Queer Theory* die materiellen Lebensbedingungen der Menschen zu wenig einbeziehe: „When queer theory’s critique of a naturalized and invisible heterosexuality is restricted to analysis of textual play, cultural discourse, or eroticized bodies, it fails to connect the reengendering of sexual identities in postindustrial culture and the increased visibility of lesbians and gays with new but nonetheless unequal divisions of labor and work in capital’s global political economy“ (Hennessey 1995: 273).

1.4 Klasse und *race*

Wie ich im Folgenden argumentieren werde, ist *race* ein Thema, das in den USA schon immer auf das Engste mit Klasse verbunden war, so dass auch vom „discursive wedding of race and class“ (Higginbotham 1997: 191) gesprochen wird. Daher kam Definitionen von *race*, vor allem von *whiteness* und *blackness*, in der US-amerikanischen Geschichte eine große Bedeutung zu. Aus Angst vor Vermischung wurde die Definition von *blackness* im Lauf der Zeit immer schärfer bis hin zu der berüchtigten „one-drop rule“. ²⁷ Wie absurd diese Regeln waren, da Phänotyp und Genotyp häufig nicht miteinander korrelieren, beschreibt W. Lloyd Warner in anschaulicher Weise folgendermaßen:

Color-caste is a system of values and behavior which places all people who are thought to be white in a superior position and those who are thought of as black in an inferior status. Characteristics of American Negroes vary from very dark hair and skin and Negroid features to blond hair, fair skin, and Caucasian features, yet all of them are placed in the ‘racial’ category of Negro. The skin and physical features of American Caucasians vary from Nordic blond types to the dark, swarthy skin and Negroid features of some eastern Mediterranean stocks, yet all are classed as socially white, despite the fact that a sizable proportion of Negroes are ‘whiter’ in appearance than a goodly proportion of whites. (Warner, et al. 1998: 73)

Obwohl schon im neunzehnten Jahrhundert – beispielsweise in Romanen über hellhäutige *Mulattas* wie William Wells Browns *Clotel, or the President’s Daughter* (1853)²⁸ – auf die Absurdität der Klassifizierung von Menschen nach äußeren Merkmalen hingewiesen wurde, erfreuten sich Theorien über die Abstammung und das Verhältnis der verschiedenen *races* zueinander großer Beliebtheit.²⁹ Während auf der einen Seite versucht wurde, die Ungleich-

²⁷ Gary B. Nash zeichnet diese Verschärfung folgendermaßen nach: „In 1785, the revolutionary generation defined a black person as anyone with a black parent or grandparent, thus conferring whiteness on whomever was less than one-quarter black. Virginia changed the law 125 years later to define as ‘Negro’, as the term then was used, anyone who was at least one-sixteenth black. In 1930, Virginia adopted the notorious ‘one-drop’ law - defining as black anyone with one drop of African blood, however that might have been determined“ (Nash 1999: 17). Wenn über Vermischung verschiedener „Rassen“ gesprochen wird, darf allerdings nicht vergessen werden, dass die „mestizaje“ in den verschiedensten Variationen zwischen Schwarzen, Indianern und Weißen vorkam. Nashs besonderes Anliegen ist es, die *frontier* umzudeuten als einen Ort, der aufgrund seiner Abgelegenheit prädestiniert war für Vermischung (13).

²⁸ Browns *Clotel* ist bei weitem nicht der einzige Roman über Verwirrung bzw. Komplikationen im Hinblick auf *race*. Frances E.W. Harpers *Iola Leroy, Or Shadows Uplifted* (1892) oder Emma Kelley-Hawkins *Four Girls at Cottage City* aus dem Jahr 1898 sind weitere Beispiele für literarische Verarbeitungen eines im neunzehnten Jahrhundert beliebten Themas.

²⁹ Beispielsweise stritt man darüber, ob alle „Rassen“ „of one blood“ geschaffen worden seien oder nicht. Die Polygenesis-Theorie ging davon aus, dass die Menschheit in verschiedenen, hierarchisch angeordneten „Rassen“ erschaffen wurde. Eine gute Übersicht darüber, wie die Naturwissenschaften

heit der verschiedenen *races* zu belegen,³⁰ betonten Schwarze in Bezugnahme auf die Unabhängigkeitserklärung immer wieder, die gesellschaftliche und ökonomische Diskriminierung einer Bevölkerungsgruppe aufgrund ihrer Hautfarbe sei unvereinbar mit den egalitären und freiheitlichen Prinzipien der Nation, wie es etwa Frederick Douglass in seiner Rede „What to the Slave Is the Fourth of July?“ (Douglass 1982) im Jahr 1852 tat. Seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts befassten sich Soziologen, schwarze wie weiße, eingehend mit dem Thema *race*. Unter den ersten schwarzen Soziologen war W.E.B. DuBois, der in *The Philadelphia Negro: A Social Study* (DuBois 1996b) aus dem Jahr 1899 die Situation in einem Wohnviertel Philadelphias untersuchte. Auch wenn die schwarzen Intellektuellen – so wie W.E.B. DuBois und Booker T. Washington – oft nicht an einem Strang zogen,³¹ waren sie sich doch einig, dass „racial uplift“ das oberste Ziel sein musste.

Ab 1880 verbesserte sich die Lage für viele kleine und mittlere schwarze Unternehmer tatsächlich, wodurch sich eine schwarze Mittelklasse etablieren konnte. Allerdings war diese Entwicklung auf die Städte beschränkt, weil es nur dort den Markt schwarzer Kunden gab, von dem die schwarzen Unternehmer abhingen (Meier 1988: 140, 144).³² Dass es schon zu

zwischen 1870 und 1920 immer einflussreicher als kulturelle Ressource zur Deutung der Welt und - durch den „scientific racialism“ - prägend in der Konzeptualisierung von *race* wurden, findet sich bei Sander L. Gilman und Nancey Leys Stepan (Stepan und Gilman 1991). Das Konzept der Degeneriertheit, ein wichtiges Stichwort im Zusammenhang mit Theorien über *race*, wurde parallel auch in Theorien über sexuelle Orientierung wichtig, wie Judith Raiskin aufzeigt (Raiskin 1994). Die Theorien über *race* wiederum hatten Auswirkungen auf *gender*-Vorstellungen, was Sander L. Gilman anhand der so genannten „Hottentot Venus“ beschreibt (Gilman 1992).

³⁰ Vor einigen Jahren wurde damit begonnen, die Geschichte der eugenischen Rassentheorien in den USA aufzuarbeiten. Steven Selden (Selden 1999) und Betsy L. Nies (Nies 2002) belegen, wie verbreitet solches Gedankengut in den USA war. Im Rahmen dieser Arbeit und insbesondere im Zusammenhang mit *white trash*, der in Kapitel 2 zu Le Sueur vorkommt, ist erwähnenswert, dass die eugenischen Fantasien nicht nur Farbige, sondern auch arme Weiße betrafen.

³¹ Booker T. Washington glaubte an „the value of struggle in achieving success, of self-help, and of ‘taking advantage of disadvantages’“ und hielt nicht viel von den Gewerkschaften. Er war der Überzeugung, „that in the face of an economic and moral development that assimilated Negroes to American middle-class standards, prejudice would diminish and the barriers of discrimination would crumble“ (Meier 1988: 104-105, 116). W.E.B. DuBois dagegen hatte trotz seiner politisch eher linken Ansichten weniger Vertrauen als Washington in die Masse der schwarzen Bevölkerung und glaubte, eine Elite, die „talented tenth“, müsse für den angestrebten „racial uplift“ sorgen (Frederickson 1995: 109).

³² Eine Zusammenstellung solcher Forderungen ist in *The Negro in Business*, einer 1899 von W.E.B. DuBois herausgegebenen Studie, zu finden: „Negroes ought to enter into business life in increasing numbers. [...] The mass of Negroes must learn to patronize business enterprises conducted by their own race, even at some slight disadvantage. We *must* cooperate or we are lost. Ten million people who join in intelligent self-help can never be long ignored or mistreated. [...] We earnestly ask Negroes -

diesem Zeitpunkt stark entwickelte Klassenunterschiede innerhalb der schwarzen Bevölkerung gab, zeigte sich an um 1900 geäußerten Beschwerden, die schwarze Oberklasse unterstütze die schwarzen Unternehmen nicht ausreichend (Meier 1988: 149).³³ Gunnar Myrdal, der mit *An American Dilemma. The Negro Problem and Modern Democracy* (1944) eine der klassischen Untersuchungen zum Zusammenhang von *race* und Klasse in den USA verfasste, kam zu dem Ergebnis, die „internal social stratification“ unter Schwarzen sei „well-developed“. Er führte dies darauf zurück, dass man nur innerhalb der eigenen „caste“ aufsteigen könne, wodurch der Wettbewerb der Schwarzen untereinander verstärkt werde (Myrdal 1998: 218).

Schon seit den Zeiten der Sklaverei hatte es soziale Unterschiede innerhalb der schwarzen Bevölkerung gegeben, die in vielen Fällen eng mit dem Teint korrelierten. Schwarze mit hellem Teint stiegen leichter als Menschen mit dunklerem Teint von „field hands“ zu „house slaves“ auf, was ihnen wiederum nach Abschaffung der Sklaverei bessere Startbedingungen ermöglichte als den ehemaligen „field hands“, die weniger Zugang zu Bildung gehabt hatten. Noch heute sind innerhalb der schwarzen Bevölkerung die Angehörigen der Oberklasse im Durchschnitt heller als die der unteren Klassen (Graham 1999: 7). Wenn von schwarzer Ober- oder Mittelklasse gesprochen wird, muss allerdings berücksichtigt werden, dass sich die Abgrenzung der einzelnen Klassen innerhalb der schwarzen Bevölkerung von den Definitionen, die für die Gesellschaft als Ganzes gelten, unterscheiden, was DuBois schon im Jahr 1898 festhielt (Meier 1988: 151).³⁴

Zwischen dem Ende des neunzehnten und der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts konnte die schwarze Bevölkerung ihre Position im US-amerikanischen Klassensystem etwas verbessern, was mit dem gestiegenen Arbeitskräftebedarf durch die beiden Weltkriege zusammenhing.

and especially the better class of thinking Negroes - to patronize these establishments and encourage them in every way“ (DuBois 1899: 50).

³³ Diejenigen schwarzen Unternehmer, die von schwarzen Märkten abhingen, forderten eine Politik des „economic chauvinism“ von schwarzer Seite. Die Unternehmer dagegen – hauptsächlich in Boston und Chicago –, die weiße Kunden hatten, bildeten eine eigene Schicht und unterstützten diese Politik nicht. Nach 1900 verloren allerdings viele ihre weißen Kunden, woraufhin sie ihre Meinung änderten (Meier 1988: 149).

³⁴ August Meier beschreibt z. B. die verschiedenen Klassen innerhalb der schwarzen Bevölkerung in Philadelphia im neunzehnten Jahrhundert, wo „coachmen, barbers, and head waiters and bellmen held high status into the twentieth century“. Das Leben der reichsten Schwarzen glich in manchem eher dem von Weißen als dem anderer Schwarzer: „[they] lived in well-appointed houses with hired servants, and held themselves aloof from the Negro masses“ (Meier 1988: 154).

Dadurch veränderte sich die ökonomische und geographische Situation der schwarzen Bevölkerung stark, denn aufgrund des kriegsbedingten Arbeitsmangels kamen während des Ersten Weltkriegs zum ersten Mal Schwarze in großer Anzahl in die Industriestädte des Nordens. Die Urbanisierung verbesserte bis zu einem gewissen Grad die Situation derer, die zuvor im ländlichen Süden eine ärmliche Existenz geführt hatten, führte jedoch auch zu neuen Problemen, wie z. B. zu Ghettobildung. Nach 1950 stagnierte die langsame Konsolidierung der schwarzen Mittelklasse, ja es wurde sogar zunehmend schwerer, die erarbeitete Position zu halten (Rossides 1997: 424).

Generell lässt sich sagen, dass es Schwarzen schwerer fiel als anderen ethnischen Minderheiten, gesellschaftlich aufzusteigen und die erarbeiteten Positionen zu halten.³⁵ Die Rassentrennung und ihre Auswirkungen, die auch noch lange nach ihrer offiziellen Abschaffung zu spüren sind, lösten zahlreiche soziologische Debatten über *race* und Rassismus aus. In den 1930er Jahren, als die Segregation noch in vollem Gange war, wurde diskutiert, ob sich die Situation der Schwarzen mit dem aus Indien übernommenen Begriff „caste“ nicht besser beschreiben lasse als durch „class“.³⁶ Unter dem Einfluss marxistischer Theorien entwickelte sich eine Diskussion über die Zusammenhänge zwischen Rassismus und Kapitalismus.³⁷ Eine weitere soziologische Debatte im Zusammenhang mit *race* hängt mit *gender* und Familie zusammen. Schon bald nach dem Ende der Sklaverei wurde argumentiert, durch die Sklaverei und die daraus folgende häufige Abwesenheit der Väter seien die Mütter zu dominanten Matriarchen geworden, was die schwarzen Familien dauerhaft belaste. Die am kontroversesten diskutierte Studie in diesem Zusammenhang war die von Daniel P. Moynihan, der die These von der Pathologisierung der schwarzen Familie aufstellte (United States. Dept. of Labor. Office of Policy Planning and Research 1965). Inzwischen herrscht in der Geschichtswissenschaft ein wesentlich differenzierteres Bild der schwarzen Familien als das, auf das

³⁵ Elizabeth Hafkin Pleck beschreibt z. B. für Boston, wie sich die irischen Einwanderer wesentlich schneller und dauerhafter als Schwarze ihren Aufstieg auf der gesellschaftlichen Leiter erarbeiten konnten (Pleck 1979: 199).

³⁶ John Dollard etwa beschreibt in *Caste and Class in a Southern Town* (1949) die Gesellschaft als unterteilt in zwei Kasten, innerhalb derer mehrere Klassen existieren (Dollard 1949: 83). Der Begriff „caste“ wird bis heute verwendet, z. B. in den Diskussionen, die durch W. J. Wilsons Buch *The Declining Significance of Race* (1978) ausgelöst wurden. Charles Vert Willie argumentiert, die schwarze Bevölkerung in den USA leide unter Diskriminierung aufgrund von Kaste und Klasse und kritisiert, Wilson vernachlässige den Kasten-Aspekt (Willie 1979: 20).

³⁷ vgl. z. B. Noel 1972.

Moynihan seine These gründete.³⁸ Auch in der Soziologie wurden die Untersuchungen über die schwarze Bevölkerung zunehmend facettenreicher; so rückte etwa nach dem Zweiten Weltkrieg zum ersten Mal die schwarze Mittelklasse mit ihren speziellen Problemen in den Blick der Soziologie. Parallel dazu wurde und wird jedoch immer die Situation der ärmeren schwarzen Schichten analysiert, etwa die Frage, warum die Lage dieser so genannten „underclass“ gleich bleibend schlecht ist, während für besser gestellte schwarze Kreise *race* nach und nach an Bedeutung verliert. Diese kontrovers geführte Debatte über die Bedeutung von *race* wurde durch William Julius Wilsons Studie *The Declining Significance of Race* (1978) angestoßen, worin er argumentiert, „race relations in America have moved from economic racial oppression to a form of class subordination for the less privileged blacks“ (Wilson 1978: 530).³⁹

Die oben angerissenen Debatten um Klasse und *race* in den USA folgen häufig im wahrsten Sinne des Wortes einem schwarz-weiß-Schema. Eines der Ziele dieser Arbeit ist es, auf eine differenziertere Darstellung von Klasse hinzuarbeiten. So soll etwa durch die Thematisierung der durchaus existenten schwarzen Mittel- und Oberklasse⁴⁰ (s. Kapitel 4 zu Dorothy West) der immer noch weit verbreiteten Gleichsetzung von *blackness* und Armut entgegengewirkt werden. Das Bild der weißen Bevölkerung, die weniger mit Armut assoziiert wird als Angehörige ethnischer Minderheiten, soll durch das Eingehen auf „poor white trash“ ebenfalls differenziert dargestellt werden. Da die besondere Problematik des „white trash“ eng mit Konnotationen von *race* in den USA zusammenhängt, wird an dieser Stelle – vorbereitend auf Kapitel 2 über Meridel Le Sueur – kurz darauf eingegangen.

Doug Henwood bemerkt in einem Aufsatz über „poor white trash“: „In the American mind, *poor* and *black* are virtually synonymous“ (Henwood 1997: 177). Diese Gleichsetzung geht

³⁸ Jacqueline Jones zeigt in *A Social History of the Laboring Classes* (1999), dass die Sklavenhalter stabile Familien unter ihren Sklaven förderten und argumentiert, dass „[b]y 1750, the black family had emerged as a viable institution“. Die im neunzehnten Jahrhundert dominante Theorie des *paternalism*, die Schwarze als Kinder betrachtete, habe sich erst nach und nach entwickelt (Jones 1999: 44-46).

³⁹ Wilson wurde im Zusammenhang mit dieser Studie stark dafür kritisiert, die Lage der weniger privilegierten Schwarzen und die nach wie vor stattfindende Diskriminierung vernachlässigt bzw. beschönigt zu haben (Willie 1979, Boston 1988).

⁴⁰ Das Thema Klasse, insbesondere das der Oberklasse, ist innerhalb der schwarzen Bevölkerung tabu. Seit den 1990er Jahren scheint sich dies jedoch zunehmend zu verändern, was sich an den zahlreicher werdenden Publikationen über die schwarze Oberklasse ablesen lässt (Gatewood 1990, Moore 1999, Graham 1999).

bis in das England des siebzehnten Jahrhunderts zurück.⁴¹ In den USA, wo diese Gleichsetzung ebenfalls seit Jahrhunderten praktiziert wird, stellen die armen Weißen ein besonderes Problem dar, was mit den nationalen Idealen und tiefsitzenden Zuschreibungen von Klasse aufgrund von Hautfarbe zusammenhängt:

The term white trash points up the hatred and fear undergirding the American myth of classlessness. [...] As a stereotype, white trash calls our attention to the way that discourses of class and racial difference tend to bleed into one another, especially in the way they pathologize and lay waste to their 'others'. Indeed, 'subordinate white' is such an oxymoron in the dominant culture that this social position is principally spoken about in our slang terms like white trash, redneck, cracker and hill-billy. We don't say things like nigger trash precisely because 'nigger' often implies poverty. (Newitz und Wray 1997: 169)

Darstellungen der Geschichte der USA, insbesondere des Südens, gehen i.d.R. ausführlich auf die Armut der schwarzen Bevölkerung ein. Die Schicht besitzloser Weißer dagegen wurde bis vor kurzem meist übersehen. Seit den 1990er Jahren bemühen sich HistorikerInnen, die südliche Gesellschaftsordnung in all ihrer Komplexität jenseits der Spaltung in zwei Kasten darzustellen. In *A Social History of the Laboring Classes* beschreibt Jacqueline Jones detailreich die landlosen Weißen am unteren Ende der gesellschaftlichen Leiter, die umherzogen und Land besetzten (Jones 1999: 77). Diese Schicht erntete Verachtung nicht nur von anderen Weißen, sondern auch seitens der schwarzen Bevölkerung. 1908 schrieb der schwarze Soziologe Kelly Miller: „Even today it is hard for the average Negro to have much respect for a white man who works with his hands, or to think of him as other than 'Po' white trash” (Miller 1968: 176). Auch Gunnar Myrdal beschrieb das gespannte Verhältnis zwischen armen Schwarzen und Weißen, die sich entgegen der Marxschen These nicht solidarisierten, sondern sich im Gegenteil gegenseitig bekämpften (Myrdal 1998: 215-216).⁴² In Kapitel 2 gehe ich im Zusammenhang mit Meridel Le Sueurs *The Girl* genauer auf die Lebensbedingungen von „poor white trash“ ein.

Wie aus dieser Übersicht über Auffassungen von *race* hoffentlich deutlich wurde, sind Klasse und *race* in vielerlei Hinsicht in den USA traditionell eng verschmolzen. Betrachtet man je-

⁴¹ „[S]tereotypes of the poor expressed so often in England during the late seventeenth and eighteenth centuries were often identical with the descriptions of blacks expressed in colonies dependent upon slave labor, even to the extent of intimating the subhumanity of both” (Thandeka 1999: 43).

⁴² Myrdal schreibt: „Every split within the lower classes aggregate will stand as an obstacle to the feeling of solidarity. Even within the white working class itself, as within the entire American nation, the feeling of solidarity and loyalty is relatively low. Despite the considerable mobility, especially in the North, the Negroes are held apart from the whites by caste, which furnishes a formidable bar to mutual identification and solidarity“ (Myrdal 1998: 216).

doch einige der stereotypen Vorstellungen über Klasse in den USA genauer, stellt sich heraus, dass das Bild keineswegs so schwarz-weiß ist, wie es häufig gezeichnet wird, eine These, die ich im Lauf dieser Arbeit zu erhärten hoffe.

1.5 Klasse im Übergang von Literaturwissenschaft zu Cultural Studies

Die Analyse der Repräsentation von sozialer Ungleichheit durchlief in der US-amerikanischen Literatur- und Kulturkritik eine wechselvolle Geschichte. Es gab Hochzeiten wie beispielsweise in den Dreißiger und Neunziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, aber auch Perioden wie die 1950er Jahre, in denen dieses Thema nur eine geringe Rolle spielte. Die Popularität des Themas Klasse in den 1930er Jahren hing mit der Stärke marxistischer Strömungen in dieser Zeit zusammen. Im Gegensatz zu Europa wurden die marxistischen Literaturkritiker jedoch weniger stark durch gemeinsame ästhetische und parteipolitische Überzeugungen zusammengehalten. Eine der zentralen Fragen war, inwiefern man sich US-amerikanische Traditionen und Symbole aneignen bzw. sie umdeuten konnte. Eine wichtige Rolle kam Michael Gold zu, der versuchte, Max Eastmans Zeitschrift *New Masses* und ihre sozialistischen und freidenkerischen Ideen mit der Förderung proletarischer Autoren zu verbinden. 1928 rief Gold die Arbeiter dazu auf, für *New Masses* zu schreiben, womit er eine Debatte über proletarische und revolutionäre Kunst auslöste, in der es unter anderem darum ging, ob man den Kontakt zu liberalen oder sympathisierenden Künstlern aufrechterhalten sollte oder nicht (Christadler und Hansen 1982: 2, 3, 6, 11). Mit den Vorstellungen über revolutionäres Schreiben, die in der Folgezeit entwickelt wurden, hatte unter anderem Meridel Le Sueur zu kämpfen (s. Kapitel 2).

Die marxistische Literaturkritik hatte ihre Hochzeit in den USA in den 1930er Jahren. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Blütezeit, die das Thema Klasse in der Vorkriegszeit erlebt hatte, vorbei. Durch die McCarthy-Periode nahm die Literaturwissenschaft Abschied von den politischen Schwerpunkten der 1930er Jahre und kehrte mit dem *New Criticism* für eine Weile zu textimmanenten Themen und Methoden zurück. Erst ab den 1960ern, in der Folge des *Civil Rights Movement*, der zweiten Welle des Feminismus und der *New Left*, befassten sich die *English Departments* wieder verstärkt mit gesellschaftspolitischen Themen. Dabei spielte die deutsche kritische Theorie, verkörpert unter anderem von dem in den USA lehrenden Herbert Marcuse, eine große Rolle. Bis Anfang der Siebziger Jahre hatten sich marxistische

Strömungen in vielen geisteswissenschaftlichen Fächern wie Literaturwissenschaft, den neu gegründeten *Women's Studies* oder der Geschichtswissenschaft erneut etabliert.

Nach 1989 nahm die Popularität marxistisch beeinflusster Studien zwar deutlich ab, ihr Einfluss ist jedoch immer noch spürbar. So konnte man noch in den 1990er Jahren in einer Studie über Toni Morrison lesen, Literatur könne „reflect either a ruling-class perspective or a people-class perspective“ (Mbalia 1991: 16). Besonders stark sind die marxistischen Einflüsse in der Analyse von *working-class literature*. Hier wird häufig davon ausgegangen, dass AutorInnen durch ihre authentische, individuelle Erfahrung dazu qualifiziert sind, als SprecherInnen ihrer eigenen Klasse - beispielsweise der Arbeiterklasse - zu fungieren. Demzufolge wird *working-class literature* häufig als „writing by working-class people“ definiert, wie Nicholas Coles es formuliert, der die Ansicht vertritt, dass „[literature] can be regarded as in some way the voice of self-representation of the class“ (Coles 1996: 667-668). Obwohl diese kurzen Ausführungen zu marxistischer Literaturkritik nicht weiter vertieft werden können, ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass marxistische Theorien über Kunst und Literatur sowohl von Gegnern als auch von Befürwortern bisweilen simplistischer ausgelegt wurden, als sie gemeint waren, was etwa anhand von Georg Lukács' Widerspiegelungs- und Realismustheorien belegt werden kann.⁴³

Auch wenn die Breitenwirkung marxistischer Konzepte nach 1989 deutlich abnahm, verschwand das in dieser Theorierichtung populäre Thema Klasse nicht von der Bildfläche, sondern wurde zu einem integralen Bestandteil einer neuen Strömung, der *Cultural Studies*. Mit dem Aufkommen der *Cultural Studies* änderte sich das Themenspektrum der Forschung an *English Departments*. Mit Hilfe eines erweiterten Textbegriffs, der es erlaubte, alle Arten von kulturellen Erzeugnissen, ja sogar das Soziale, als Text zu lesen, konnte eine wesentlich breitere Palette von kulturellen Produkten unter die Lupe genommen werden als bisher. Man analysierte also nicht mehr ausschließlich die Literatur der Hochkultur, sondern ebenso Massen-, Unterhaltung- und Popkultur in ihren vielfältigen Erscheinungsformen. Da man sich nun verstärkt mit Erzeugnissen beschäftigte, die nicht von einer kulturellen Elite, sondern aus der Mitte der Gesellschaft kamen, lag es auch nahe, dass verstärkt gesellschaftspolitische Themen

⁴³ Die reduktionistischen Theorien über das Verhältnis von Kunst, KünstlerInnen und Ökonomie, die bisweilen von marxistischen Literaturkritikern vertreten wurden, haben dazu geführt, dass - zumindest orthodoxe - marxistische Theorien keine Breitenwirkung mehr entfalten. Wichtig ist jedoch zu betonen, dass Georg Lukács Formulierung, Literatur sei „eine besondere Form der Spiegelung der objektiven Wirklichkeit“ (Lukács 1969: 64) nicht so mechanistisch gemeint war, wie sie bisweilen verstanden wurde (Macherey und Balibar 1981, Jameson 1981: 81).

behandelt wurden. Es begann die Zeit der „race, class, gender“-Analysen. Später kam noch Sexualität als viertes Gebiet dazu, das besonders von *Lesbian and Gay Studies* und von *Queer Theory* behandelt wird.

Wo lagen die Wurzeln dieser theoretischen Umwälzung, und warum spielte Klasse auf einmal wieder eine so prominente Rolle? Den theoretischen Hintergrund der amerikanischen *Cultural Studies* bildeten zum einen die britischen *Cultural Studies*, die unter dem Einfluss von Raymond Williams und Richard Hoggart einen neuen Kulturbegriff entwickelten und sich vor allem der Kultur der Arbeiterklasse widmeten. Im Gegensatz zu der amerikanischen Ausprägung der *Cultural Studies* ist zu betonen, dass bei der *Birmingham School* Klasse eine wichtige Rolle spielte. Diese Tradition wurde verquickt mit theoretischen Einflüssen aus Frankreich, die prägend für die US-amerikanische Postmoderne wurden (Roland Barthes, Michel Foucault, Jacques Derrida). Das Resultat der Vermengung dieser Einflüsse war eine gesellschaftspolitisch orientierte Analyse von Kultur, wobei „Kultur“ nicht als schöngestiges Phänomen, sondern als verknüpft mit allen Lebensbereichen – Gesellschaft, Politik und Ökonomie – begriffen wurde.

Eine interessante Entwicklung innerhalb der *Cultural Studies* im Hinblick auf Klasse stellt das Aufkommen von *Whiteness Studies* in den 1990er Jahren dar. Nachdem seit den Sechziger Jahren das Interesse an ethnischen Minderheiten stetig zugenommen hatte, begannen auch Weiße, sich bewusst als Ethnie zu betrachten (Hill 1997). Im Laufe dieses Prozesses entwickelten sich mehrere Forschungslinien. Zum einen entdeckte man die ethnischen Unterschiede innerhalb der „Weißen“ neu, was z. B. dazu führte, dass die Geschichte der europäischen Einwanderung unter Klassengesichtspunkten analysiert wurde.⁴⁴ Zum anderen begann man sich mit dem oben schon erwähnten *White Trash* zu beschäftigen, also der Gruppe armer Weißer in zumeist ländlichen Gebieten, aus deren Reihen die ProtagonistInnen von Meridel Le Sueurs *The Girl* kommen.

Neben den *Cultural Studies* kamen in den 1980er und 1990er Jahren weitere neue Strömungen auf, die sich mit Klasse beschäftigten, wie etwa der *New Historicism*.⁴⁵ Darüber hinaus

⁴⁴ Vgl. die Studie *How the Irish Became White* (Ignatiev 1995) von Noel Ignatiev, worin er darlegt, dass die irischen Einwanderer nicht von Anfang an als weiß betrachtet wurden, sondern sich diesen Status erst erarbeiten mussten.

⁴⁵ Eines der Ziele der *New Historicism* ist es, „[to] expose the manifold ways culture and society affect each other“, wie, Aram H. Veaser in der Einleitung zu seinem einflussreichen Sammelband *The New*

sorgte auch der Postmarxismus⁴⁶ für zusätzliche Auseinandersetzungen mit Klasse. Diese vom Poststrukturalismus beeinflusste Theorierichtung grenzt sich von älteren marxistischen Theorien ab. Sie vertritt die Position, man könne zwischen sozialer Realität und literarischer Fiktion nicht trennen. Texte werden nicht mehr als objektive Widerspiegelung der Realität, sondern vielmehr als Felder mit eigenen Gesetzmäßigkeiten verstanden, die nicht ausschließlich vom Ökonomischen determiniert werden. Außerdem distanziert man sich von essentialistischen Klassenbegriffen. In *Postmodern Materialism and the Future of Marxist Theory* versammeln Antonio Callari und David Ruccio Aufsätze, die „call [...] for Marxism to reject rationalist and essentialist conceptions of society, notions of society as a rational order or an expressive totality“ (Callari und Ruccio 1996: 23). Wai Chee Dimock und Michael Gilmore verfolgen in *Rethinking Class: Literary Studies and Social Formations* ebenso das Ziel, „[to] dispense with the security of a foundationalist epistemology“. In Anlehnung an E.P. Thompson behandeln sie Klasse „less as an instance of ‘reality’ than as an instance of the ‘made-real’“ (Dimock und Gilmore 1994: 2). Fredric Jameson zählt zwar nicht zu den Postmarxisten, will den Klassenbegriff jedoch ebenfalls weiterentwickeln, etwa wenn er Klasse unter Bezugnahme auf Jacques Lacan als „both an ongoing social reality and an active component of the social imaginary“ definiert (Jameson 1995: 94). Alle oben Genannten eint der Versuch, das Konzept Klasse unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen und theoretischen Voraussetzungen weiterhin nutzbar zu machen.

Die oben beschriebenen antiessentialistischen Strömungen zeigen sich deutlicher in Analysen von *race* oder *gender* als im Hinblick auf Klasse. Auf diesen beiden Gebieten hat es sich durchgesetzt, nicht länger von der Existenz stabiler Identitäten auszugehen und sich stattdessen für die Infragestellung von Grenzen zu interessieren. Im Hinblick auf Klasse ist eine solche Entwicklung erst andeutungsweise zu erkennen. Einen Anknüpfungspunkt könnte Gloria Anzaldúas Begriff der *borderlands* bieten, der auch Klasse einschließt:

Historicism schreibt (Veese 1989: xii). Dabei interessiert sich der *New Historicism* insbesondere für die Wirkungsweisen des Kapitalismus und setzt sich sowohl von marxistischen als auch von poststrukturalistischen Theorien ab, wie Stephen Greenblatt darlegt: „The problem is not simply the incompatibility of two theories - Marxist and poststructuralist - with one another, but the inability of either of the theories to come to terms with the apparently contradictory historical effects of capitalism“ (Greenblatt 1989: 5).

⁴⁶ Zu den ersten Vertretern des Postmarxismus, der je nach Ausrichtung auf der ersten oder dritten Silbe betont wird, wurden Ernesto Laclau und Chantal Mouffe mit *Hegemony and Socialist Strategy: Towards a Radical Democratic Politics* (1985) gerechnet. Eine Übersicht findet sich in Stuart Sims *Postmarxism: An Intellectual History* (Sim 2000).

[T]he Borderlands are physically present wherever two or more cultures edge each other, where people of different races occupy the same territory, where under, lower, middle and upper classes touch, where the space between two individuals shrinks with intimacy. (Anzaldúa 1987)

Mit Hilfe des Begriffs der *Borderlands* beschreibt Anzaldúa hybride Räume, in denen starre Gegensätze aufgebrochen werden. Übertragen auf die „imagined class communities“, die im Rahmen dieser Arbeit untersucht werden sollen, könnte dies bedeuten, Begegnung und Bewegung zwischen verschiedenen Klassen auszuleuchten. Von Lawrence F. Hanley stammt der Ausdruck „class crossing“ (Hanley 1992: 724), den ich benutzen werde, um solche *borderland*-Phänomene im Hinblick auf Klasse in den Texten von Le Sueur, Larsen und West zu beschreiben.

Der Umgang mit Klasse in den Literatur- und Kulturwissenschaften hat sich, wie der obige kurze Überblick zeigt, im Lauf der Zeit stark verändert von Vernachlässigung bis hin zu gelegentlich einseitiger Fokussierung wie etwa in *working-class literature*. Auch wenn die gegenwärtige häufige Nennung von „race, class, gender“ in einem Atemzug die Gleichwertigkeit der drei Aspekte suggeriert, kann man trotzdem von „the subordination, even the effacement, of class“ in der US-amerikanischen Literaturwissenschaft sprechen (Gilmore 1994: 215). In den *Cultural Studies* bestand nie ein Zweifel an der zumindest nominellen Bedeutung von Klasse, da sie sich von Anfang an in engerem Bezug zu ihrer gesellschaftlichen Umgebung sahen als die traditionelle Literaturwissenschaft. Wie Francis Mulhern argumentiert, sind jedoch an dem bisweilen beschworenen politischen, interventionistischen Charakter der *Cultural Studies* Zweifel angebracht.⁴⁷ Dennoch ist aus der Perspektive dieser Arbeit das Insistieren auf der Bedeutung des Themas Klasse in den *Cultural Studies* positiv zu bewerten.

1.6 Prämissen der Arbeit

Nach der Betrachtung geschichtlicher, soziologischer und literaturwissenschaftlicher Aspekte im Zusammenhang mit Klasse sollen an dieser Stelle kurz die Grundannahmen dieser Arbeit sowie die Vorgehensweise zusammengefasst werden.

⁴⁷ Francis Mulhern formuliert ihre Kritik an *Cultural Studies* folgendermaßen: „It is romantic to go on thinking of cultural studies as an ‘intervention’. It is now an instituted academic activity; and academic activity, whatever its intrinsic merits, is inevitably not the same as a political project“ (Mulhern 1997: 46). Darüber hinaus weist sie auf Paradoxien innerhalb der *Cultural Studies* hin, z. B. dass die traditionelle Kulturkritik zwar verurteilt, teilweise aber selbst repliziert wird (47-48).

In dieser Arbeit soll Klasse weder essentialistisch noch als reines Zeichenphänomen verstanden werden. Unter Bezugnahme auf Pierre Bourdieu werde ich davon ausgehen, dass Klassenunterschiede teils sozial konstruiert, teils in sozialstrukturellen Ungleichheiten verankert sind. Bourdieu formuliert diesen Sachverhalt mit Blick auf den Habitus, eine seiner zentralen Kategorien im Hinblick auf Distinktion, folgendermaßen:

Der Habitus ist nicht nur strukturierende, die Praxis wie deren Wahrnehmung organisierende Struktur, sondern auch strukturierte Struktur: das Prinzip der Teilung in logische Klassen, das der Wahrnehmung der Welt zugrunde liegt, ist seinerseits Produkt der Verinnerlichung der Teilung in soziale Klassen. [...] In den Dispositionen des Habitus ist somit die gesamte Struktur des Systems der Existenzbedingungen angelegt, so wie diese sich in der Erfahrung einer besonderen sozialen Lage mit einer bestimmten Position innerhalb der Struktur niederschlägt. (Bourdieu 1982: 279)

Auf dieser Grundlage werde ich Klasse als ein Produkt historisch eingebetteter Diskurse verstehen, in dem sowohl materielle als auch diskursive Aspekte zusammenfließen. Um in Abgrenzung zu traditionellen marxistischen Theorien den letzteren Aspekt von Klasse hervorzuheben, werde ich in Anlehnung an Benedict Andersons berühmte Formulierung der „imagined communities“ (Anderson 1983) von „imagined class communities“ sprechen und versuchen, verschiedene Ausprägungen dieser *communities* in den Texten von Meridel Le Sueur, Nella Larsen und Dorothy West herauszuarbeiten.

Wie Nationen, auf die sich Andersons Ausdruck bezieht, sind auch literarische Texte „imagined“ in dem Sinn, dass sie nicht beanspruchen können, eine Wirklichkeit außerhalb des Textes abzubilden. Daher stellt sich die grundsätzliche Frage, was eine Analyse der Darstellung von Klasse in literarischen Texten leisten kann. Zweifellos können in dieser Arbeit nicht in soziologischer Manier empirische Fakten über eine Gesellschaft präsentiert werden. Geht man von Fredric Jamesons Theorie in *The Political Unconscious* (1981) aus, ist der gesellschaftliche Kontext jedoch in jedem kulturellen Erzeugnis präsent, und zwar mittels des Teilhabens der AutorInnen am „collective unconscious“ ihrer Umgebung:

[A]ll literature, no matter how weakly, must be informed by what we have called a political unconscious, that all literature must be read as a symbolic meditation on the destiny of community. (Jameson 1981: 70)

Dieser Zugang zu kollektiven Vorstellungen, den literarische Texte ermöglichen, kann auf seine Weise ebenso interessante Ergebnisse über gesellschaftliche Widersprüche erbringen

wie soziologische Studien. Für Elizabeth Fox-Genovese haben Texte ebenso wie für Jameson unausweichlich teil an ihrer Umgebung:

Texts do not exist in a vacuum. They remain hostage to available language, available practice, available imagination. Language, practice, and imagination all emerge from history understood as structure, as sets or systems of relations of superordination and subordination. To write in the name of the collectivity, which is what - however narrowly and self-centeredly - all fabricators of texts do, is to write as in some sense as the privileged delegate of those who constitute society and culture [...]. For texts, as manifestations or expressions of social and gender relations, themselves constitute sets of relations: not relations innocent of history, but essentially historical relations of time, place, and domination. And without a vital sense of the structure of those relations, the reading of texts collapses into arcane, if learned and brilliant, trivia. (Fox-Genovese 1989: 221)

Fox-Genovese geht wie Jameson davon aus, dass Texte innerhalb von sie umgebenden Strukturen entstehen, welche sich unweigerlich in den Text einschreiben. Daher sind Texte notwendigerweise politisch:

[T]exts themselves are products and interventions in the inescapably political nature of human existence. The point is not that texts defend specific political positions, although they may, but that they derive from political relations from which they cannot be entirely abstracted. (Fox-Genovese 1989: 221)

Wenn Texte, wie Fox-Genovese schreibt, „interventions in the inescapably political nature of human existence“ sind, dann sind die Klassenverhältnisse in einer Gesellschaft automatisch in Texte eingeschrieben, egal ob dies auf offensichtliche Weise geschieht wie in *working-class literature* oder in subtilerer Art und Weise. Von besonderem Interesse sind in diese Arbeit solche „imagined class communities“, in denen Klasse im Vergleich zu anderen Aspekten wie *race* oder *gender* nicht offensichtlich die Hauptrolle spielt.

Wenn man sich mit Klasse auseinandersetzt, ist man unweigerlich mit der Frage konfrontiert, inwiefern und in welcher Weise andere Faktoren als rein ökonomische mit Klasse zusammenhängen. Pierre Bourdieu ist es zu verdanken, dass kulturelle und soziale Kapitalien bzw. Distinktionsmechanismen inzwischen als ebenso wichtig betrachtet werden wie ökonomische. Klasse wird also zunehmend als ein komplexes, vielschichtiges Phänomen betrachtet, das auf mehreren Gebieten konstituiert und repräsentiert wird. Wenn Klasse nicht als ein rein ökonomisches Phänomen konzeptualisiert wird, stellt sich allerdings die Frage, welche Rolle nicht-ökonomischen Dimensionen, unter denen die am häufigsten analysierten *race* und *gender* sind, bei der Konstitution von Klasse spielen. In Übereinstimmung mit den gängigen „race, class, gender“-Ansätzen plädiere ich dafür, dass all diese Aspekte sinnvollerweise nur im Zusammenhang mit den jeweils anderen analysiert werden können. Allerdings werde ich im Ge-

gensatz zur üblichen Praxis *race* und *gender* durch das Prisma von Klasse betrachten, wobei ich Klasse als ein Konglomerat verstehe, in das notwendigerweise Faktoren wie *race* oder *gender* einfließen. Neben diesen beiden Faktoren werden in den Interpretationen der Texte von Le Sueur, Larsen und West jedoch noch eine Reihe weiterer Aspekte eine Rolle spielen: Ort (im Sinne von Wohngegend, Stadt versus Land sowie Süden versus Norden), Sexualität (Hetero- versus Homosexualität sowie klassenspezifische Auffassungen von Sexualität) und Familie (Abstammung sowie Familienstand).

Wie dieses einleitende Kapitel zeigen sollte, ist Klasse in den USA zwar einerseits ein präsent, andererseits aber auch ein tabuisiertes und heikles Thema. In einem Land, in dem der für jede/n mögliche soziale Aufstieg zur nationalen Ideologie gehört, muss nicht stattfindender Aufstieg oder auch eine abwärts gerichtete Bewegung als besonders problematisch empfunden werden. Eine der Fragen bei der Analyse der „imagined class communities“, wie sie in den ausgewählten Texten beschrieben werden, wird also sein, wie mit solchen Themen umgegangen wird. Darüber hinaus gehe ich darauf ein, ob Bewegung oder Begegnung zwischen den Klassen stattfindet und wie sie stattfindet. Weitere Fragen betreffen die Repräsentation von Klasse selbst: Wie präsent ist das Thema Klasse? Wird es eher offensichtlich auf der Ebene des Plots oder zwischen den Zeilen verhandelt? Und wie wird soziale Ungleichheit symbolisch repräsentiert? Spielen ökonomische, kulturelle, oder symbolische Aspekte bzw. eine Kombination aus diesen Aspekten eine Rolle? Ich beginne die nun folgenden Interpretationen mit Meridel Le Sueurs *The Girl*, dem „klassenbewusstesten“ unter den ausgewählten Texten, gehe anschließend in der Analyse von Nella Larsens *Quicksand* und *Passing* insbesondere auf Zusammenhänge von Klasse, *race* und Sexualität ein und widme mich anschließend Dorothy Wests *The Living Is Easy*, wobei es vor allem um Probleme der schwarzen Mittel- und Oberklasse gehen wird.

2 Klasse und Gender in Meridel Le Sueurs *The Girl*

2.1 Biographie

Meridel Le Sueur (1900-1996) durchlief als Schriftstellerin wie Dorothy West und Nella Larsen ein wechselvolles Schicksal. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges war sie auf dem Höhepunkt ihrer Bekanntheit angekommen, wurde jedoch durch die antikommunistische Atmosphäre der 1950er Jahre aus der Öffentlichkeit verdrängt. Sie gehört, wie Josephine Herbst, Myra Page oder Tillie Olsen, zu einer feministischen Tradition der *working-class fiction*. Heute ist sie eine der bekanntesten Autorinnen auf diesem Gebiet: „Perhaps no woman writer if the 1930s more consciously narrated the female working-class subject than Meridel Le Sueur“ (Rabinowitz 1988: 542). Linda Pratt geht in einem Artikel aus dem Jahr 1988 so weit zu sagen, Le Sueur sei „the most prominent female literary figure in the Communist Party USA“ (Pratt 1988: 247).

Le Sueur war eine produktive Schriftstellerin, die sich in ihren zahlreichen Kurzgeschichten, Reportagen, Gedichten und Romanen überwiegend mit dem Leben der einfachen Bevölkerung beschäftigte. Sie tut dies unter anderem in *North Star Country* (1945), *Rites of Ancient Ripening* (1975), *Women on the Breadlines* (1977), *I Hear Men Talking and Other Stories* (1984) und *The Dread Road* (1991). Auch in *The Girl* geht es um das schwierige Leben der weißen Bevölkerung am unteren Ende der gesellschaftlichen Leiter, des so genannten *poor white trash*. Mit ihrer Konzentration auf gesellschaftskritische Themen stand Le Sueur in den 1930er Jahren nicht allein; ihr spezielles Interesse an der Situation von Frauen, speziell von Arbeiterinnen, unterscheidet sie jedoch von den meisten anderen AutorInnen dieser Zeit. Le Sueur war engagiertes Mitglied der Kommunistischen Partei und gleichzeitig eine Kämpferin für Frauenrechte, was sie aufgrund der sexistischen Ausrichtung ihrer Partei in ein Dilemma brachte. Diese Problematik sowie die Besonderheiten von Le Sueurs Klassendarstellung im Hinblick auf *gender* sind das Thema dieses Kapitels.

Zunächst gehe ich jedoch auf die Biographie von Meridel Le Sueur ein. Sie wurde 1900 in eine Familie geboren, die „white, middle-class, and educated“ war (Coiner 1996: 166). Ihr Familienhintergrund schien sie also nicht dafür zu prädestinieren, sich mit der Arbeiterklasse zu identifizieren. Le Sueur wuchs hauptsächlich in Minnesota auf. Sie selbst beschrieb ihre

Familie als puritanisch, aber auch „radical“. Ihre Eltern, Marian Wharton und Arthur Le Sueur, waren beide politisch aktiv; ihr Vater – der zweite Ehemann ihrer Mutter – war der erste sozialistische Bürgermeister von Minot, Minnesota (Maierhofer 1992: 150). Durch ihre Eltern kam Le Sueur in Kontakt mit den verschiedensten linksgerichteten Bewegungen:

Through her mother and her stepfather, both active socialists, Meridel was exposed as a girl to Populists, Wobblies, anarchists, union organizers, and members of the Socialist Party, the Non-Partisan League, and the Farmer-Labor Party; through her parents she met luminaries such as Debs, Emma Goldman, Alexander Berkman, John Reed, Mabel Dodge, Margaret Sanger, Theodore Dreiser, and Carl Sandburg. (Coiner 1996: 167)

Vielleicht trug die Tatsache, dass Le Sueur als Kind so vielen verschiedenen Strömungen ausgesetzt war, zu den nonkonformistischen Ideen in ihren späteren Texten bei. Le Sueurs Mutter trat neben ihrem sozialistischen Engagement auch für die Gleichberechtigung von Frauen ein, was starken Einfluss auf ihre Tochter hatte. Ihr Bedürfnis nach Unabhängigkeit führte unter anderem dazu, dass sie Meridels Vater William Wharton, einen Prediger, mit dem sie in Texas verheiratet gewesen war, verließ und nach Oklahoma umzog. In Texas hatte ihr Status als verheiratete Frau im Grunde dem von Minderjährigen entsprochen. Durch den Wegzug wuchs Meridel in einer frauendominierten Welt auf, wie sie sich häufig in ihren literarischen Texten wieder findet (Wixson 1998: 102-104).

Während ihrer Ausbildung verbrachte Le Sueur unter anderem ein Jahr an der Academy of Dramatic Arts in New York. Einige Jahre lang überlebte sie in Hollywood mit Hilfe schlecht bezahlter Stellen als Stunt-Frau und als Schauspielerin in kleinen Rollen. 1928 kehrte sie zurück nach Minnesota und begann, als Journalistin zu arbeiten. 1924 oder 1925 trat sie in die Kommunistische Partei ein und setzte ihr Engagement für die Arbeiterbewegung bis ins hohe Alter fort. 1926 heiratete sie Henry Rice, der in der Arbeiterbewegung aktiv war, und bekam zwei Töchter. Ihre Arbeit als Journalistin, für die sie häufig über Streiks und die Not leidende Bevölkerung berichtete, war eine wichtige Inspirationsquelle für ihre literarischen Texte (Maierhofer 1992: 150-151). 1927 veröffentlichte sie in der Zeitschrift *The Dial* ihre Kurzgeschichte „Perspephone“, mit der sie bekannt wurde (Wald 1997: 24). Le Sueur wurde Mitarbeiterin bei der Zeitschrift *The Masses*, schrieb allerdings auch für *The Daily Worker*, *The American Mercury*, *The Partisan Review*, *The Anvil* oder *The Nation*. Als ihre Hauptaufgabe sah sie es an, sich der Lage der Frauen zu widmen (Maierhofer 1992: 150-151).

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges war Le Sueur zu einer bekannten Autorin geworden, und zum ersten Mal schien sie von ihrer schriftstellerischen Tätigkeit leben zu können. Die antikommunistische Stimmung, insbesondere die beginnende McCarthy-Zeit, führten jedoch dazu, dass sie auf die schwarze Liste gesetzt wurde. Sie zog sich zurück und schrieb Kinderbücher sowie Texte über das Verhältnis von Weißen und Indianern (Maierhofer 1992: 151). In den 1970er Jahren wurde Le Sueur im Zuge der *New Left* und feministischer Bewegungen wieder entdeckt (Mickenberg 1997: 144) und als Vorläuferin der Frauenbewegung gewürdigt: „In more or less covert ways, Le Sueur’s [...] literature from the late 1920s and 1930s anticipates the concerns of feminists a generation later“ (Coiner 1996: 163).

2.2 Le Sueur und die Kommunistische Partei

Einer der Fixpunkte in Meridel Le Sueurs Leben, der ihr literarisches Schaffen wesentlich beeinflusste, war ihre Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei (CPUSA). Die Auswirkungen dieser Parteimitgliedschaft sind in der Rezeption von Le Sueurs Texten unterschiedlich bewertet worden. Während bisweilen argumentiert wird, der Einfluss der Partei auf ihren Stil habe nicht zur Verbesserung, sondern eher zur Verschlechterung ihrer schriftstellerischen Arbeit geführt, wird auf der anderen Seite die These aufgestellt, Le Sueurs Überleben als Autorin wäre ohne die Unterstützung der Partei nicht möglich gewesen: „CP involvement may have been a crucial support to Le Sueur’s survival as a woman writer even as it was a dampening influence on her lyrical portrayals of women“ (Pratt 1988: 247). Über die Partei und ihre Organisationen hatte Le Sueur viele Freunde; so war sie beispielsweise durch den John Reed Club von Chicago mit Richard Wright und Jack Conroy bekannt (Pratt 1988: 252). Dass ihre Parteimitgliedschaft – ob sie sich nun überwiegend positiv oder negativ auswirkte – ein prägender Faktor in Le Sueurs Leben war, steht außer Frage. Da Le Sueurs Parteimitgliedschaft großen Einfluss auf ihre Ansichten zu sozialer Ungleichheit hatte, sollen im Folgenden einige der Konfliktlinien rund um das Thema Klasse, die sich daraus für sie und ihre Texte ergaben, angerissen werden.

2.2.1 Regionalismus versus Internationalismus

Einer der kritischen Punkte, die zu Auseinandersetzungen zwischen Le Sueur und ihrer Partei führten, war der Gegensatz von Regionalismus und Internationalismus. Die kommunistische Partei war internationalistisch ausgerichtet und gestand ihren Mitgliedern aus den verschiedenen Landesteilen keine eigenständigen regionalen Identitäten zu (Roberts 1997b: 16). Dies stieß bei Le Sueur wie auch bei vielen anderen Parteimitgliedern aus dem mittleren Westen auf Kritik, da ihre Vorstellung von politischer Arbeit durch ihre Erfahrungen vor Ort geprägt waren: „Le Sueur’s class consciousness was firmly grounded in a powerful regional tradition of grass-roots radical protest that she felt compelled to foster and explore as a writer“ (Mickenberg 1997: 144). Diese Verwurzelung im landwirtschaftlich geprägten mittleren Westen führte dazu, dass Le Sueur ein enges Verhältnis zum Land und zu den Bauern hatte und sich mit ihnen, nicht etwa mit anderen kommunistischen Intellektuellen, identifizierte. In *The Girl* spielt dieser Gegensatz zwischen Stadt und Land eine große Rolle, was jedoch nur angedeutet werden kann. Dass Le Sueurs Abweichungen von der Parteilinie nicht zu ernsthaften Schwierigkeiten führten, lag daran, dass die Parteimitglieder im mittleren Westen aufgrund der großen Entfernung von der Zentrale gelegentlich die Parteilinie ignorieren konnten. Le Sueurs Beschreibung der Ausrichtung der Partei vor Ort bringt den Unterschied zu den offiziellen Parteizielen der Zentrale auf den Punkt: „We were farmers out here who were against World War II“ (Pratt 1988: 260).

2.2.2 Klasse versus *gender*

Von größerer Bedeutung als die regionalen Konflikte war für Le Sueur die Debatte um den Sexismus innerhalb der CPUSA. Davon war jedoch nicht nur die Kommunistische Partei, sondern die Arbeiterbewegung als Ganzes betroffen: „The leftist ideology in the 1930’s tended [...] to subordinate problems of gender to the overwhelming tasks of organizing the working class and fighting fascism“ (Maierhofer 1992: 153). Die Frauenbewegung erschien suspekt, weil man eine Schwächung der Arbeiterbewegung befürchtete, wenn Arbeiterinnen gemeinsam mit bürgerlichen Frauen ihre Interessen vertraten. Das führte dazu, dass *gender* ausgeblendet und stattdessen *ein* Geschlecht – das männliche – in den Vordergrund gestellt wurde: „The aesthetic debates of male literary radicals throughout the 1930s [...] were dominated by the metaphors of gender, linking the proletariat and its culture with masculinity“ (Maierhofer 1992: 153).

Wie sich diese Diskriminierung in der Praxis äußerte, lässt sich beispielsweise am Ablauf des *American Writers' Congress* von 1935 ablesen. Einberufen wurde er von Kenneth Burke, Erskine Caldwell, Jack Conroy, Malcolm Cowley, Theodore Dreiser, Granville Hicks, Langston Hughes, Tillie Lerner, Meridel Le Sueur und Richard Wright, um nur einige zu nennen. Le Sueur war jedoch die einzige weibliche Hauptrednerin (Wald 1997: 25). Im Bereich der Literatur führte das männliche dominierte Klima dazu, dass bestimmte weibliche Themen wie etwa Schwangerschaft bewusst ausgegrenzt wurden: „pregnancy was considered unacceptable as a literary subject, as much by *New Masses* as by the magazines that gave that reason for rejecting her manuscript (*Scribner's Magazin* and the *Atlantic Monthly*)“ (Coiner 1996: 170). Roberta Maierhofer fasst Le Sueurs Verdienst im Kampf gegen die Diskriminierung folgendermaßen zusammen:

Although she held on to the basic Marxist doctrine of a proletarian revolution, her writings prove that she transcended the dogmatic Marxist ignorance of the concerns of women repressed in a belittling Marxist term such as “Nebenwiderspruch”. Le Sueur’s attempt at authenticity in portraying women’s lives could be read as a struggle against the limitations of patriarchal enclosures, a creating of apatriarchal space. (Maierhofer 1992: 159)

In *The Girl* lässt sich nachvollziehen, wie Le Sueur diesen Gegenentwurf zu einer männlich dominierten Welt zu entwickeln versuchte.

2.2.3 Proletarian literature und working-class fiction

Die bisher behandelten Punkte, Regionalismus und Sexismus, beeinflussten zwar Le Sueurs Arbeit, hatten jedoch wenig direkte Auswirkungen auf ihre Texte. Die Auseinandersetzungen über Literatur, ihre Funktion und Kriterien zu ihrer Beurteilung betrafen jedoch unmittelbar Le Sueurs Tätigkeit als Schriftstellerin. Wie zahlreiche andere linksgerichtete SchriftstellerInnen der Periode fühlte sie sich als Vertreterin der *proletarian literature*, die in den 1930er Jahren im Umfeld der kommunistischen Bewegung entstand. Der Anspruch von *proletarian literature* war es, aktiv in politische Prozesse einzugreifen. Die Theorie besagte, dass diese Literatur über, für und möglichst von Angehörigen der Arbeiterklasse geschrieben wurde und auf eine Revolution hinarbeitete. John Strachey, ein Korrespondent für die Zeitschrift *New Masses*, schätzte die Zukunft von revolutionärer Literatur in den USA im Jahr 1934 optimistisch ein:

America is fortunate in that it is developing a revolutionary literature which is worth criticising. America has the beginnings of what promises to be a rich school of revolutionary thought and feeling. (Strachey 1974: 46)

Durch die Ausrichtung auf revolutionäre Praxis wurde der Inhalt eines Textes für seine Beurteilung häufig wichtiger als seine Form. Dies führte dazu, dass die literarische und künstlerische Bewegung der 1930er Jahre im Rückblick häufig als „economist“ kritisiert wurde, wie beispielsweise in dieser Einschätzung von Anthony Dawahare: „The ‘stamp’ of economism [...] left its mark on the proletarian literary movement, which did not produce a single sustained work of cultural criticism“ (Dawahare 1997: 414-415). Um jedoch kein verzerrtes Bild entstehen zu lassen, muss auf die neuere Forschung hingewiesen werden, die die Literaturszene der 1930er Jahre differenzierter darstellt. James Murphy etwa weist in *The Proletarian Moment: The Controversy over Leftism in Literature* (Murphy 1991) darauf hin, dass es auch innerhalb dieser Bewegung anspruchsvolle literaturtheoretische und ästhetische Debatten gab. Der Vorwurf, Literatur sei stets auf ihre politische Funktion reduziert worden, treffe nicht auf die gesamte *proletarian literature* zu.⁴⁸

Wie Le Sueurs Wiederentdeckung und zunehmende Popularität ab den 1970er Jahren zeigt, wurde die Tradition der *proletarian literature* zwar durch die McCarthy-Zeit abgebrochen, lebte jedoch durch die Bewegung der *New Left* in anderer Form, als *working-class fiction*, wieder auf. Le Sueur gehört zu den wenigen SchriftstellerInnen, die zu beiden Epochen aktiv beitrugen. Da das Thema Klasse in der Theorie und Praxis beider Strömungen eine große Rolle spielt, sollen hier einige Aspekte im Hinblick auf Meridel Le Sueurs Situation und Positionierung angerissen werden.

2.2.3.1 Die Frage der Authentizität

Eine der zentralen Fragen im Hinblick auf *proletarian literature* betrifft die angestrebte und beanspruchte Authentizität, mit anderen Worten: wer schreibt für wen und beansprucht dabei für wen zu sprechen? Dem Anspruch nach wurde *von* der Arbeiterklasse *für* die Arbeiterklasse geschrieben. Le Sueur erfüllte das Kriterium der Herkunft, wie viele andere AutorInnen, nicht. Dies bedeutete jedoch nicht, dass die Theorie aufgegeben wurde. Dennoch wurde schon

⁴⁸ Die Kritik an *proletarian writing* wird häufig an Mike Golds Ausspruch „Technique has made cowards of us all“ festgemacht. James Murphy illustriert am Beispiel Golds, dass das heutige Bild der 30er Jahre zu einseitig ist und zurechtgerückt werden muss. So betonte Gold 1933, dass proletarische SchriftstellerInnen Schreibtechnik lernen müssten, weil sie sonst nur in der Lage seien, Kriminalromane oder Cowboygeschichten für Groschenhefte zu schreiben (Murphy 1991: 9, 123).

in den Dreißiger Jahren in Frage gestellt, ob eine solche Theorie unter den aktuellen Bedingungen überhaupt funktionieren könne. John Strachey etwa stellte die These auf, unter den gegenwärtigen Bedingungen könne es gar keine Literatur für die breite Masse der ArbeiterInnen geben. Um seine These zu unterstreichen, beschreibt er eine Kontroverse zwischen Granville Hicks und Upton Sinclair über das Verhältnis von Literatur und Mittelklasse:

[Granville Hicks] accuses [Upton] Sinclair of writing for the middle class. Is this quite fair? Who else would Sinclair write for? Who does Granville Hicks write for? Does he expect the mass of American workers to appreciate his books? Of course he does not. And does he think that they could afford them, in any case? He, too, writes for the enlightened middle class and for the individual worker-intellectuals. Until the workers have won power and free access to the good things of life there is no one else to write for. (Strachey 1974: 49)

Meridel Le Sueur gehörte zu den AutorInnen, die trotz dieser Herausforderungen – fehlendes Interesse an und Vorbildung für Literatur innerhalb der eigentlichen Zielgruppe – für die Arbeiterklasse schrieb. An ihrem Fall lassen sich einige der Paradoxa, die aus der Dissonanz von Anspruch und Wirklichkeit im Hinblick auf Authentizität entstanden, illustrieren. Obwohl Le Sueur selbst aus der Mittelklasse stammte, identifizierte sie sich mit ArbeiterInnen und Bauern und lehnte jegliche Form von Intellektualität und Rationalität ab. Le Sueur war sich ihrer Herkunft aus der Mittelklasse durchaus bewusst; sie sah jedoch, dem Zeitgeist entsprechend, kein Problem darin, durch ihre Parteilichkeit zu einem Mitglied der revolutionären Arbeiterklasse zu werden. Tillie Olsen, die ebenso wie Le Sueur über die Arbeiterklasse schrieb, im Unterschied zu Le Sueur aber tatsächlich aus ihr stammte, hatte es in der Hinsicht leichter, wie Constance Coiner ironisch anmerkt: „Olsen did not share the problem of the enlightened middle-class writer who, like Meridel Le Sueur, contemplated in the 1930s how best to identify with the working class“ (Coiner 1996: 166, 173).

Le Sueurs Einsatz für das so genannte Proletariat entsprach dem Zeitgeist und der Massenkultur der 1930er Jahre. Sie war insbesondere beeinflusst von der „neo-Romantic nostalgia for organic folk culture“ (Dawahare 1997: 410). Diese Nostalgie führte nicht nur zu einer Wertschätzung von Volkskultur, sondern auch von Natur. Nach Le Sueur waren Intellektuelle sowohl von der Natur als auch von den ArbeiterInnen entfremdet. Kritisches Denken und Rationalität lehnte sie als bourgeois ab. Interessanterweise zählten für sie auch solche Aspekte wie Technologie oder Urbanität zu den negativen bourgeois Phänomenen. In dieser Hinsicht befand sie sich im Gegensatz zu ihrer Partei, die Industrie und Technik nicht grundsätzlich ablehnte. Anders als die CP positionierte sich Le Sueur also nicht auf der Seite des

rationalen Fortschritts, sondern auf der des Irrationalen und entwarf ihre eigene natur- und gemeinschaftsorientierte Utopie (Dawahare 1997: 426-427). In *The Girl* lassen sich die Züge dieser Utopie im Einzelnen studieren.

2.2.3.2 Literarische Qualitätskriterien und Stil

Das Problem vieler *Proletarian Novelists* ist, dass sie kaum gelesen werden (Maierhofer 1992: 152). Einer der Gründe ist, dass die politische Funktion des Textes in vielen Fällen Priorität gegenüber der literarischen Qualität genoss. Das Kriterium, das aus Sicht der Kommunistischen Partei über die Qualität eines Textes entschied, war seine „Mobilisierungsfähigkeit“. Lyrische Texte, wie sie Le Sueur zu Beginn ihrer schriftstellerischen Tätigkeit schrieb, wurden bisweilen heftig kritisiert. Es gab jedoch auch innerhalb der kommunistischen Bewegung Stimmen, die ästhetische Kriterien hochhielten. So forderte John Strachey dazu auf, „[to] pay [...] attention to the merits of writers as writers“ (Strachey 1974: 52) und kritisierte die Priorität von politischen Kriterien bei der Bewertung von Literatur folgendermaßen:

We cannot too strictly criticise the work of our own writers. [...] We are sometimes a little apt to pretend, to wish, to suggest that such writers are necessarily better writers, because they are more politically correct, than are our fellow travelers. (Strachey 1974: 47)

Meridel Le Sueur war eine der AutorInnen, die mit der Dominanz außerliterarischer Kriterien bei der Beurteilung von Texten zu kämpfen hatten. Ihr früher, lyrischer Stil führte zu zahlreichen Auseinandersetzungen mit ihrer Partei. Deren Vertreter bezeichneten ihre Texte als „undisciplined“ und bedachten sie mit Kommentaren wie „very moving but it doesn't organize“ (Pratt 1988: 257). Le Sueur ließ sich in der Folgezeit von dieser Kritik und der allgemeinen Abneigung gegenüber so genannter „bourgeoiser“ Literatur beeinflussen. In ihren späteren Texten, so auch in *The Girl*, passte sie sich an die Parteidisziplin an und wiederholte bisweilen sogar selbst die Kritik an ihren Texten als zu lyrisch wie in dem Nachwort zu *I Hear Men Talking* von 1984:

I now question the lyricism of my early stories [...]. Before, I defended myself by saying we should not leave the beautiful, lyrical language to the ruling class – the workers must have, and do have, beautiful language [...]. Now [...] I look behind the beautiful prose very sharply. (Pratt 1988: 259)

Die Änderung ihres Stils bedeutete jedoch, dass die literarische Qualität ihrer Texte nachließ, wie selbst Linda Pratt feststellt, die Le Sueurs Verhältnis zur Kommunistischen Partei ansonsten positiv beurteilt: „She is at her most awkward when trying to make [her] stories illustrate an ideological point“ (Pratt 1988: 262).

Le Sueurs anfängliche Schwierigkeiten mit „revolutionärer“ Literatur erklären sich daher, dass ihre Texte das Ergebnis der Vermengung verschiedenster Einflüsse sind. Wie Alan Wald feststellt, ist ihr Frühwerk von D.H. Lawrence beeinflusst, was sich unter anderem an ihrer Gegenüberstellung der rationalen männlichen und der emotionalen weiblichen Art zeigen lässt (Wald 1997: 24). Daneben speiste sich Le Sueurs Weltbild aus einer Vielzahl weiterer Quellen:

[P]opular culture, the economic labor movement, and central literary movements (such as Romanticism and Naturalism) had as much influence on her writing as did the proletarian literary movement and the CP. (Dawahare 1997: 410)

Zwei Einflüsse, die in diesem Zitat unerwähnt bleiben, jedoch für *The Girl* ebenfalls eine wichtige Rolle spielen, sind christliche und mythische Überlieferungen (Gelfant 1991: 190). Anthony Dawahare bezeichnet Le Sueur zusammenfassend als

modern anti-modernist writer who seeks to overcome the alienation of American capitalism through an irrationalist philosophy that privileges intuition, ‘mass feeling,’ and agrarianism as the basis of a working-class community somehow outside of, and opposed to, bourgeois culture. (Dawahare 1997: 410)

Wie ich in der Interpretation von *The Girl* zu zeigen hoffe, vermengt Le Sueur in diesem Text erfolgreich marxistische, feministische, mythische und christliche Einflüsse und war in ihren Bemühungen, die Situation von ArbeiterInnen nicht ausschließlich über ihre Position im Klassenkampf zu beschreiben, vielen politisch linksorientierten AutorInnen voraus.

2.2.3.3 Von proletarian literature zu working class fiction

Nach dem zweiten Weltkrieg begann für Meridel Le Sueur wie für viele andere linksorientierte SchriftstellerInnen in den USA eine schwierige Zeit. Während der Dreißiger Jahre hatte sie es zu einiger Bekanntheit gebracht, woran sie erst wieder anknüpfen konnte, nachdem unter dem Einfluss der *New Left* die so genannte *working-class fiction* als neue Gattung in der Literaturkritik etabliert worden war und sie dort auf Interesse stieß. Weil die Anerkennung, die Le

Sueur heute genießt, nur durch diese neue Strömung in der Literaturkritik möglich war, soll hier kurz auf die US-amerikanische *working-class fiction* eingegangen werden, bevor ich anschließend zur Interpretation von *The Girl* komme.

In vielen Aspekten ähneln sich die Anliegen von *working-class fiction* und *proletarian literature*: ArbeiterInnen soll eine Stimme gegeben und gesellschaftliche Missstände bekämpft werden. Ein Unterschied liegt jedoch darin, dass die LiteraturwissenschaftlerInnen, die sich mit *working-class fiction* beschäftigen, das Paradigma der zu bekämpfenden Diskriminierung bzw. der Identitätssuche aus *Women's Studies* und der Literatur ethnischer Minderheiten übernommen haben. Paul Lauter gehörte zu den BegründerInnen des neuen Zweiges und beschrieb die Parallelen zwischen *race*, *gender* und Klasse folgendermaßen:

The United States in its origins specifically rejected the idea of privilege rooted in birth, race (and national origin), gender, and class; these factors have, nevertheless, come to play fundamental roles in how marginality has been constructed and maintained. Thus we are concerned with the work of women and working-class writers as well as that of minority men. For while there are profound differences between a culture defined significantly in terms of gender and one defined significantly in terms of race or national origin or class, still the burdens and opportunities posed by marginality generate unusually significant parallels. (Lauter 1991: 49)

Die Erfahrung von Marginalität bzw. die Reaktion darauf steht also am Beginn von *working-class fiction*. Auch wenn sich der gesellschaftliche Rahmen der 1960er Jahre von dem der 1930er Jahre unterschied, die Zielformulierungen klingen ähnlich: „Working class art [...] functions to focus consciousness and to develop ideology“ (Lauter 1987: 62). Lauter benennt zwar noch eine Reihe weiterer Ziele, Zitate wie das obige geben dennoch Kritikern von *working-class fiction* Vorschub, die diesem Literaturzweig ebenso wie *proletarian literature* eine zu starke Fixierung auf politische Ziele vorwerfen. Constance Coiner – die allerdings den Begriff „working-class literature“ auch schon für die Literatur der 1930er Jahre benutzt (Coiner 1995: 4, Coiner 1996: 163) – fasst dieses negative Bild zusammen, wenn sie rückblickend feststellt: „working-class literature has generally been considered crudely tendentious and aesthetically inferior to bourgeois literature“. Sie selbst teilt diese Einschätzung nicht und argumentiert, die scheinbaren Schwächen von *working-class fiction* seien in Wahrheit ein Zeichen von „textual conflict“, der wiederum „historically resonant“ im Hinblick auf seinen Entstehungskontext sei (Coiner 1996: 163).

Nicht nur die Debatten um die Qualität von *working-class fiction*, sondern auch die Diskussionen um ihren Anspruch als Stimme der ArbeiterInnen ähneln denen in Bezug auf *proletarian literature*. So definiert etwa Nicholas Coles *working-class fiction* als von ArbeiterInnen geschriebene Literatur und bezeichnet sie als „voice of self-representation of the class“ (Coles 1996: 667-668). Janet Zandy, die Herausgeberin zweier Anthologien zu *working-class writing*⁴⁹, postuliert einen ähnlichen Vertretungsanspruch im Hinblick auf schreibende Frauen aus der Arbeiterklasse:

[She] has to be multivoiced in witnessing for the silenced many, in negotiating with the dominant culture, and in claiming her own identity as a woman with a particular ethnic and racial culture. In transforming herself, she is linked to a collective consciousness, a *class*, which rejects bondage and lays claims to liberation and freedom. (Zandy 1990: 12)

Meridel Le Sueur sah sich trotz ihrer Herkunft aus der Mittelklasse als Sprachrohr für die ArbeiterInnen, genau wie Janet Zandy es verlangt. Im Folgenden werde ich genauer darauf eingehen, wie Le Sueur in *The Girl* versuchte, ArbeiterInnen, insbesondere den Frauen, eine Stimme zu geben.

2.3 Geschlechter(beziehungen) und Klasse in *The Girl*

Meridel Le Sueurs Roman *The Girl* wurde zwar erst 1978 veröffentlicht, gehört aber aufgrund der Abfassung des Manuskripts in den 1930er Jahren dennoch in den Kontext dieser Arbeit. Die Entstehung des Romans ist eng mit den gesellschaftlichen und ökonomischen Problemen der 1930er Jahre verknüpft; Le Sueur ließ sich durch die Lebensgeschichten von Frauen anregen, die gemeinsam in der *Workers' Alliance* in St. Paul, Minnesota lebten (Rabinowitz 1988: 452), wie sie selbst schilderte: „I joined the people in the Depression, the Workers' Alliance, the unemployed, from which *The Girl* was written“ (Duncan 1982: 34). Da Le Sueur vor allem an Geschichten von Frauen interessiert war, spielt *gender* in *The Girl*, im Gegensatz zum Mainstream der *proletarian literature*, eine zentrale Rolle. Damit schwamm sie gegen die Linie ihrer Partei, die die Frauenfrage als Nebenwiderspruch betrachtete und entsprechende Themen in der Literatur als irrelevant erachtete (Wald 1997: 26-27). Le Sueur dagegen, wie auch die Autorinnen Josephine Herbst, Tillie Olsen oder Agnes Smedly, betrachtete die Frauenfrage nicht als Nebenwiderspruch, sondern als ebenso drängend wie die

⁴⁹ Vgl. Janet Zandys *Calling Home: Working-Class Women's Writings. An Anthology* (Zandy 1990) und *Liberating Memory: Our Work and Our Working-Class Consciousness* (Zandy 1995).

Klassenfrage. Mit Tillie Olsen teilt Le Sueur außerdem das Schicksal der verspäteten Veröffentlichung und Anerkennung von Manuskripten. Olsen veröffentlichte ihren in den Dreißiger Jahren begonnenen Roman *Yonnonddio* erst in den 1970er Jahren, genauer gesagt 1974, als *working-class fiction* allmählich an Anerkennung gewann. Im Fall von *The Girl* liegen die Dinge ähnlich: Schon 1939 existierte ein Manuskript von *The Girl*; es sollte allerdings noch fast vier Jahrzehnte dauern bis zur endgültigen Veröffentlichung im Jahr 1978 (Rabinowitz 1988: 542, Maierhofer 1992: 157).

Für die Veröffentlichung überarbeitete Le Sueur ihr Manuskript aus den Dreißiger Jahren. Dabei fügte sie einige Passagen hinzu, die den Ablauf der Handlung plausibler machen sollten, und veränderte einige Details, auf die noch einzugehen sein wird. Außerdem wurde der Text insgesamt kritischer gegenüber Männern (Coiner 1995: 119-120). Auf die Frage, wie Le Sueur die beiden Geschlechter bzw. ihr Verhältnis zueinander darstellt, wird im Lauf dieses Kapitels genauer eingegangen. Zunächst ist jedoch eine Zusammenfassung des Inhalts angebracht, um die in der Interpretation hervorgehobenen Punkte in den Kontext des Romans einzubetten zu können.

The Girl wird aus der Sicht einer jungen Frau erzählt, die während des gesamten Textes namenlos bleibt. Sie kommt während der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre auf der Suche nach Arbeit vom Land in eine Stadt. Ihre Familie gehört zum *poor white trash*. Der Vater hat schon mit Hilfe vieler Berufe, unter anderem als Bauer, versucht, die Familie zu ernähren, konnte jedoch nie eine stabile Grundlage schaffen, die es erlaubt hätte, an einem Ort zu bleiben. Die Protagonistin findet Arbeit als Kellnerin in der Bar von Belle. Dort lernt sie Clara kennen, die ihren Lebensunterhalt durch Prostitution verdient und kurz vor Ende des Buches verstirbt, und freundet sich mit ihr an. Eine weitere wichtige Bekanntschaft ist die mit Amelia, einer Aktivistin der *Workers' Alliance*. Durch die Arbeit in der Bar lernt die Protagonistin auch Ganz und seine Bande kennen, zu deren Mitgliedern Ack und ihr späterer Geliebter Butch zählen. Ganz betätigt sich nicht nur als *bootlegger*, sondern plant auch einen Banküberfall. Die Protagonistin verliebt sich in Butch, macht mit ihm ihre ersten sexuellen Erfahrungen und wird schwanger, was Konflikte über eine Abtreibung auslöst. Durch Butch wird sie an der Durchführung des Banküberfalls beteiligt, in dessen Verlauf alle außer ihm auf der Stelle umkommen. Nur Butch kann sich in das von der Protagonistin gefahrene Fluchtauto retten, stirbt jedoch nach wenigen Stunden. Nach seinem Tod kehrt die Protagonistin in die Stadt zurück und versucht, als Prostituierte ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Mit Hilfe der *Wor-*

kers' Alliance findet sie eine Unterkunft und wird dadurch schließlich zur Mitkämpferin für die Sache der Arbeiterklasse. Durch ihre eigenen Erfahrungen und die Erzählungen der anderen Frauen wird sie darüber hinaus auch für die speziellen Anliegen von Frauen sensibilisiert. Der Roman endet mit der Geburt ihrer Tochter, durch die der Gruppe der ArbeiterInnen symbolisch neues Leben zugeführt wird.

Im Gegensatz zu den anderen in dieser Studie behandelten Texten wird in Meridel Le Sueurs *The Girl* das Thema Klasse explizit behandelt. Die miserablen Lebensumstände großer Teile der Bevölkerung während der 1930er Jahre werden in schonungsloser Weise beschrieben. Le Sueur thematisiert jedoch nicht in abstrakter Form das Arbeitsleben oder das Wirtschaftssystem, sondern spiegelt all das im Leben der einfachen Bevölkerung, des *poor white trash*. Eine Besonderheit an Le Sueurs Version von *proletarian fiction* ist, dass sie *gender* als notwendige Komponente von Klasse betrachtet. Im Folgenden gehe ich näher auf *gender*, Klasse sowie Wechselbeziehungen zwischen den beiden Aspekten ein. Eine Klammer zwischen Klasse und *gender* stellt das Motiv des Hungers bzw. des Verschlingens dar, das im Hinblick auf Frauen und Männer, das Wirtschaftsleben und die Natur gebraucht wird. Die Natur spielt insofern eine wichtige Rolle, als sie sowohl zur Charakterisierung von Menschen als auch zur Beschreibung des Wirtschafts- und Gesellschaftssystems herangezogen wird. Im Hinblick auf die Romanfiguren werde ich argumentieren, dass sich ein Zusammenhang zwischen *gender* und der Art der zur Charakterisierung eingesetzten Naturmetaphern feststellen lässt. Während sich im Hinblick auf Frauen vor allem Pflanzenmetaphern finden, die Harmonie mit Mensch und Natur symbolisieren, werden bezogen auf Männer meist aggressive Tiermetaphern verwendet. Im Folgenden führe ich diese Thesen genauer aus und gehe zunächst auf die Darstellung von Männern in *The Girl* ein.

2.3.1 Die Darstellung von Männern

Männliche Charaktere stehen nicht im Zentrum von Le Sueurs Aufmerksamkeit. Dennoch spielen sie eine wichtige Rolle in *The Girl*, weil ihnen Eigenschaften zugeschrieben werden, die im Gegensatz zu denen stehen, die mit Frauen assoziiert werden. Wie im Folgenden genauer dargelegt wird, haben die Männer in *The Girl* die wettkampfbetonte Logik der herrschenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung stärker verinnerlicht als die Frauen. Männer wie Frauen leiden jedoch an einem Wirtschaftssystem, das es den Menschen zunehmend schwerer macht, ihren Lebensunterhalt mit unabhängiger Arbeit zu verdienen, eine Entwick-

lung, die bei Männern eher als bei Frauen zu einem krisenhaften Verlust ihres Selbstwertgefühls führt. Zunächst gehe ich jedoch auf die Art und Weise ein, wie Männer mit Hilfe von Naturmetaphern beschrieben werden. Butch, der zukünftige Geliebte der Protagonistin, wird folgendermaßen eingeführt:

He was smooth as silk to look at. He and his brother Bill, smart as whips and walked and strutted, their shoulders going down to their hips and narrow sleek heads, and Butch looked smooth and sleepy as if about to spring like a cat. (*The Girl* = TG 4)

Die Vergleiche von Männern mit Tieren auf der Suche nach Beute – wie in diesem Fall mit einer Katze, die zum Sprung ansetzt – setzen sich im Verlauf des Textes fort. Butch wird mehrfach mit einem Fuchs verglichen („his long face lean like a fox“, TG 4; „there was Butch, quick as a fox“, TG 9). Aber auch die Katzen-Metapher kehrt wieder, wenn die Protagonistin sagt „I could see the long hard nervous cat life in him“ (TG 85). Die anderen Männer, mit denen zusammen Butch einen Banküberfall plant, werden ebenfalls mit aggressiven Tieren verglichen, die jedoch negativere Konnotationen besitzen als Füchse. So heißt es etwa im Hinblick auf Ganz, den Anführer der Gruppe: „I saw his terrible eyes looking, shaking like dice – snake-eyes“ (TG 59). Sein Gang wird mit dem eines Wolfes verglichen („they walked like wolves“, TG 55). Auch Butch wird gelegentlich mit einem Wolf verglichen, etwa im Hinblick auf seine Art und Weise zu essen: „He began to wolf [his sandwich] down“ (TG 55).

Nicht nur äußerlich wirkt Butch wie ein Raubtier, auch seine Einstellungen lassen Parallelen zu dem in der Natur geltenden darwinistischen Prinzip des Stärkeren erkennen. Er betrachtet das Leben als permanenten Wettkampf, in dem es sich zu beweisen und zu siegen gilt, wie aus dieser Unterhaltung mit der Protagonistin deutlich wird:

Listen, honey, he said, you be good to me.
I am good to you.
You be good to me and I'll go to places, nothing can stop me. We can have everything.
O sure, I said smiling.
Sure, he said, I know what it takes for winning. I'm a natural winner. It's got to be. I feel it in my bones. Look, I want to win. I'm strong. I feel good. It ain't natural I shouldn't be winning. I like to beat everybody. I like to beat everybody in the world.
I don't, I said. (TG 15)

Butch betrachtet sich als „natural winner“ und glaubt, den nötigen Willen und die körperlichen Voraussetzungen dafür zu haben. Sein Selbstbewusstsein ist an manchen Stellen fast

grenzenlos („nothing can stop me“). Trotz seiner Siegesgewissheit scheint Butch allerdings einen letzten Rest an Selbstzweifeln zu hegen („I’m a natural winner. It’s got to be“). Bezieht man das Ende der oben zitierten Passage ein, dann könnte die Bekräftigung „It’s got to be“ auch eine Reaktion auf die offensichtliche Skepsis seiner Geliebten sein, die zum Ausdruck kommt, wenn sie auf seine Aussage „We can have everything“ lächelnd mit einem ironischen „O sure“ antwortet. Am deutlichsten werden die gegensätzlichen Lebensauffassungen am Ende des Zitats, als sie seine Aussage, „I like to beat everybody in the world“ kurz und knapp mit der Aussage „I don’t“ quittiert.

Im Gegensatz zu der Protagonistin, die skeptisch bleibt, glaubt Butch an die Möglichkeit des Aufstiegs und daran, dass man nur hart genug kämpfen muss, um zu gewinnen. Konkret plant er, eine Tankstelle zu pachten und sich so die Möglichkeit zu heiraten zu erarbeiten:

Listen! Honest, he says, I’m going to get a service station of my own. We can’t get married now can we? But I’ll buy a service station. I’m seeing a fellow who knows a fellow’s going to loan me some to lease this here service station, then honey I’ll be a boss. Trust me, see, we can get married later. You can’t get married on nothing, a man wouldn’t have no respect for himself doing it that way. (TG 40-41)

Wie aus dieser Passage deutlich wird, steht Butch unter beachtlichem gesellschaftlichem Druck, was seine persönliche Lebensplanung angeht. Denn wie er hier erläutert, kann er nur aus einer ökonomisch gesicherten Lage heraus einen Heiratsantrag machen und eine Familie gründen. Diese männliche Geschlechterrolle des Versorgers hat Butch so verinnerlicht, dass er es mit seinem Selbstwertgefühl nicht vereinbaren könnte, ohne die entsprechenden Voraussetzungen zu heiraten („a man wouldn’t have no respect for himself doing it that way“). Butch, der bei einem Banküberfall stirbt, durch den er genügend Geld für das Pachten einer Tankstelle bekommen wollte, ist nicht der einzige Mann in *The Girl*, der an seinen beruflichen Plänen scheitert. Hoinck etwa, der Ehemann von Belle, konnte sich nicht mehr von seiner Hände Arbeit ernähren und endete deswegen schließlich in Ganz’ Bande, wie Belle schildert:

[W]hen Hoinck pawned his tools, that was the end of us all. What tools is to a man. He pawned his tools, he pawned more than his tools. He pawned his skill, being able to do something that gives a man pride. What can a man do without his tools? He has to lick the boots of crazies like Ganz. (TG 122)

Sowohl Hoinck als auch Butch leiden also daran, dass sie aufgrund der Wirtschaftskrise keine eigenständige wirtschaftliche Existenz aufbauen oder unterhalten können, was dazu führt,

dass ihr Selbstwertgefühl in Gefahr gerät. Die wirtschaftliche Krisensituation, in der *The Girl* spielt, führt also bei Männern zu persönlichen Krisen, weil sie einerseits, wie Butch, zwischen „the ideology of the heterosexual nuclear family and the economic realities of extreme poverty“ (Leyda 2000: 49) zerrissen sind und andererseits, wie Hoinck, aufgrund des Verlusts der Selbständigkeit ihren Stolz eingebüßt haben.

Vielleicht sind es solche Probleme, die dazu führen, dass die Männer in *The Girl* ihre harte Fassade nicht durchweg aufrechterhalten können. Wie die folgenden Überlegungen von Butch zeigen, hat auch er schwache Momente:

What is to become of us? Why do we fall apart? [...] We seem so good . . . what happens to us? We are being eaten by some rot. Why do we give in to it? (TG 72)

Kurz zuvor hatte Butch noch erklärt, ihm fehlten nur ein paar hundert Dollar, um eine Tankstelle pachten zu können; tragischerweise sieht er in dem geplanten Banküberfall, bei dem er tödlich verletzt wird, die einzige Möglichkeit, dieses Geld zu bekommen. Vielleicht sind seine obigen pessimistischen Äußerungen mit ihren morbiden Anspielungen auf Verschlingen und Verfaulen („being eaten by some rot“) eine Vorahnung dessen, was ihm zustoßen wird. Die Protagonistin merkt ebenfalls von Zeit zu Zeit an, dass die männlichen Charaktere nicht durchgängig die Siegertypen sind, als die sie sich gerne präsentieren, etwa wenn sie Ganz und seine Bande folgendermaßen beschreibt:

It was awful to see the four of them like drowning men from a rotten ship slanting out together, each one alone but in some terrible violence hanging together. (TG 67)

Auch hier dominieren morbide Elemente („like drowning men from a rotten ship“). Interessant ist, wie das Verhältnis der Männer untereinander geschildert wird; sie sind nämlich einerseits allein, andererseits aber „in some terrible violence hanging together“. Bezüglich der männlichen Charaktere in *The Girl* stellen Gewalt bzw. Tod einen roten Faden dar, während Frauen dem Bereich des Lebens zugeordnet werden, wie ich im folgenden Unterkapitel erläutern werde.

Zum Abschluss dieser Ausführungen über die männlichen Charaktere in *The Girl* stellt sich die Frage, wie Le Sueurs Darstellung von Männern zu bewerten ist. Die meisten Studien kommen zu der Auffassung, ihr Männerbild sei negativ. So argumentiert etwa Blanche Gelfant, der Subtext von Le Sueurs Texten sei „hatred of men“ (Gelfant 1991: 187). In der Tat

verwenden mehrere weibliche Charaktere in *The Girl* das Wort „hate“ im Hinblick auf Männer. So äußert beispielsweise Clara kurz vor ihrem Tod „I hate all the men“ (TG 108). Allerdings fällt dieser Satz in einem der Briefe imaginären Inhalts, die sie im Delirium an ihre Mutter schreibt. Zuvor hatte Claras Traum vom Leben durchaus eine glückliche Ehe mit einem Mann eingeschlossen. Die Schwester der Protagonistin hat ebenfalls eine sehr negative Meinung im Hinblick auf Männer, die in den Erfahrungen ihrer Mutter mit ihrem Vater begründet ist, wie sie sie in der folgenden Passage schildert:

Then mama wouldn't sleep with him and she came into bed with me and he came in and said that a woman's place was beside her husband and then he swore a bloody streak and went out with his clothes in the pillow slip and mama cried all night saying, I'll leave him one of these days and then what will become of him? What will happen to him? O, I'll never marry as long as I live. I hate men. I'll never, never marry. (TG 32)

Die Mutter litt zwar offensichtlich unter ihrer Ehe, blieb aber trotz gelegentlicher anderslautender Äußerungen bei ihrem Mann. Aufgrund der schwierigen Ehe ihrer Eltern fasst die Schwester der Protagonistin den Entschluss, nie zu heiraten und scheut sogar vor der kategorischen Äußerung „I hate men“ nicht zurück. Gelfants Meinung, in *The Girl* werde Hass auf Männer vermittelt, lässt sich also durchaus anhand einiger Stellen belegen. Auch Paula Rabinowitz kommt zu dem Schluss, das Männerbild in *The Girl* sei negativ (Rabinowitz 1988: 546). Douglas Wixson zufolge trifft dies nicht nur auf *The Girl*, sondern auch auf Le Sueurs Erzählungen zu:

Men are absent or ancillary figures in Le Sueur's stories; their passions are, at the very least, incomprehensible, at the worst, destructive. (Wixson 1998: 46)

Die Abwesenheit von starken, positiven männlichen Charakteren bedeutet für die Frauenfiguren, dass sie selbstbewusst und unabhängig sein müssen, um zu überleben: „Women in Le Sueur's writings make their way largely without or in spite of men“ (Wixson 1998: 96). Wie Linda Pratt festgestellt hat, sind jedoch nicht alle männlichen Charaktere bei Le Sueur negativ. Diejenigen, die sich positiv abheben, sind Mitglieder der Kommunistischen Partei: „male-female relationships in Le Sueur's work are usually controlled by whether the man is of the owner class or one of the comrades“ (Pratt 1988: 258).

Nicht alle Literaturkritikerinnen sind jedoch der Meinung, Le Sueurs Darstellung von Männern sei überwiegend negativ. Julia Leyda beispielsweise argumentiert, Le Sueur wecke auch

Sympathien für männliche Charaktere, etwa weil die Männer daran leiden, dass sie angesichts der wirtschaftlichen Krise ihrer Geschlechterrolle als Versorger der Familie nicht gerecht werden können (Leyda 2000: 49). Wie Leyda würde ich argumentiere, dass das Männerbild in *The Girl* zwar überwiegend negativ, aber keineswegs undifferenziert ist. Zwar werden Männer meist mit Tieren wie Füchsen, Wölfen oder Schlangen verglichen, die auf das Töten und Verschlingen von Beute aus sind. Zu Gunsten der männlichen Charaktere lässt sich jedoch anführen, dass ihnen zwar negative Eigenschaften wie Gewaltbereitschaft zugeschrieben werden, dass dies aber in *The Girl* auf ihre fehlende harmonische Verbindung zur Natur zurückgeführt wird, wodurch ihnen der Weg zu bestimmten Wissensformen versperrt ist (Dawahare 1997: 417). Außerdem werden Männer sowohl als Täter als auch Opfer dargestellt und leiden ebenso wie die Frauen unter der herrschenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, in der die Großen die Kleinen im wahrsten Sinne des Wortes verschlingen. Wie Amelia argumentiert, sind nicht die Männer, sondern vielmehr die Verhältnisse das Problem:

Clara said, O, a man can always be raising some dough for whiskey or ten bucks for those pills for an abortion, but no money to have [a baby].

Belle said, And they're at you day and night. You can't lie down in the daytime the way it is.

We're dumb. We're fools, Clara cried bitterly, taking all their filth one way and another, getting poisoned with it.

Amelia said, It isn't the man. A man is a mighty fine thing, there is nothing better than a man. It's the way we have to live that makes us sink to the bottom and rot. (TG 100)

Während sich Clara und Belle kritisch äußern, verteidigt Amelia die Männer vehement („there's nothing better than a man“) und kritisiert stattdessen die herrschenden Verhältnisse, die die Menschen verderben. Wie schon angedeutet, unterscheiden sich die männlichen und weiblichen Charaktere in *The Girl* grundlegend. Im Folgenden wird auf die Darstellung von Frauen eingegangen, bevor ich im Anschluss daran zu den Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern komme.

2.3.2 Die Darstellung von Frauen

Wie schon oben angedeutet, wird in *The Girl* eine enge Verbindung zwischen Frauen und der Natur postuliert. Diese lässt sich auf griechische⁵⁰, biblische⁵¹ und indianische⁵² Quellen zu-

⁵⁰ vgl. Nora Ruth Roberts' Ausführungen dazu, wie Le Sueur durch die Sage von Demeter und Persephone beeinflusst wurde, die sie in zahlreichen Texten verarbeitete (Roberts 1997b: 10-11).

rückführen, von denen Le Sueur beeinflusst wurde. Diese Verbindung zwischen Frauen und der Natur zeigt sich zum Beispiel an der Art und Weise, wie weibliche Figuren beschrieben werden. Zum einen werden sie häufiger als Männer mit der Natur, vor allem mit Pflanzen, assoziiert. Zum anderen sind sie nicht so aggressiv wie die männlichen Charaktere, sondern leben in Harmonie mit anderen Menschen und der Natur. Es bleibt jedoch nicht bei der biologisch begründeten Gemeinschaft; im Lauf des Romans wird die mystische Verbundenheit der Frauen immer mehr zur Grundlage eines politischen Kollektivs, das es sich nach Claras Tod zur Aufgabe macht, für eine Verbesserung der krankmachenden Lebensbedingungen zu kämpfen.

Zunächst gehe ich jedoch darauf ein, welche Rolle die Natur bei der Beschreibung weiblicher Charaktere spielt. Die Protagonistin wird häufig mit Naturmetaphern in Verbindung gebracht wie in dem folgenden Zitat:

I had got desires now. It all broke on my tongue like some wild sweet fruit. As if my bark was breaking in spring, or mama rising in me telling me how the flesh can die, be beaten and lost. I felt a great root springing down and a great blossom springing up, like my hair sprang up out of my skull green, or a terrible root went in the dark with a hundred mouths looking for food. (TG 53)

In dieser Passage verwandelt sich die Protagonistin in einen Baum, der im Frühjahr neue Blätter und Blüten entwickelt. Pflanzliche Triebe und Früchte werden mit menschlichen, sexuellen Trieben verglichen („It all broke on my tongue like some wild sweet fruit“). Die aufbrechende Rinde und die Wurzel, die sich in den Boden bohrt, können ebenfalls als sexuelle Anspielungen gelesen werden.

Die Wurzel-Metapher („a terrible root went in the dark with a hundred mouths looking for food“) steht jedoch zugleich in Verbindung mit dem Hunger-Motiv, das sich durch den gesamten Text zieht und auch in dem folgenden Dialog zwischen Butch und der Protagonistin enthalten ist. Butch fragt sie:

⁵¹ Der Bezug auf die Bibel findet sich schon im Epitaph frei nach Jeremia, in dem ähnliche Parallelen zwischen Frauen und der Natur wie in *The Girl* gezogen werden: „O that my head was water and mine eyes a flood of tears that I might weep day and night for the slain daughters of my people. Is there no balm in Gilead? Is there no physician? Is not the health of the daughters of my people recovered? They are broken with a great blow, with a grievous blow. [...] The harvest is passed and the summer is ended and we are not saved. The land is desolate because of the presence of the oppressor. For the hurt of the daughters of my people, I am hurt.“

⁵² vgl. Roberts 1997b: 15.

What the hell do you want? You want everything. You want everything in the world.

Sure. Yes. I want everything. Sure. I got hungers. I want the earth. I feel rich. I want meat, bread, children. I am starving. I am sitting here starving. (TG 43)

Auf den Vorwurf, alles zu wollen, antwortet die Protagonistin zunächst halb ironisch mit „I want everything. Sure“, spezifiziert dann jedoch genauer, was sie tatsächlich will. In dieser Aufzählung der verschiedenen Arten von Hunger sind mehrere Ebenen enthalten: erstens der alltägliche Hunger nach Lebensmitteln, zweitens der nach Familie und Kindern, und drittens eine mystische Sehnsucht nach Harmonie mit der Natur („I want the earth“). Die Verbindung zwischen Frauen und der Natur zeigt sich auch in der folgenden Passage, in der die Protagonistin ihre Freundin Belle, die Kneipenbesitzerin, beschreibt:

Belle leaned over, pouring out the short carefully, her head bent on her swollen, fine body. O, remember too, I thought, that the breasts of our women are deep with the awful and wonderful life that strikes and swarms and breaks from us. (TG 102)

Dieses Zitat illustriert, welche Bedeutung Körpern und Körperlichkeit in *The Girl* zukommt. Die Betrachtung von Belles Brüsten löst in der Protagonistin mystische Gedanken aus („the breasts of our women are deep with the awful and wonderful life that [...] breaks from us“). Die Weiblichkeit von Frauen wird durch die Art und Weise, wie ihre Körper beschrieben werden, besonders betont. Weiterhin fällt auf, dass Brüste häufig in den Szenen, in denen Frauen Körperkontakt haben, explizit erwähnt werden wie etwa in den folgenden Zitaten:

I knew Belle knew when she came towards me, and I buried my face in the great beery breasts [...]. (TG 47)

[Belle] gave a cry and unbolted the door, and pulled me inside, and put her arms around me, and I felt her great back and her warm breast. (TG 98)

Wie aus diesen Passagen ersichtlich wird, findet die weibliche Gemeinschaft nicht nur auf einer abstrakten, sondern auch auf einer körperlichen Ebene statt. Die Solidarität und Gemeinschaft, die Le Sueur vorschweben, basieren also nicht nur auf politischen Ideen, sondern auch auf natürlichen Gegebenheiten, in diesem Fall auf menschlichen Körpern.

In Einklang mit der Körperlichkeit und Natur zugewiesenen Bedeutung steht es, dass die weibliche Fähigkeit, Kinder zu empfangen und zu gebären, das stärkste Band sowohl untereinander als auch mit der Natur darstellt. Schwangerschaft wird regelmäßig mit Hilfe von

Naturmetaphern beschrieben.⁵³ Als die Protagonistin schwanger ist, äußert sie an einer Stelle „I couldn't help but walk proud and seem to smile like some fruit of this summer“ (TG 119). Im folgenden Zitat finden sich ebenfalls mehrere Bezüge zur Natur:

[...] Amelia put her hand which was like a root of tree on my knee.
 [She] said, You are going to have a child now? When she smiled her face broke into many wrinkles.
 Yes, I said.
 Why, she said, you will have a child and then you will belong to the whole earth.
 (TG 99)

Durch den Vergleich mit der Wurzel eines Baumes wird Amelias Stärke und Autorität betont („her hand ... was like a root of tree on my knee“). Amelia ist jedoch nicht die einzige, die mit der Natur assoziiert wird, denn jede Mutter wird aufgrund ihrer lebensspendenden Rolle in mystischer Weise zum Teil der Natur erklärt („you will have a child and then you will belong to the whole earth“). Im folgenden Zitat ist wiederum Amelia der Auslöser und das Zentrum eines mystischen weiblichen Gemeinschaftserlebnisses, das uns die Protagonistin schildert:

I put my hand on her belly which was still full like it had live seeds in it. Now I can feel the whole city and how we are together because we know the same. I feel my own little belly and I know the body of all women and even my mama's hanging belly that never goes back in shape. (TG 48)

Diese Passage befindet sich in einem Kapitel, das auf die Beschreibung des ersten Geschlechtsverkehrs der Protagonistin folgt. Das Symbol der weiblichen Verbundenheit ist im obigen Zitat der Bauch, der Sitz der weiblichen Fruchtbarkeit („I feel my own little belly and I know the body of all women“). Es sind also biologische Gemeinsamkeiten, die die Frauen verbinden und ihnen den Zugang zu bestimmten Wissensformen ermöglichen, die Männern wiederum von vorneherein verschlossen bleiben.

Angesichts der besonderen Bedeutung von biologischen Gegebenheiten in *The Girl* überrascht es nicht, dass sich das stärkste Gemeinschaftserlebnis zwischen den Frauen während und unmittelbar nach der Geburt der Tochter der Protagonistin ereignet. Es scheint, als aktivierten die sie umgebenden Frauen gewissermaßen ihre Verbindung mit der Natur, um die

⁵³ Dass die Erzählerin nicht eine rein mystische Sicht auf Frauen und Schwangerschaft hat, belegt folgendes Zitat, in dem Schwangerschaft nicht in Zusammenhang mit der Natur, sondern mit einem Bankraub gebracht wird: „I had to smile. I had already robbed the bank. I had stolen the seed. I had it on deposit. It was cached. It was safe. I had to laugh. It was in a safe. I had the key“ (TG 76). Dass in diesem Zitat die Frau in der Machtposition ist, weil sie den Schlüssel zum Safe in Händen hält, steht in Einklang mit der feministischen Ausrichtung von *The Girl*.

Protagonistin zu unterstützen: „They seem to breathe with me, a kind of great wind through their bodies like wind in a woods“ (TG 131). Als das Kind schließlich auf der Welt ist, wird an den Reaktionen der Umstehenden deutlich, dass es um mehr als eine alltägliche Geburt geht:

It's a woman, Belle was shouting, a sister, a daughter. No dingle dangle, no rod of Satan, no sword no third arm, a girl a woman a mother.
Amelia cried, Ho ho, a new woman.
Light, I said, Claro Clara.
Her name is Clara, the women said, a kind of woman's humming was all around me. I saw mama in them all, the bearing the suffering in us all, their seized bodies, bent bellies hanging, and the ferocity of their guarding. (TG 131)

Belle, Amelia und alle anderen Frauen geraten geradezu in Ekstase angesichts der Geburt des Mädchens. In der ursprünglichen Fassung von *The Girl* aus den Dreißiger Jahren war das Kind ein Junge; für die Veröffentlichung im Jahr 1978 machte Le Sueur es zu einem Mädchen (Coiner 1995: 119-120). Das Geschlecht des Kindes ist durchaus von Bedeutung, weil dadurch eine weibliche Kontinuität über mehrere Generationen hinweg hergestellt („She had the tiny face of my mother. Like in a mirror“, TG 132) und so der Fortbestand der weiblichen Gemeinschaft gesichert wird.

Bisher wurde vor allem darauf eingegangen, wie Frauen durch ihre Fruchtbarkeit untereinander und mit der Natur verbunden sind. Wenn es bei dieser mystischen Gemeinschaft bliebe, wäre *The Girl* unter dem in dieser Arbeit besonders interessierenden Gesichtspunkt von Klasse nicht bemerkenswert. Die weibliche Gemeinschaft ist in diesem Roman jedoch nicht nur mystischer Art, sie bildet vielmehr die Grundlage für ein politisches Kollektiv und wird im Lauf des Romans immer mehr zur Basis gemeinsamer politischer Handlung. Am besten lässt sich dieser politische Aspekt anhand von Amelia aufzeigen, die eine zentrale Figur in der *Workers' Alliance* und gleichzeitig eine Übermutter für die Frauen ihrer Umgebung ist. In dieser mütterlichen Eigenschaft erscheint Amelia schon im zweiten Kapitel, als sie eine Katze dabei unterstützt, ihre Jungen auf die Welt zu bringen. Dabei betont sie die Gemeinsamkeiten zwischen Tier- und Menschenmüttern („She's a female like us, Amelia said, she don't know the father, she gives all she's got to make them come out whole healthy full of seed“, TG 6). Ihre stärksten Momente hat Amelia, wenn ihre beiden Rollen - als Organisatorin im Arbeiterkampf und als Übermutter - zusammenfallen. Das folgende Zitat stammt aus einer Szene, in der nach Claras Tod ein Protestmanifest gegen die unzureichende Versorgung mit Lebensmitteln und Medikamenten aufgesetzt wird:

O it was something to hear and see their anger. And their power. Amelia looked like the mother of them all, nodding, smiling. (TG 130)

Amelia kanalisiert hier alle Fragen, Beschwerden und Forderungen der Menge, z. B.: „Who killed Clara? Why didn't she have milk and iron pills? Who didn't care if she died? Who doesn't care if we are hungry?“ (TG 130). Auch die Protagonistin, die zu Beginn des Romans keinerlei politisches Interesse oder Engagement zeigte, wird zunehmend aktiv:

Memory is all we got, I cried, we got to remember. We got to remember everything. It is the glory, Amelia said, the glory. We got to remember to be able to fight. Got to write down the names. Make a list. Nobody can be forgotten. [...] The last thing they take is memory. Remember, Amelia says, the breasts of your mothers. O mama help us now. (TG 126)

Claras Tod, so tragisch er auch ist, hat eine positive Auswirkung, weil er - bzw. der dadurch ausgelöste Aufruf zu „memory“ - zum Katalysator des politischen Kampfs wird („we got to remember to be able to fight“). Typisch für Le Sueur ist, dass selbst solch kämpferische Passagen wie die obigen einen Verweis auf die Körperlichkeit enthalten, die die Basis des weiblichen Kollektivs darstellt („Remember [...] the breasts of your mothers“). Das weibliche mystische Prinzip, das mit Hilfe der Brüste beschworen wird, geht jedoch über die Frauen hinaus, wie das folgende Zitat zeigt:

Amelia pressed my head to her breasts that had fed so many. O, she said, the breasts of our women are deep with the great life of the people. (TG 48)

Amelia, die Aktivistin in der *Workers' Alliance*, wird hier gleichsam zur Übermutter, die metaphorisch alle („the people“) an ihrem Busen nährt. „People“ ist ein schillernder Begriff in *The Girl*, wie das folgende Zitat belegt, in der Amelia die Protagonistin zur *Workers' Alliance* einlädt:

You better come with your own people, she says, you better come down to the alliance with me, she says, with your own people, they're the only ones that care a tinker's damn about you Girl, your own people. (TG 113)

„Your own people“ steht hier für die Arbeiterbewegung; „people“ wird durch die Qualifizierung „your own“ gewissermaßen politisiert. Durch die *Popular Front* der 1930er Jahre war „the people“ ohnehin zum Kampfbegriff geworden. Wesentlichen Anteil daran hatte Kenneth Burke, der in einer Rede während des *Writers' Congress* 1935, an dessen Organisation Le Sueur beteiligt war, den Begriff „the masses“ durch „the people“ ersetzte (Denning 1998:

56).⁵⁴ Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass „the people“ einer der zentralen Begriffe im Hinblick auf die Solidarität unter ArbeiterInnen in *The Girl* ist.

Ziel der obigen Ausführungen war es zu zeigen, welche enge Verbindung Klasse und *gender* in *The Girl* eingehen. Abschließend soll am Beispiel der mangelnden Versorgung mit Milch illustriert werden, dass Naturaspekte bei Le Sueur ebenfalls untrennbar mit Klasse zusammenhängen. Le Sueur beschreibt in *The Girl* wiederholt, wie schwer es für die einfache Bevölkerung während der Wirtschaftskrise war, ein wichtiges Grundnahrungsmittel wie Milch zu bekommen. So enthält der anklagende Fragenkatalog nach Claras Tod unter anderem die Frage „Why didn't she have milk and iron pills?“ (TG 130). Besondere Bedeutung kommt dem Mangel an Milch deswegen zu, weil Milch ein wichtiger Nährstofflieferant für Schwangere ist, wie Amelia in der folgenden Passage erläutert:

We could have some hot water, Belle said, with a little milk in it. [...] She went to get the milk off the windowsill. Is this all the milk? she said. Amelia looked funny, and she began crying in a loud voice, All the milk, my God, everybody knows you can't make bones out of water, doesn't everybody know that. I took that new woman next door a little milk. A woman can't make bones without the stuff to make it in her. (TG 111)

Weil sich viele arme Schwangere keine Milch leisten können und daher ihre Föten nicht optimal versorgen können, wird die Gesundheit der Kinder aus einer bestimmten Klasse schon vor ihrer Geburt potenziell gefährdet. Die schwangere Protagonistin bringt den Sachverhalt zynisch folgendermaßen auf den Punkt:

I went to the clinic and they told me that to have a good baby you got to have one quart of milk per day and oranges. . . . Well, oranges don't grow in the fine tropical climate of Minnesota. (TG 103-4)

Im Einklang mit marxistisch-feministischen Theorien wird Schwangerschaft als eine – spezifisch weibliche – Art der Produktion betrachtet, bei der wie bei jeder Art von Produktion Probleme auftreten, wenn nicht genügend Rohstoffe zur Verfügung stehen. In einem Brief an die Protagonistin bezeichnet Amelia diese als „maker“, was den Produktionsaspekt von Schwangerschaft unterstreicht: „Don't be afraid, baby. U are a maker now. U are going to

⁵⁴ Robert Shulman fasst Burkes Anliegen folgendermaßen zusammen: „Burke argued that since most Americans disliked hard labor, the Communist Party's stress on 'workers' or 'the toiling masses' was counterproductive. Burke instead advocated a symbolic emphasis on 'the people,' a phrase he believed promoted unity, tapped into traditional American values, and avoided the divisiveness and negative connotations of 'proletariat' or 'worker'“ (Shulman 1994: 33).

have a child" (TG 116). Wie die prominente Behandlung des Themas Schwangerschaft sowie der möglichen involvierten Komplikationen zeigt, belässt es Le Sueur nicht dabei, die Auswirkungen der Wirtschaftskrise auf die gegenwärtige Bevölkerung zu beschreiben, sondern hat bei ihren gesellschaftskritischen Beobachtungen auch die kommenden Generationen im Blick.

Wie oben ausgeführt, sind Weiblichkeit und Natur in *The Girl* eng verbunden, was sich besonders an der Darstellung weiblicher Charaktere bzw. ihrer Körper ablesen lässt. Le Sueurs Beschreibungen von Frauenkörpern haben ihr den Vorwurf des Essentialismus bzw. der Mystifizierung von Frauen eingetragen (Maierhofer 1992: 156), ein Vorwurf, dem sich auch Paula Rabinowitz anschließt: „Her evocation of femininity [...] verges on essentialism" (Rabinowitz 1988: 545). Sätze wie „the breasts of our women are deep with the awful and wonderful life that [...] breaks from us“ (TG 102) belegen, dass in der Tat eine Tendenz zur Mystifizierung von Frauen vorhanden ist. Besonders die große Bedeutung, die biologischen Aspekten wie Fruchtbarkeit und Mutterschaft zugeschrieben wird, wird häufig als Problem gesehen. Anthony Dawahare etwa kritisiert, dass dies - gewollt oder ungewollt - konservativen Interpretationen Vorschub leiste: „Le Sueur plays into the idea that women were best suited to be mothers“ (Dawahare 1997: 417). All dies muss jedoch nicht dazu führen, Le Sueur in Bausch und Bogen zu verurteilen, wie Constance Coiner argumentiert:

To the extent that *The Girl* promotes woman as myth, it supports the very system it seeks to oppose. But the novel also offers a counter-myth that challenges some of the Victorian and patriarchal values prevalent during the '30s among leftists as well as mainstream Americans. (Coiner 1995: 108-9)

Gegen Ende dieses Kapitels werde ich auf den „counter-myth“, wie Coiner es nennt, bzw. auf die Perspektiven, die in *The Girl* aufgezeigt werden, zurückkommen.

2.4 Allgemeine und geschlechtsspezifische Auswirkungen der wirtschaftlichen Krise

Wie schon mehrmals angedeutet, ist Hunger bzw. Fressen und Verschlingen ein Motiv, das sich wie ein roter Faden durch *The Girl* zieht. Da es in den verschiedensten Zusammenhängen vorkommt – im Hinblick auf das Verhältnis von Männern und Frauen, aber auch auf gesellschaftliche und wirtschaftliche Verhältnisse sowie die Beziehung zwischen Menschen und Natur – bildet das Hungermotiv eine Art Klammer für die verschiedenen Aspekte von Klasse

in *The Girl*. Im Folgenden werden die verschiedenen Arten von Hunger kurz zusammengefasst. Der erste ist der Hunger nach Nahrung, der alle Charaktere in *The Girl* vereint („Everyone is hungry“, TG 101). Die mangelnde Versorgung mit Grundnahrungsmitteln hat jedoch auch geschlechtsspezifische Aspekte, wie im Hinblick auf Schwangerschaft ausgeführt wurde. Die zweite Art von Hunger ist sexueller Natur. Im Lauf des Romans wird die Protagonistin vom ahnungslosen Mädchen vom Land zur erwachsenen Frau mit sexuellen Erfahrungen. Diese beiden Arten von Hunger beziehen sich auf die einfachen Menschen, die ArbeiterInnen, die *The Girl* bevölkern. Darüber hinaus wird jedoch noch eine weitere Art von Hunger beschrieben, die ein anderes Ziel als die Befriedigung elementarer menschlicher Bedürfnisse hat, nämlich der Hunger der Besitzenden nach Menschen und Natur, die beide gleichermaßen verschlungen werden. Amelia schildert die Lage der ArbeiterInnen folgendermaßen:

They'll get you sooner or later. They wear you out, they work you to death [...]. They get your blood and bones one way or another. What are we? Just goods to be bought and sold? Yes, she answered herself cursing, that's what they think, buy and sell you and then use your body after you're dead! It's too bad, it's too bad that they can't kill our babies and eat them like suckling pigs. What tender meat would that be! Stuffed babies with mushrooms. Why not? (TG 120)

Beschreibungen der Ausbeutung von ArbeiterInnen wie die obige erhalten ihre besondere Dramatik dadurch, dass die Menschen nicht nur im übertragenen Sinne, sondern im wahrsten Sinne des Wortes von ihren Arbeitgebern ausgesaugt und verschlungen werden („They get your blood and bones one way or another“). Darüber hinaus kritisiert Amelia auch, dass die Menschen im Wirtschaftskreislauf verdinglicht bzw. zur Ware gemacht werden („buy and sell you and then use your body after you're dead“). Julia Leyda zufolge trifft Le Sueur mit Hilfe dieser Metaphern allgemeine Aussagen über das Wirtschaftssystem der 1930er Jahre:

The motifs of devouring the bodies of the poor and the commodification of the worker's body operate as metaphors for the Depression-era capitalism that devastated so many lives in the 1930's [...]. (Leyda 2000: 51)

Die Besitzenden verschlingen jedoch nicht nur die Menschen, sondern auch die Natur. Kurz vor seinem Tod hält Butch eine anklagende Rede, in der er die Ausbeutung von Mensch und Natur gleichermaßen kritisiert:

What have they done to us [...]? Where are the oats, the wheat, I was sure they were planted. [...] What are they doing to you now honey? They own the town. They own the earth and the sweet marrow of your body. Watch out! They'll shoot at you from all the windows and blow up the town! (TG 95)

Passagen wie diese illustrieren, dass Le Sueur, obwohl sie nicht mit allen Prinzipien ihrer Partei im Hinblick auf Literatur übereinstimmte, durchaus klassenkämpferische Literatur verfasste. Ihre Kritik an der Ausbeutung von Mensch und Natur ist leidenschaftlich und bereichert durch ihr Interesse an *gender* die proletarische Literatur der 1930er Jahre.

Die oben geschilderten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse betreffen alle Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht. Le Sueur thematisiert in *The Girl* jedoch auch, inwiefern sich die weiblichen Charaktere durch ihr Geschlecht in einer besonders schwierigen Lage befinden, worauf im Folgenden eingegangen wird. Einer der Hauptkritikpunkte an dem wirtschaftlichen System ist, dass Menschen zu Waren gemacht werden, was geschlechtsunabhängig alle ArbeiterInnen betrifft. Bei Frauen kommt jedoch zusätzlich hinzu, dass viele mehr oder weniger freiwillig ihren Körper verkaufen und der Prostitution nachgehen (Gelfant 1991: 192). Clara, die schon länger als Prostituierte arbeitet, führt die Protagonistin in das Metier ein, wie schon auf der ersten Seite des Romans geschildert wird: „I was lucky to have Clara showing me how to wander on the street and not be picked up by some plainclothesmen or police matrons“ (TG 1). Doch selbst durch Prostitution verdient Clara nicht genügend Geld, um ihre chronische Krankheit, die schließlich zu ihrem Tod führt, behandeln lassen zu können.

Sexualität und Geld bzw. Abhängigkeit werden jedoch nicht nur im Zusammenhang mit Prostitution thematisiert, sondern spielen in vielen Beziehungen zwischen Männern und Frauen in *The Girl* eine Rolle. Eine häufige Begleiterscheinung ist darüber hinaus Gewalt. Die Protagonistin lernt das Zusammenspiel von Sexualität und Gewalt anhand der Beziehung ihrer Eltern schon als Kind kennen:

I remember my father always in anger, putting on his pants and leaving, yelling obscenities and coming back later, drunk, when he often beat mama, and it didn't sound too different from love-making. (TG 45)

Die Mutter der Protagonistin wird regelmäßig von ihrem Ehemann verprügelt, wie die Protagonistin in dem folgenden Zitat ihrer Freundin Clara berichtet:

[...] I told her about my family how my papa thinks everybody done him wrong and he beat us all, beat my mama too. He just beat us because he saw what we wanted and couldn't give. How we moved from one house and city to another in the Midwest, always trying to get into something bigger and better, trading something, moving and how we once traded a farm with only plum trees on it so we

moved again, us kids sitting on the heaps of stuff, and mama crying and praying.
(TG 9)

Wie aus dieser Passage ersichtlich wird, kommt die Protagonistin aus einer Familie, die ständig um das Überleben kämpfen musste. In diesen Problemen mag eine Wurzel der Brutalität des Vaters liegen, der die gesamte Familie schlägt. Aus der Tatsache, dass die Mutter der Protagonistin nur weint und betet, ihren Mann jedoch nie verlässt, wird ihre Abhängigkeit deutlich, die sie dazu zwingt, seine Gewalt bis zum Tod ihres Mannes zu ertragen.

Auch die Protagonistin macht in ihrer Beziehung Erfahrungen mit Abhängigkeit und Gewalt. Dabei ist Butch einer der Männer, die eine vergleichsweise frauenfreundliche Haltung einnehmen, wie das folgende Zitat zeigt:

Bill said, Would you hit a woman? Butch said winking at me, I might pull her eyebrows down a little. It ain't enough, Bill said, you got to knock the holy vinegar out of her. (TG 6)

Obwohl Butch in dieser Passage im Vergleich zu seinem Bruder Bill moderat erscheint, schlägt auch er seine Partnerin. Schon bevor er sie das erste Mal verprügelt, ist körperliche Nähe zu Butch – im Gegensatz zu Körperkontakt mit ihren Freundinnen – nicht immer angenehm für die Protagonistin, wie das folgende Zitat belegt: „Butch leaned over me and I felt like a bird on a barbecue spike“ (TG 5). Während Frauenkörper Assoziationen mit Leben wecken, fühlt sich die Erzählerin im Fall von Butch wie ein Vogel am Grillspieß. Die Metapher des Verschlingens gewinnt hier im Kontakt zwischen Mann und Frau eine geschlechtsspezifische Komponente. Das Motiv der Frau als Beute kommt auch in einer Schlüsselszene vor, in der die Protagonistin von Ganz und seiner Bande vergewaltigt wird. Paradoxerweise ist es Butch, der sie nötigt, mit Ganz zu gehen:

Don't leave, I said, looking back at Ganz, where will I be?
Where are you now? Go ahead with Ganz, he said. He can give you everything.
She'll go with you, he said to Ganz, I told her, take her. You can give her something she wants. (TG 58)

Die Protagonistin folgt Ganz in ein Hotelzimmer, wird bewusstlos geschlagen und vergewaltigt. Ihr Verhalten nach dem Wiedererlangen des Bewusstseins schildert die Protagonistin folgendermaßen: „I lay quiet like an animal when the hunters are near“ (TG 63). Ihren ironischen Abschluss findet diese Szene darin, dass Butch die Protagonistin nach ihrer Rückkehr von Ganz schlägt, obwohl er sie selbst dazu gedrängt hatte, mit ihm zu gehen (TG 75). Wie in

dieser Szene werden Kontakte zwischen Männern und Frauen – und zwar nicht nur die sexuellen – in *The Girl* meist als konflikt- und gewaltbehaftetes Terrain dargestellt. Dieses System wird begünstigt durch die Abhängigkeit der Frauen, die aus ökonomischen Gründen bei ihren Partnern bleiben, und durch die Gewaltbereitschaft der Männer. Die meisten männlichen Charaktere in *The Girl* haben ein unkritisches, ja sogar positives Verhältnis zu Gewalt. Wie sich im Verlauf des Romans zeigt, hat dies allerdings gravierende negative Auswirkungen, denn die meisten Männer in *The Girl* werden nicht alt. Sie sterben häufig gewaltsam: entweder – gewissermaßen ehrenhaft – während eines Streiks oder wie Ganz und seine Bande bei einem Banküberfall. Im Verlauf des Buches sterben jedoch nicht nur Männer, sondern auch Frauen, letztere – wie Clara – allerdings aufgrund von Mangelernährung und fehlender medizinischer Versorgung. Die männlichen Charaktere bezahlen also einen hohen Preis für ihre kampfbetonte Lebenseinstellung, während die Gefahr männlicher Gewalt neben all den ökonomischen Problemen für die weiblichen Figuren eine zusätzliche, geschlechtsspezifische Belastung darstellt.

Ein letzter geschlechtsspezifischer Aspekt in dem Spannungsfeld zwischen Klasse und *gender* betrifft die möglichen Folgen einer Schwangerschaft, ein Thema, das Klasse und Körper, also zwei der Hauptthemen von *The Girl*, vereint. Die schwangeren Frauen in *The Girl* haben mit zwei Problemen zu kämpfen. Das erste ist, dass angesichts der wirtschaftlich schwierigen Zeiten Druck in Richtung einer Abtreibung ausgeübt wird. So hält etwa Butch es für ausgeschlossen, das Kind zu bekommen:

Why don't you get some sense, then you wouldn't have a child. Live and let live, that's my motto. It's no thanks to bring a child into the world now. You have to feed them, they'll die if you don't, won't they? They'll get sick and all that kind of stuff because you can't take care of them. (TG 69)

Butch geht sogar so weit vorzuschlagen „I could do it myself with a pair of scissors, there's nothing to it“ (TG 70). Letztendlich setzt sich die Protagonistin durch und behält ihr Kind; in *The Girl* finden sich jedoch zahlreiche weitere Geschichten von Fällen, in denen tatsächlich eine Abtreibung vorgenommen wurde. In diese Kategorie fällt Belle, und in ihrem Fall spielt Klasse eine besonders wichtige Rolle, denn sie wurde nach der Vergewaltigung durch den Hausherrn, in dessen Haus sie angestellt war, von seiner Frau zu einer Abtreibung gezwungen, wie sie der Protagonistin erzählt:

I was just a kid, I was keeping house for a dame and her husband got at me. She sent me to the city with a paper with an address. I felt like a worm, I walked those streets, a kid. Then they just shafted the kid and left you to bleed to death. I passed it in a restroom wrapped it in the St. Paul *Dispatch* and threw it in the Mississippi. And then she began to weep for all the long dead and the coming dead, all the dead in the earth, all the dead in her. (TG 67)

In Belles Fall ist einer der Auslöser für die Abtreibung wie bei vielen anderen Frauen, deren Geschichten in *The Girl* gestreift werden, die eigene wirtschaftliche Notlage. Allerdings ist dies nicht der einzige Grund, da durch Moralvorstellungen einer bestimmten Klasse zusätzlicher Druck ausgeübt wird.

Abtreibungen sind nicht das einzige Gebiet, auf dem Klasse Einfluss auf Schwangerschaft und Fortpflanzung gewinnt. Le Sueur greift darüber hinaus ein heikles historisches Thema auf, nämlich die eugenische Bewegung, die sich seit Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts auch in den USA entwickelte. Die Annahmen dieser Bewegung waren um 1900 durchaus massenwirksam, wie Steven Selden schreibt: „[T]he assumptions that race and heredity were central to human development and social thought were basic components of American social thought“. Die eugenische Bewegung argumentierte, “that if humankind were to improve, the parents of future generations would have to be carefully selected“. Um diesem Ziel näherzukommen, plädierte man für „policies of immigration restriction⁵⁵, segregation of those judged socially ‘unfit’, and programs of human selective breeding“ (Selden 1999: 1). Im Zusammenhang mit dem letzten Punkt, der Steuerung menschlicher Fortpflanzung, nahm man die weiße Unterklasse des *white trash* in den Blick.⁵⁶ Frauen aus den unteren Schichten sollten zur Sterilisation gezwungen werden, um die Gesundheit des Volkskörpers zu verbessern, was mit folgender Argumentation begründet wurde:

⁵⁵ Die eugenische Bewegung teilte die „weiße“ Bevölkerung je nach Herkunft in drei Gruppen ein, nämlich in aus Nord-, Zentral- bzw. aus Südosteuropa stammende Gruppen, die sich der Theorie nach intellektuell, emotional und psychologisch unterschieden (Nies 2002: 7). Entsprechend der unterschiedlichen Qualitäten der einzelnen Gruppen sollte die Einwanderung gesteuert werden.

⁵⁶ Wie Betty Reid Mandell 1975 schreibt, beschränkten sich Sterilisationspläne für die Armen keineswegs auf das neunzehnte Jahrhundert oder die erste Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts: „Echoes of the Victorian age return to haunt us now. The children of the ‘Other America’ are once more high on the social agenda. It may be too old-fashioned to call them children of the dangerous classes, but it has become fashionable to speak of their inferior genes. Some social planners are now preoccupied with both the children of the poor and the reproductive habits of the poor. Government money has been used to sterilize adolescent girls and AFDC mothers. Roger Freeman, former assistant to President Nixon, urged as to do away with such euphemisms such as ‘family planning’ and proposed a ‘birth prevention’ program for the poor [...]“ (Mandell 1975a: 105).

In the case of a farmer in breeding his hogs [...] he selects a thoroughbred, [...] but when it comes to our own race any sort of seed seems to be good enough, and the rights of the syphilitic, epileptic, imbecile, drunkard and unfit generally to reproduce must be allowed. (Leyda 2000: 46)

In *The Girl* wird dieses Thema anhand des Schicksals der Protagonistin aufgegriffen. Sie wird von einer Sozialarbeiterin, Miss Rice, verfolgt und schließlich in ihr Büro gebeten. Im Lauf des Gesprächs wird klar, dass eines der Ziele der Behörde ist, die unteren Schichten im Foucaultschen Sinne zu disziplinieren:

Then Miss Rice says [...] that if you live with a man you ain't married to then you won't get relief, we can't have any immorality around here she says [...].
[...] Does that mean I can't never be talking to any man? Well no, she says, I wouldn't say that, but still it might not be a bad idea you know, girls like you got to be mighty careful, she says, men will take an advantage over you, she says. (TG 112)

Die Sozialarbeiterin setzt moralische Codes ein, um einen diffusen Druck auf die Protagonistin auszuüben. Dass Miss Rice all diese Richtlinien erfindet, wie die Protagonistin wenig später feststellt, verstärkt nur den Eindruck, einer nicht greifbaren, willkürlichen Macht ausgeliefert zu sein. Ergebnis des Gesprächs ist ein Bericht, in dem festgestellt wird, die Protagonistin sei „maladjusted“, ja sogar mental gestört, weswegen die Sterilisation empfohlen wird:

The girl is maladjusted, emotionally unstable and a difficult problem to approach. A most unfortunate situation. [...] In our opinion there should be a referral to a psychiatric clinic if she shows indications of further or aggravated mental and emotional disturbance. She should be tested for sterilization after her baby is born. In our opinion sterilization would be advisable. (TG 114)

Die Protagonistin gehört also zu der oben erwähnten Zielgruppe der „generally unfit“, deren Fortpflanzung nach Möglichkeit unterbunden werden soll. Amelia drückt den Klassenaspekt der Sterilisationsmaßnahmen folgendermaßen aus:

It's because they don't need any more children from workers. They don't need us to reproduce our kind. (TG 124)

Ob die Protagonistin der Sterilisation entkommt oder nicht, bleibt offen, weil das Buch mit der Geburt ihrer Tochter endet. Indem Le Sueur sie in die Mühlen der Sozialarbeiter und Behörden geraten lässt, erinnert sie jedoch an das Schicksal der zahlreichen Frauen, die dieses Schicksal erlitten.

2.5 Individuelle und kollektive Visionen

Abschließend ist zu fragen, welche Perspektiven Le Sueur als Ausweg aus den von ihr geschilderten Missständen eröffnet. Viele ihrer Charaktere haben individuelle Visionen, die jedoch alle scheitern. Butch, der so überzeugt ist, dass er zu den Gewinnern des Lebens gehört, stirbt als Folge des Banküberfalls, bei dem er sich das Startkapital für das Pachten einer Tankstelle besorgen wollte. Clara, die als Prostituierte arbeitet, träumt davon, einen wohlhabenden Mann zu heiraten und am Sonntag in gutsituierten Kreisen Bridge zu spielen: „Clara says everybody can get along if they try. [...] She says she will have enough money someday, and she will get married and sing in the choir and play bridge on Sundays with the best people“ (TG 8). Sie kommt ihrem Ziel jedoch nicht einmal nahe; stattdessen stirbt sie an Mangelernährung und fehlender medizinischer Versorgung. Belle träumt davon, mit ihrem Auto nach Kanada zu fahren und dort auf dem Land ein neues Leben zu beginnen; die Protagonistin bemerkt zu dem Plan nur trocken „I knew that car wouldn't cross the Mississippi“ (TG 13). Keine dieser Visionen lässt sich auch nur ansatzweise realisieren.

Wie sieht es mit den kollektiven Visionen aus, die in *The Girl* ebenfalls propagiert werden? Fragt man nach ihrer Verwirklichung, ist die Lage ebenso enttäuschend wie im Hinblick auf die individuellen Träume. Aber Amelia und ihre MitstreiterInnen von der *Workers' Alliance* werden nicht müde, herrschende Missstände anzuprangern und eine gerechtere Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung zu fordern. Für die Begründung ihrer Vision greift Amelia auf die Bibel zurück:

It's all in the Bible, Amelia said. [...] Every laborer is worthy of his hire. Every man should be under his own tree and should be paid at sundown. (TG 109)

Neben Gerechtigkeit, in diesem Fall gerechte Bezahlung, sind Solidarität und Gemeinschaft unter Frauen wie unter ArbeiterInnen weitere Werte, die in *The Girl* hochgehalten werden. Nachdem sie anfangs unpolitisch war, wird die Protagonistin im Lauf des Romans zur Mitstreiterin in der *Workers' Alliance*:

I knew then I was one of them.
We were standing beneath a great cottonwood tree that leaned green over us like a mother. Yes, [Amelia] said, putting her hands on my shoulders, a new heart is growing. (TG 121)

In dieser Passage kehren verschiedene Aspekte wieder, die im Verlauf des gesamten Romans von Bedeutung sind: die Gemeinschaft der Frauen und ArbeiterInnen untereinander, die Harmonie zwischen Mensch und Natur und das weibliche mystische Prinzip, das über allem herrscht.

Wie im Lauf dieses Kapitels gezeigt wurde, spielt die Natur in vielerlei Hinsicht eine Rolle in *The Girl*, so etwa bei der Charakterisierung von Menschen oder bei der Beschreibung gesellschaftlicher Missstände. Daneben verwendet Le Sueur die Natur jedoch auch als Grundlage, um die Vision einer besseren Welt zu entwerfen. Nicht zufällig ist es Amelia, die Aktivistin in der *Workers' Alliance*, die sagt:

One thing comes out of another one. I say the same with society, one gives birth to another, that's the way it is. One dies, another is born. (TG 6)

Dieses Zitat ist eingebettet in die Szene, in der sich Amelia als Geburtshelferin für eine Katze betätigt. Geburt wird hier zu einer zentralen Metapher für Veränderung, was die besondere Rolle der Frauen betont, die den gesamten Roman durchzieht. Nora Ruth Roberts fasst Le Sueurs Vision folgendermaßen zusammen:

To the negativism of the "lost generation" she counterposes a positive outlook that relies on a trust in the beneficence of such natural forces as a nurturing land and the fecundity of woman's reproductive cycle. (Roberts 1996: 53)

Von Le Sueurs Mutter ist das Zitat überliefert „Women did not have a choice of love because of the economy of bread“ (Duncan 1982: 29). In diesem Satz finden sich viele der Hauptthemen von *The Girl*: wirtschaftliche Not, Paarbeziehungen und weibliche Abhängigkeit. Es ist Le Sueurs Verdienst, eindrücklich beschrieben zu haben, wie Frauen, „the *other half* of the 'other half'“ (Dawahare 1997: 409), in den 1930er Jahren lebten.

3 Nella Larsens spektrale *imagined class communities*

Nella Larsen gehört nach einer längeren Periode der Vergessenheit mittlerweile zu den bekanntesten SchriftstellerInnen der Harlem Renaissance. Ihre Beliebtheit lässt sich unter anderem dadurch erklären, dass sich die gängige Triade in den Literatur- und Kulturwissenschaften, *race*, Klasse und *gender*, in ihren Texten paradigmatisch analysieren lässt. Der Aspekt Klasse steht jedoch in der Regel hinter *race*, *gender* und einem weiteren beliebten Thema, dem der Sexualität, zurück. Im Folgenden werde ich die Bedeutung von Klasse in Larsens Texten hervorheben und zugleich darauf eingehen, wie mit Hilfe von *Queer Theory* Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Faktoren sowie Grenzverwischungen der verschiedensten Art analysiert werden können.

3.1 Biographie und Hintergrund

Auch wenn Nella Larsen (1891-1964) nur zwei Romane – *Quicksand* (1928) und *Passing* (1929) - und einige Kurzgeschichten schrieb, gehört sie heute zu den bekanntesten Schriftstellerinnen der Harlem Renaissance. Dies liegt vor allem an ihren Themen, die in der Literaturkritik seit den 1970er Jahren immer dominanter wurden: *race*, Geschlecht, Klasse sowie die Zusammenhänge zwischen diesen Aspekten.

Die Situationen von Larsens Figuren ähneln bis zu einem gewissen Grad ihrer eigenen Biographie, was in Interpretationen von Larsens Texten häufig zur Gleichsetzung von Figuren und Autorin führt. Wie die Protagonistin Clare Kendry aus *Passing* hatte Larsen einen sehr hellen Teint. Ihre Mutter war Dänin, ihr Vater war schwarz.⁵⁷ Sie wuchs im Milieu der weißen Mittelklasse in Chicago auf und war das einzige „schwarze“ Familienmitglied (Roses und Randolph 1990: 213). 1919 heiratete Larsen den Arzt Dr. Elmer S. Imes. Durch ihre Arbeit in der New York Public Library kam sie in Kontakt mit VertreterInnen der Harlem Renaissance. Zunächst schrieb sie Kurzgeschichten; *Quicksand* (1928) war ihr erster Roman und wurde

⁵⁷ Zwischen Larsens Protagonistinnen und ihrem Leben lassen sich zahlreiche Parallelen ziehen. Lange Zeit wurden viele Informationen aus Larsens Romane als semi-autobiographisch gelesen, dann schlug das Pendel um und es wurde beispielsweise bestritten, dass Larsen ebenso wie Helga in *Quicksand* einen Besuch in Dänemark machte. George Hutchinson fasst diese und andere Debatten zusammen und kommt zu dem Schluss, dass Larsen tatsächlich in Dänemark war (Hutchinson 1997). Auch wenn dies zutrifft, sollten Interpretationen von Larsens Texten meines Erachtens jedoch über den unmittelbaren biographischen Bezug hinausgehen.

sowohl bei weißen als auch bei schwarzen Kritikern ein Erfolg. W.E.B. DuBois bezeichnete den Roman als „the best piece of fiction that Negro America has produced since the heyday of Chestnut“ und fügte hinzu „White folk will not like this book“ (DuBois 1928: 202) – eine Annahme, die zumindest heute nicht mehr zutrifft. 1929 folgte der Roman *Passing*, der schlechtere Kritiken bekam, aufgrund seiner Thematisierung von „racial passing“ jedoch gegenwärtig stark rezipiert wird. Im Jahr 1930 erhielt Larsen ein Guggenheim-Stipendium, das den Höhepunkt ihrer Karriere darstellte. Plagiatsvorwürfe beschädigten ihr Selbstbewusstsein so sehr, dass sie zwei begonnene Romane nicht zu Ende führte. 1933 ließ sie sich von ihrem Mann scheiden. Gegen Ende der Dreißiger Jahre löste sie ihre Verbindungen zu anderen SchriftstellerInnen, arbeitete als Krankenschwester und lebte sehr zurückgezogen. Als sie im Alter von zweiundsiebzig Jahren tot in ihrem Apartment in der Lower East Side in New York aufgefunden wurde, war ihre Rolle während der Harlem Renaissance in Vergessenheit geraten (Roses und Randolph 1990: 213, 217, 219). Erst durch *African-American Studies*, insbesondere *African-American Feminism*, wurde Larsen zu einer der bekanntesten schwarzamerikanischen Schriftstellerinnen.

3.2 Rezeption

3.2.1 Allgemeine Tendenzen und Veränderungen

Nella Larsen war nach der Harlem Renaissance zunächst für längere Zeit so gut wie vergessen. Nur vereinzelt wurde sie von Kritikern wie Hugh M. Gloster (Gloster 1948) oder Robert A. Bone (Bone 1958) erwähnt, die i.d.R. ihre Darstellung von *race* analysierten. Dieser Fokus liegt nahe angesichts der Tatsache, dass dieses Thema bei Larsen eine große Rolle spielt. In *Quicksand* beispielsweise wird die weiße, exotisierende Sicht auf Schwarze beschrieben, und in *Passing* widmet sich Larsen dem Dilemma einer sehr hellhäutigen schwarzen Frau, die ein Leben als Weiße führt, was gegen Ende des Romans zu ihrem Tod führt. An Larsens Darstellung von *race* lässt sich exemplarisch beobachten, wie stark der gesellschaftliche Kontext Einschätzungen von Kritikern beeinflussen kann. Während gegenwärtig das Hybride an Larsens Charakteren positiv hervorgehoben wird, schrieb Gloster 1948 über Helga, die Protagonistin von *Quicksand*: „In brief, racial crosscurrents in the blood of Helga render her an unstable and sometimes paradoxical personality“ (Gloster 1948: 143). In den 1970er Jahren wurde Larsen erneut wegen ihrer Darstellung von *race* kritisiert, diesmal jedoch von schwarzer, afrozentrischer Seite. So argumentierte etwa Addison Gayle, Larsen habe unter dem Einfluss weißer Soziologen eine zu negative Sicht auf das schwarze Leben in den USA

gewonnen; ihre Figuren hätten nicht „courage and endurance“ wie etwa die Jean Toomers (Gayle 1975: 111).

Neben den verschiedenen Perspektiven auf Larsens Umgang mit *race* hat sich auch die Bewertung ihrer beiden Romane *Quicksand* und *Passing* verschoben. Zunächst wurde *Quicksand* als der bessere der beiden Romane betrachtet, während gegenwärtig *Passing* als mindestens gleichrangig angesehen wird. Wie ambivalent bisweilen die Anerkennung war, die Larsen im Lauf der Zeit zuteil wurde, lässt sich an der folgenden Bemerkung von Hiroko Sato über *Quicksand* ablesen: „Though she has written only one good book, she can be regarded as one of the best black writers up to now“ (Sato 1972: 89).

Die Rezeption von Larsens Darstellung von *gender* und Sexualität hat sich ebenso stark verändert wie die von *race*. Vor der zweiten Welle der Frauenbewegung wurden Larsens Protagonistinnen vor allem als passive Opfer gesehen; so schrieb etwa Robert Bone im Jahr 1958 „Helga’s sexuality [...] is dynamic; its strength increases until she is overwhelmed“ (Bone 1958: 104).⁵⁸ Seit den 1970er Jahren wurden Larsens Protagonistinnen von feministischen KritikerInnen wie Barbara Christian (Christian 1980) und Ann duCille (duCille 1993a) diametral entgegengesetzt gedeutet. Sie hoben die Eigenständigkeit und den Wagemut der weiblichen Charaktere in Larsens Texten hervor. Dass sich das allgemeine Klima im Hinblick auf *gender* stark verändert hat, zeigt sich daran, wie antiquiert heute eine als Lob gemeinte Bemerkung aus dem Jahr 1972 klingt: „What impresses me most is the author’s almost masculine detachment“ (Sato 1972: 88).

Nach dem Feminismus entdeckte in den 1980er Jahren eine weitere Strömung Larsens Texte für sich, nämlich *Gay and Lesbian Studies* sowie *Queer Studies*. Deborah McDowell beispielsweise macht zwischen den Zeilen latente lesbische Neigungen bei den Protagonistinnen von *Passing* aus wie in der folgenden Passage: „Significantly, the novel’s opening image is an envelope (a metaphoric vagina) which Irene hesitates to open, fearing its ‘contents would reveal’ an ‘attitude toward danger’“ (McDowell 1995a: xxvi). Wie auch David L. Blackmore (Blackmore 1992) verteidigt McDowell ihre metaphorische Lesart mit dem Argument, die offene Darstellung einer lesbischen Beziehung sei zu Larsens Zeit nicht möglich gewesen. Diese lesbische Interpretation, die stark auf das Lesen zwischen den Zeilen angewiesen ist,

⁵⁸ Interessanterweise wurde Bone, der Weißer ist, später für seine Interpretation von Larsen kritisiert und mit dem Vorwurf konfrontiert, seine Analysen seien rassistisch und „one of the worst examples of white pseudoscholarship“ (Smith 1985: 171).

blieb jedoch nicht unwidersprochen (duCille 1993b: 104). Ich werde versuchen, die Lesarten, die der Text ermöglicht, auszuloten, ohne in allzu metaphorische Deutungen zu verfallen.

Eine Gefahr, der LiteraturkritikerInnen bisweilen erliegen, ist die allzu schnelle Gleichsetzung von AutorInnen und ProtagonistInnen. Im Falle von Larsen lässt sich nicht abstreiten, dass es gewisse Parallelen zwischen Helga in *Quicksand* und der Autorin gibt: beide haben sowohl weiße als auch schwarze Vorfahren und einen relativ hellen Teint. Die Feststellung dieser Parallelen führte jedoch auch zu Fehlschlüssen. So konnte man bis vor einiger Zeit regelmäßig lesen, Larsens Vater sei wie der Helgas von den West Indies gekommen, und sie selbst sei - wie Helga - nach Dänemark gereist. Dies stellte sich jedoch beides als Irrtum heraus (Larsen 1993: 187, 189). Häufig finden sich auch psychologisierende Äußerungen, die der Autorin fast schon pathologische Züge zuschreiben. So schreibt etwa Thadious Davis in ihrer ansonsten aufschlussreichen Biographie Larsens zum Thema *Quicksand*:

It is [...] the emotional autobiographical impetus that charged Nella Larsen's writing of fiction. [...] Her absent and often nameless mother, Marie Larson/Larsen, functioned as a catalyst for Larsen's selfexploration and self-revelation in *Quicksand*. (Davis 1994: 275).

Jacquelyn Y. McLendon liest Larsens Texte in ähnlicher Weise wie Davis, wenn sie den Ausdruck „fictions of the self“ verwendet (McLendon 1991: 152). Um Fehler, wie sie aufgrund einer allzu engen Assoziation der Autorin mit ihren Figuren entstehen können, zu vermeiden, soll sich die Interpretation in dieser Arbeit vor allem auf die Texte selbst konzentrieren.

3.2.2 Die Rezeption von Nella Larsen im Hinblick auf Klasse

Klasse spielt meines Erachtens eine ebenso wichtige Rolle in Larsens Texten wie *race* oder *gender*, was sich jedoch bis zu Beginn der 1990er Jahre kaum in Interpretationen von Larsens Texten niederschlug. Eine Ausnahme unter den KritikerInnen ist Barbara Christian, die schon 1980 *Quicksand* als eine Kritik an der schwarzen oberen Mittelklasse las (Christian 1980: 53). Inzwischen kommen immer mehr KritikerInnen zu der Auffassung, Larsens differenzierte Beschreibung der urbanen schwarzen Mittelklasse mache ihre Darstellung von Klasse besonders interessant. Ann duCille etwa schreibt:

[Fauset and Larsen] both wrote within and defined themselves against what Carby calls the romanticization and elevation of the discursive category of the folk. Far from merely denigrating the folk and championing the black middle class, however, Fauset and Larsen actually critiqued both the pretensions of the petite (or petty) bourgeoisie and the primitivism assigned the transplanted urban masses. Be-

cause of its double vision, their fiction offers a potentially more complex critique of a changing society [...] than the classic blues of their contemporaries. (duCille 1993b: 70)

Neben Larsens Fokussierung auf die Mittelklasse wird häufig als ein zweites Kennzeichen ihrer Klassendarstellung genannt, dass sie einen genauen Blick auf Zusammenhänge von *race* und Klasse wirft. Alle ihre Protagonistinnen sind *mulattas*, was an sich noch nichts Ungewöhnliches ist, da Menschen gemischtrassiger Herkunft in Texten der Harlem Renaissance häufig als Charaktere auftreten. Larsen verhält sich jedoch kritisch zu der Tradition, in der sie steht, wie Jacquelyn McLendon bemerkt: „[She] wished not only to present more realistic mulattoes but also to interrogate traditional assumptions about color and class“ (McLendon 1995: 27). Seit Mitte der 1990er Jahre erscheinen immer mehr Interpretationen Larsens, in denen Klasse nicht mehr nur eine Nebenrolle im Vergleich zu *race* spielt. So liegt es zum Beispiel nahe, das fast schon fetischistische Verhältnis der Protagonistin von *Quicksand* zu Dingen bzw. Waren zu untersuchen, wie Chip Rhodes es tut (Rhodes 1994). Meines Erachtens führt diese intensivere Beschäftigung mit Klasse aber bisweilen auch dazu, dass jargonbeladene Analysen ohne Tiefgang vorgenommen werden. So bezeichnet etwa T.S. McMillan *Quicksand* und *Passing* als „critiques of an economy of thought that commodifies, essentializes, categorizes, and demands an accounting of everything“ (McMillan 1992: 145). Ich gehe in dieser Arbeit zwar auch auf Theorie, insbesondere *Queer Theory*, ein, der größte Teil meiner Interpretation von Larsens Klassendarstellung wird sich aber an den Texten selbst entlang bewegen.

Zum besseren Verständnis von Larsens Umgang mit Klasse muss an dieser Stelle noch kurz auf die schwarze Mittelklasse eingegangen werden, die sowohl in *Quicksand* als auch in *Passing* eine wichtige Rolle für die Handlung spielt. Wie schon in der Einleitung dargestellt, lassen sich in der schwarzen Bevölkerung der USA Wechselbeziehungen zwischen Klasse und Teint ausmachen. Da Angehörige der Mittelklasse häufiger mit Weißen verkehrten als Angehörige der Unterschicht, kam unter Schwarzen gelegentlich die Meinung auf, Akzeptanz bei Weißen - genauer gesagt, bei der weißen Mittelklasse - sei für die schwarze Mittelklasse wichtiger als ihre Identität als Schwarze. Franklin E. Fraziers Buch *Black Bourgeoisie: The Rise of a New Middle Class in the United States* (Frazier 1962) trug viel zu der negativen Sicht der schwarzen Mittelklasse bei. Darin beschreibt Frazier diese Schicht als isoliert sowohl unter Schwarzen als auch unter Weißen. Bedingt durch diese Abgeschnittenheit lebe sie in einer künstlichen Welt. Genau dies warfen Kritiker den Figuren in Larsens Texten und indirekt auch der Autorin vor. Fraziers Darstellung der schwarzen Mittelklasse blieb jedoch

nicht unwidersprochen; so kritisiert etwa Deborah McDowell *Black Bourgeoisie* als zu einseitig, da die Studie nur auf Washington, D.C. basiere. Ihres Erachtens bereitete Frazier den Boden für eine mittelklassefeindliche Tendenz in *African-American Studies*, die auch zu der Kritik an Autorinnen wie Nella Larsen oder Jessie Fauset führte: „According to this critical tendency to demonize [...] anything or anyone associated with black middle class existence, Fauset and Larsen have always been easy targets“ (McDowell 1995a: xvii).

In den 1980er Jahren begann sich die Sicht der Literaturkritik auf die schwarze Mittelklasse zu wandeln. So kam man davon ab, vor allem Literatur über „black folk“, vorzugsweise in *Black English* geschrieben, als authentischen Ausdruck schwarzer Kultur zu betrachten. In dieser Tradition waren beispielsweise Zora Neale Hurston und Langston Hughes zu Anerkennung gelangt. Literatur, die in städtischen Milieus angesiedelt war, wurde dagegen lange vernachlässigt (Carby 1987: 175). Nach und nach würdigten die Kritiker jedoch, dass Autorinnen wie Nella Larsen oder Jessie Fauset Stereotype über Schwarze korrigieren wollten: „Jessie Fauset [...] and Nella Larsen attempted to correct the impression most white people had that all black people lived in Harlem or in picturesque, abject poverty“ (Witherspoon-Walthall 1988: 11). Um die Besonderheiten von Larsens Umgang mit Klasse in *Quicksand* und *Passing* darstellen zu können, wird im Folgenden kurz auf *Queer Theory*, insbesondere im Hinblick auf Klasse, eingegangen.

3.3 *Queer Theory* und Klasse

Wie ich in meiner Interpretation von *Quicksand* und *Passing* argumentieren werde, stellt Larsen mit Hilfe ihrer Darstellung von *race*, Klasse und Sexualität Grenzen und binäre Oppositionen in Frage. Solche Grenzverwischungen stehen im Mittelpunkt von *Queer Theory*. Es bietet sich daher an, Anregungen aus diesem Gebiet aufzunehmen und nach Möglichkeiten der Anwendung über den ursprünglichen Bereich von *gender* und Sexualität hinaus zu suchen.

Wie das *Oxford English Dictionary* belegt, wird *queer* in den USA seit 1922 in der Bedeutung „homosexuell“ verwendet (Simpson und Weiner 1989a: 1014). Schon die Etymologie des Wortes, das sich aus dem deutschen „quer“ entwickelte, legt es nahe, Verbindungen zu der heutigen Bedeutung „homosexuell“ herzustellen. Passend zu dieser Herkunft befasst sich *Queer Theory* mit randständigen Phänomenen, die quer zum Mainstream liegen und Kategori-

sierungen in Frage stellen. Das eigentliche Kerngebiet von *Queer Theory* ist Sexualität. Sowohl innerhalb der Disziplin als auch von anderen Fächern aus wird jedoch zunehmend versucht, das Themenspektrum erweitern. Schon 1993 argumentierte Michael Warner in der Einleitung zu seiner einflussreichen Aufsatzsammlung *Fear of a Queer Planet: Queer Politics and Social Theory*, „queer politics might [...] have implications for any area of social life“ (Warner 1993: vii). Auch Jacquelyn Zita plädiert dafür, die Anwendbarkeit von *Queer Theory* über Sexualität hinaus zu erproben: „Queerness provides a positionality from which differences, such as class, race, gender, and sexual style, can be further theorized and reevaluated“ (Zita 1994: 258). Ruth Goldman trug in ihrem Aufsatz mit dem programmatischen Titel „Who Is That *Queer* Queer? Exploring Norms around Sexuality, Race, and Class in Queer Theory“ (Goldman 1996) ebenfalls dazu bei, *Queer Theory* für Themen über *gender* und Sexualität hinaus zu öffnen.

Im Hinblick auf Klasse, den Fokus dieser Arbeit, wurden ebenfalls Versuche unternommen, dieses Themengebiet enger mit *Queer Theory* verzahnen. So forderte der Soziologe Steven Seidman in *Queer Theory/Sociology* (Seidman 1996) dazu auf, verstärkt sozialwissenschaftliche Erkenntnisse und Methoden in *Queer Theory* einzubeziehen:

Social-structural approaches have been virtually absent in recent lesbian and gay or queer studies which has been dominated by the more ‘cultural’ approaches of the humanities and literary studies. In this regard, [...] sociologists have a contribution to make to a social analysis of queer life. (Seidman 1996: 16)

Für seine Forderung, sozialstrukturelle Aspekte stärker als bisher zu berücksichtigen, erhielt Seidman Unterstützung von John Champagne und Rosemary Hennessey. Letztere plädiert dafür, ökonomische Ungleichheiten nicht länger nur am Rand zu behandeln:

When queer theory’s critique of a naturalized and invisible heterosexuality is restricted to analysis of textual play, cultural discourse, or eroticized bodies, it fails to connect the reengendering of sexual identities in postindustrial culture and the increased visibility of lesbians and gays with new but nonetheless unequal divisions of labor and work in capital’s global political economy. (Hennessey 1995: 273)

John Champagnes Forderung, den Aspekt Klasse, insbesondere die Arbeiterklasse, nicht länger auszublenden, geht in eine ähnliche Richtung:

My aim is to continue an exploration [...] of the role class plays in our lives as gay and lesbian people, and of the erasure of working-class experience in particular from the scene of queer culture as it is often imagined. (Champagne 1993: 160)

Schon seit den 1990er Jahren werden also Versuche unternommen, das Themenspektrum von *Queer Theory* über *gender* und Sexualität hinaus zu erweitern.

Eine solche Ausweitung der Themen bietet sich auch deswegen an, weil *queer* über „homosexuell“ hinaus ein großes Bedeutungsspektrum besitzt. Wie ein Blick in *Webster's Dictionary* zeigt, hat *queer* noch vier weitere Bedeutungen: 1) „strange or odd from a conventional viewpoint; unusually different“, 2) „of a questionable nature or character; suspicious; shady“, 3) „not feeling physically right or well; giddy, faint, or qualmish“ und 4) „mentally unbalanced or deranged“ (Dalgish 2001: 603). In meiner Analyse von *Quicksand* werde ich argumentieren, dass in Bezug auf die Protagonistin Helga all diese Bedeutungen von „queerness“ mitschwingen. Darüber hinaus werde ich versuchen zu zeigen, dass neben Sexualität und *race* auch Klasse potenziell fluide, gewissermaßen *queer*, ist. Schon 1987, also vor dem Aufkommen von *Queer Theory*, erschien Gloria Anzaldúas Buch *Borderlands/La Frontera*, das in den 1990er Jahren in diesem Bereich gerne und viel zitiert wurde. In diesem Buch setzt sich Anzaldúa mit ihrer randständigen Existenz als lesbische, in den USA lebende Chicana auseinander. Der Begriff der „Borderlands“ wird seither häufig für die Beschreibung von Grenzerfahrungen und -zuständen verwendet. Wenig bekannt wurde dagegen, dass laut Anzaldúa auch Klasse Bestandteil der „Borderlands“ ist, die sie folgendermaßen definiert: sie sind

physically present wherever two or more cultures edge each other, where people of different races occupy the same territory, where under, lower, middle and upper classes touch, where the space between two individuals shrinks with intimacy. (Anzaldúa 1987)

Nella Larsens Texte bieten sich an, um mögliche Querverbindungen und „Intimitäten“ der Aspekte *race*, Sexualität und Klasse in den „Borderlands“ zu studieren.

3.4 Spektralität and *queerness* in *Quicksand* und *Passing*

Wie schon erwähnt, ist die Analyse von Grenzverwischungen in *Queer Theory* nach wie vor vor allem auf das Thema Sexualität konzentriert. In Nella Larsens Texten werden jedoch mehrere Kategorien in Frage gestellt. Am offensichtlichsten ist dies im Hinblick auf *race*: Clare Kendry, eine der Protagonistinnen von *Passing*, ist schwarzer Abstammung, hat jedoch einen sehr hellen Teint und lebt in einer weißen Umgebung, ohne als „schwarz“ erkannt zu werden. Die zweite Variante ist die Infragestellung der Grenzen von Hetero- und Homosexualität. Auch wenn oder gerade weil Larsen keine offen lesbische Beziehung schildert, hinter-

fragt sie die polare Gegenüberstellung von Homo- und Heterosexualität, wie sie durch eine heteronormative Gesellschaftsordnung vorgeschrieben wird. Eine dritte Art von Grenzverwischung betrifft Klasse. Der unbemerkte Aufstieg einer schwarzen Frau in die weiße Mittelklasse in *Passing* zeigt, dass nicht nur *racial passing*, sondern auch *class passing* möglich ist. In meiner Interpretation werde ich beleuchten, wie *passing* auf diesen drei Gebieten zeitweise parallel verläuft, sich überkreuzt und zusammenhängt. Zugleich soll herausgearbeitet werden, wie Klasse mit solchen Aspekten wie Sexualität, *gender* oder *race* zusammenhängt.

Um diese Grenzverwischungen im Hinblick auf Sexualität, *race* und Klasse analysieren zu können, bietet es sich an, einen weiteren Begriff einzuführen, den der „Spektralität“. Meine Verwendung dieses Begriffs ist inspiriert von Jacques Derridas *Marx' Gespenster: der verschuldete Staat, die Trauerarbeit und die neue Internationale* (Derrida 1995). Darin greift er Marx' Metapher des Gespenstes („spectre“) aus dem Kommunistischen Manifest auf und stellt die These auf, Marx sei heute in Form mehrerer Gespenster präsent. „Spectre“ bzw. „specter“ ist eine mögliche Ableitung bzw. Bedeutung von „Spektralität“, die zweite ist „Spektrum“, etwa im Sinne des Farbspektrums.

Im Folgenden werde ich zunächst der Frage nachgehen, inwiefern Klasse ein spektrales Phänomen im Sinne eines Gespenstes sein kann. Dass bestimmte Klassen von anderen als fremdartig und bedrohlich wahrgenommen werden können, lässt sich durch einen Blick in die US-amerikanische Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts illustrieren. Gegen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts waren die so genannten „dangerous classes“ ein fester Topos im Diskurs der Mittel- und Oberklasse.⁵⁹ Charles Loring Brace beschrieb anschaulich das Leben dieser „prolétaires“, wie er sie nannte, und wie ihnen geholfen werden könnte (Brace 1973: 25). Das Phänomen der „dangerous classes“ war keineswegs auf die USA beschränkt, wie Jellinger C. Symons 1849 in seinem Buch zum dem Thema im Hinblick auf Großbritannien schrieb: „Every country has its dangerous class“. Symons beschreibt diese „Klasse“ folgendermaßen: „It consists not only of criminals, paupers and persons whose conduct is obnoxious to the interests of society, but of that proximate body of people who are within reach of its contagion, and continually swell its number.“ Wenn nichts getan werden, um die Lage zu verbessern, so Symons, sei die Gesellschaft als Ganzes bedroht: „To leave the great body of the people ex-

⁵⁹ Dass der Ausdruck „dangerous classes“ auch heute noch verwendet wird, zeigt ein Blick auf Literatur über die so genannte „underclass“, etwa auf Betty Reid Mandells *Welfare in America: Controlling the "Dangerous Classes"* (Mandell 1975b) oder Lydia Morris' *Dangerous Class: The Underclass and Social Citizenship* (Morris 1994).

posed to the manifold injury of growing crime and pauperism among them would in the end as surely imperil the welfare of every order of society here“ (Symons 1984: 1). Eine Strategie, mit der dem Gespenst dieser „dangerous classes“ begegnet werden sollte, war eine Sterilisationspolitik für Frauen aus der Unterklasse, worauf in Kapitel 2 über Meridel Le Sueur genauer eingegangen wird.

Außer als Gespenst kann Klasse auch als ein Spektrum im Sinne eines Farbspektrums, wie es etwa in einem Regenbogen sichtbar ist, aufgefasst werden. Bestimmte marxistische Vorstellungen, wonach nur zwei Klassen existieren, die sich diametral und unversöhnlich gegenüberstehen, entsprechen immer weniger den Strukturen sozialer Ungleichheit, wie sie sich im Laufe der Industrialisierung und in der Folgezeit herausgebildet haben. Um nicht ein Zerrbild marxistischer Theorien zu zeichnen, muss betont werden, dass die meisten marxistischen TheoretikerInnen inzwischen wie z. B. Eric Olin Wright in *Class, Crisis and the State* (Wright 1978) versuchen, das dichotome Klassenmodell an die Komplexität der Wirklichkeit anzupassen. Die amerikanische Soziologie tendierte schon immer zu einem differenzierten Bild und ging von einer großen Durchlässigkeit zwischen den einzelnen Schichten bzw. Klassen aus (Gordon 1963). Diese Modelle entsprachen am ehesten dem gängigen Glauben an den für jede/n möglichen Aufstieg auf der gesellschaftlichen Leiter.

Dass dieser Aufstieg nicht so leicht zu verwirklichen ist wie in der populären Form des *American Dream*, würde in der amerikanischen Soziologie niemand bestreiten. Daraus ergibt sich die Frage, unter welchen Bedingungen Bewegung zwischen den Klassen möglich ist und stattfindet. Eine Antwort auf diese Frage findet sich in Michèle Lamonts Buch *Money, Morals, and Manners: The Culture of the French and American Upper-Middle Class* (Lamont 1992). Lamonts Ziel ist es, die Übertragbarkeit von Pierre Bourdieus Theorien zu Klasse auf andere Länder zu prüfen. Für ihren exemplarischen Vergleich widmet sie sich der französischen und der amerikanischen Mittelklasse. Lamont übernimmt Bourdieus Kapitalsorten (ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital), ergänzt diese jedoch im Hinblick auf die USA um moralisches Kapital, weil diese Kategorie dort ihres Erachtens eine ebenso wichtige Rolle spielt wie die anderen Kapitalsorten. Eine weitere Differenzierung, die sie gegenüber Bourdieu einführt, betrifft die Art und Weise, wie Grenzen gezogen und somit Klassen konstituiert werden. Zu diesem Zweck führt sie die Begriffe „strong boundary“ und, als Gegensatz dazu, „loose-boundedness“ ein. Letzteren Begriff erklärt sie folgendermaßen:

The notion of “loose-boundedness” refers to the sharpness with which the categories that make up a classification system are defined. In a loosely bounded culture such as American culture, one finds a high level of cultural innovation in lifestyles and in norms for interpersonal relations, and a high degree of tolerance for deviance. In contrast, a tightly bounded culture has clearly coded and widely agreed-upon systems for evaluating attitudes and practices. Its classificatory codes are sharply defined and structured around rigid, bipolar, hierarchical oppositions (right and wrong, good and bad, and so forth). Lifestyles are more traditional, cultural innovation less frequent, and cultural hierarchies more clearly defined. (Lamont 1992: 115)

Nach Lamont muss die Existenz von „symbolic boundaries“ – sozioökonomische, kulturelle und moralische Kriterien, die zur Bewertung von Status herangezogen werden – an sich nicht zur Ausbildung von Hierarchien und damit zu Ungleichheit führen. Dies geschieht nur, wenn es sich um so genannte „strong boundaries“ handelt. Die amerikanische Gesellschaft ist nach Lamont im Allgemeinen in einem höheren Maße „loose-bounded“ als die französische, besonders im Hinblick auf Kultur (Lamont 1992: 89, 115). Ein Beispiel für eine wichtige „strong boundary“ in den USA ist jedoch *race*, wie auch bei der Lektüre von Larsens Texten deutlich wird.

Lamonts Ergebnisse, die in wesentlichen Teilen von Pierre Bourdieu beeinflusst sind, lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Die Unterscheidung von Klassen lässt sich nicht ausschließlich durch objektive, ökonomische Unterschiede begründen. Diskursive Zuschreibungen und Praktiken innerhalb bestimmter Strukturen (etwa innerhalb eines Landes) spielen ebenso eine Rolle. Es stellt sich also die Frage, wie in einem Kontext bestimmte Faktoren oder Kapitalsorten zugeschrieben bzw. wahrgenommen und bewertet werden, mit anderen Worten, wie in bestimmten Strukturen Klassenzugehörigkeit konstruiert wird. Darüber hinaus ist es im Anschluss an Lamont lohnend zu analysieren, was in einem bestimmten Kontext eine „strong boundary“ darstellt, anders ausgedrückt, welche Aspekte Aufstieg und Bewegung zwischen den Klassen ermöglichen, fördern oder auch ausschließen. Aus Lamonts Ausführungen ergibt sich ein Gesellschaftsbild, in dem wie innerhalb eines Spektrums Dynamik, Bewegung und Kontakt zwischen verschiedenen Klassen möglich sind. Wie in Anzaldúas „Borderlands“ kommen die verschiedenen Klassen miteinander in Berührung, was zu Bewegungen innerhalb des Klassenspektrums führt. In meinen Analysen von Larsens Texten werde ich untersuchen, wie sich die Protagonistinnen in ihren Romanen innerhalb des Klassenspektrums bewegen. Nach einer kurzen Inhaltsangabe von *Quicksand* und *Passing* werde ich versuchen zu zeigen, wie beide Bedeutungen von Spektralität, Spektrum und Gespenst, für eine Analyse von Klasse, *race* und Sexualität in Larsens Texten fruchtbar gemacht werden können.

Sowohl in *Quicksand* als auch in *Passing* sind die Protagonistinnen Frauen aus der schwarzen oberen Mittelklasse. Viele von ihnen scheitern in ihren Aspirationen im Hinblick auf sozialen Aufstieg. Sowohl die sozialen Unterschiede zwischen Schwarzen und Weißen als auch die innerhalb der schwarzen Bevölkerung kommen zur Sprache. In *Quicksand* wird die tragische Geschichte von Helga Crane, einer Lehrerin an einer schwarzen Schule im Süden, erzählt. Helga hat einen Verlobten, James Vayle. Aber sie ist zutiefst unzufrieden und verlässt sowohl ihre gesicherte Arbeit als auch ihren Verlobten, um nach Chicago zu Verwandten zu ziehen. Diese verweigern jedoch jede Hilfe, und so kommt Helga im Zuge ihrer Suche nach Arbeit nach New York. Dort befreundet sie sich mit Anne Grey, einer reichen jungen Witwe. Helga integriert sich in das Leben der besseren schwarzen Kreise in Harlem, fühlt sich nach einiger Zeit jedoch erneut unzufrieden. So reist sie zu Verwandten in Kopenhagen. Zunächst fühlt sie sich von der Faszination, die sie als Schwarze auf die einheimische Bevölkerung in Dänemark ausübt, geschmeichelt. Spätestens nach dem Heiratsantrag eines Malers, mit dem sie verknüpft werden soll, fühlt sie sich aber abgestoßen und sehnt sich immer stärker nach ihrer Heimat. Die Hochzeit ihrer Freundin Anne mit Robert Anderson - ihrem ehemaligen Schulleiter, den sie attraktiv fand - benutzt sie als Vorwand zur Rückkehr nach New York. Durch die Hochzeit ihrer Freundin wird sich Helga ihrer eigenen Sehnsucht nach einer Beziehung immer schmerzlicher bewusst. Eines Abends, als sie wieder einmal sehr aufgelöst ist, gerät sie zufällig in einen Gottesdienst, bekehrt sich und heiratet nach kurzer Zeit den baptistischen Prediger. Mit ihm kehrt sie in den konservativen, ländlichen Süden zurück, aus dem sie zu Beginn des Romans geflohen war, und reibt sich in ihren Rollen als Ehefrau und Mutter zahlreicher Kinder auf. In meiner Analyse werde ich argumentieren, dass die Protagonistin von *Quicksand*, Helga Crane, in mehrerer Hinsicht als andersartig bzw. *queer* beschrieben werden kann. Dabei beziehe ich mich auf die weiter oben angeführten Bedeutungen von *queer*, die nicht mit sexueller Orientierung zusammenhängen („strange“, „suspicious“, „not feeling physically right or well“ und „mentally unbalanced“).

In *Passing* werden ähnliche Fragen aufgeworfen wie in *Quicksand*: Ist es den Protagonistinnen aus der Mittelklasse in einer patriarchalischen, heteronormativen Gesellschaft möglich, ihr Leben nach ihren eigenen Vorstellungen zu gestalten, und wenn ja, wie und bis zu welchem Grad? Die Handlung des Romans spielt sich hauptsächlich zwischen zwei Frauen, Irene Redfield und Clare Kendry, ab. Sie kennen sich seit ihrer Kindheit und sind beide schwarzer Abstammung, Clare hat jedoch so hellen Teint, dass sie sich als weiß ausgeben („passing for

white“) und einen weißen, rassistischen Mann heiraten konnte. Irene trifft Clare durch Zufall nach langer Zeit in einem weißen Cafe wieder. Irene hat in der Zwischenzeit Brian, einen erfolgreichen Arzt, geheiratet und sich in der schwarzen Mittelklasse Harlems etabliert. Ihr Mann würde gerne nach Brasilien auswandern, Irene besteht jedoch darauf zu bleiben, weil sie ihre gesicherte, bequeme Existenz nicht gefährden will. Durch die Begegnung von Clare und Irene ergeben sich Beziehungen und Konflikte, die den Kern des Romans bilden. Einer der Konflikte besteht darin, dass Irene zwar selbst gelegentlich die Möglichkeit des *passing* nutzt, Clares radikale Abkehr von ihrer schwarzen Vergangenheit aber nicht gutheißt. Paradox ist, dass Irene zwar *passing* ablehnt, Clare zugleich jedoch darum beneidet. Clare, eine sehr egozentrische Person, bestimmt immer mehr das Leben der Familie Redfield, was schließlich dazu führt, dass Irene sogar ein Verhältnis zwischen Brian und Clare vermutet. Zugleich wird zwischen den Zeilen angedeutet, dass sich auch Irene und Clare voneinander angezogen fühlen. Im Schlusskapitel besucht Clare mit den Redfields eine schwarze Party, als ihr wütender Mann hereinstürmt, der gerade erfahren hat, dass Clare „schwarz“ ist. Die am Fenster stehende Clare stürzt aus einem Fenster und kommt dabei ums Leben; ob sie selbst springt oder von der in der Nähe stehenden Irene gestoßen wird, bleibt offen.

3.4.1 Sexualität als Spektrum und Gespenst

Sowohl anhand von *Quicksand* als auch anhand von *Passing* kann erläutert werden, wie Sexualität als Spektrum und Gespenst fungieren kann. In beiden Romanen wird sexuelle Orientierung nicht als dichotomes Gegensatzpaar, sondern als Changieren auf einem Spektrum beschrieben. Die daraus resultierende Infragestellung und Gefährdung von Normen löst Ablehnung und Angst aus, was zu dem zweiten Aspekt, Sexualität als Gespenst, führt. Im Folgenden gehe ich zunächst auf Larsens zweiten Roman *Passing* ein, weil er häufiger als *Quicksand* im Zusammenhang mit dem Thema Sexualität behandelt wird.

Die Interpretationen von Nella Larsens *Passing* haben sich, wie weiter oben schon ausgeführt, im Lauf der Zeit verändert. Während anfangs *racial passing* im Mittelpunkt des Interesses stand, konzentrierten sich seit den 1990er Jahren immer mehr Studien auf das Verhältnis der beiden Protagonistinnen, Clare Kendry und Irene Redfield. Es ist viel darüber debattiert worden, ob zwischen Clare und Irene eine lesbische Beziehung existiert oder nicht. Immer wieder wird dabei Klasse, genauer gesagt das Streben nach Respektabilität in den besseren schwarzen Kreisen, als ein Faktor angeführt, der eine solche Beziehung wenn nicht unmöglich, so

doch kompliziert macht. Aufgrund mangelnder Belege kann auf keinen Fall argumentiert werden, die beiden Protagonistinnen unterhielten eine sexuelle Beziehung. Die zurückhaltende Art, in der die Beziehung zwischen Clare und Irene geschildert wird, hat dazu geführt, dass einige KritikerInnen die Existenz einer solchen Beziehung ganz bestreiten. Im Gegensatz dazu müssen die, die für eine lesbische Beziehung argumentieren, in ihren Deutungen bisweilen weit darüber hinausgehen, was durch den Text tatsächlich zu belegen ist. Helen Charles beispielsweise begründet die völlige Absenz von offen lesbischen Szenen damit, dass es für Larsen unmöglich gewesen, lesbische Sexualität unverhüllt darzustellen, weil sie ein zu großes Tabu berührt hätte (Charles 1996: 144).

Im Folgenden gehe ich darauf ein, wie Larsen das Verhältnis zwischen Irene und Clare beschreibt. Von Anfang an ist es unübersehbar, dass *Passing* Anspielungen auf die bevorstehende Invasion eines fremden, bedrohlichen Gespenstes enthält, das sich aber nie festnageln lässt. Im ersten Kapitel liest Irene Redfield einen Brief von ihrer Freundin Clare Kendry. Bevor wir irgendetwas über den Inhalt erfahren, wird angedeutet, dass der Brief an sich ungewöhnlich ist: „[T]he long envelope of thin Italian paper with its almost illegible scrawl seemed out of place and alien“ (*Passing* = PS 143). In diesem Brief drückt Clare ihren dringenden Wunsch aus, Irene nach einer langen Zeit der Trennung wieder zu sehen. Besonders dieser Brief hat intensive Spekulationen über eine lesbische Beziehung zwischen den beiden ausgelöst. Deborah McDowell beispielsweise interpretiert den Umschlag als „metaphoric vagina“ (McDowell 1995a: xxvi). Meines Erachtens geht diese Interpretation zu weit. Trotzdem lässt sich nicht leugnen, dass Clares Sprache voller sexueller Anspielungen ist:

I [...] cannot help longing to be with you again, as I have never longed for anything before [...]. It's like an ache, a pain that never ceases. [...] I wouldn't now, perhaps, have this terrible desire if I hadn't seen you that time in Chicago. (PS 145)

Das Treffen in Chicago, auf das Clare anspielt, fand in einem Café statt, in dem Irene Clare zufällig traf, allerdings ohne sie sofort zu erkennen. In diesem Cafe betrachtet Irene eine neu angekommene Frau und ist fasziniert von ihrer Schönheit und ihrem Charisma: „An attractive-looking woman, was Irene's opinion, with those dark, almost black, eyes and that wide mouth like a scarlet flower against the ivory of her skin“ (PS 148). Irene ist besonders fasziniert von ihrem Mund. So bemerkt Irene, dass die Frau ein „peculiar caressing smile“ hat und findet den Mund sogar „tempting“ (PS 161). Irene hält diese Frau also ohne Zweifel für attraktiv, deutlicher als in den oben zitierten Passagen wird das Gespenst der gleichgeschlechtlichen Attraktion allerdings nicht benannt.

An keiner Stelle in *Passing* wird die Anziehung zwischen Irene und Clare deutlicher geschildert als in der obigen Szene im Café, weswegen ich den Begriff „lesbisch“ für ihr Verhältnis nicht für angemessen halte. Es könnte zwar argumentiert werden, dass „lesbisch“ durch Adrienne Richs Begriff „lesbian continuum“ aus ihrem einflussreichen Artikel „Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence“ eine Bedeutungserweiterung erfahren hat. In diesem Artikel entwickelt Rich ihr Konzept von Übergängen zwischen Hetero- und Homosexualität und argumentiert, erst die „ideology of heterosexual romance“ bringe Frauen dazu, sich auf einen der beiden sexuellen Pole, in aller Regel Heterosexualität, festlegen zu lassen (Rich 1980: 645). Mit diesen Thesen stieß Rich zahlreiche fruchtbare Diskussionen über sexuelle Orientierung und Formen von Freundschaften zwischen Frauen an. Der zentrale Ausdruck „lesbian continuum“, so nützlich er auch ist, unterliegt jedoch in dreierlei Hinsicht Einschränkungen. Erstens wird durch die erweiterte Verwendung von „lesbian“ dieser Begriff zunehmend beliebig und inhaltsleer. Zweitens verhindert gerade die Verwendung von „lesbian“ – eines Ausdrucks, der im alltäglichen Sprachgebrauch fest an einem der beiden sexuellen Pole verankert ist – eine breite Akzeptanz des Begriffs „lesbian continuum“. Wenn die große Bandbreite von möglichen Beziehungen zwischen Frauen herausgestellt werden soll, bietet es sich meines Erachtens an, einen Begriff zu verwenden, der nicht wie „lesbian“ fast unausweichlich Assoziationen mit Geschlechtsverkehr enthält. Die dritte Einschränkung ist, dass das Konzept des „lesbian continuum“ nur auf Frauen anwendbar ist, wodurch die verschiedenen Arten von Beziehungen zwischen Männern ausgeblendet werden. Daher eignet sich meines Erachtens zumindest im Falle von Nella Larsens Texten der von Spektrum abgeleitete Begriff „spektrale Sexualität“ besser als „lesbian continuum“, um der zurückhaltenden Art, in der die Beziehung zwischen den Protagonistinnen zu beschrieben wird, gerecht zu werden. Da „spektral“ nicht notwendigerweise sexuelle Implikationen hat, entspricht der Begriff eher als „lesbisch“ der Art der geschilderten Beziehung.

Inwiefern ist nun die Schilderung des Verhältnisses zwischen den beiden Frauen, ob lesbisch oder nicht, relevant im Rahmen einer Studie mit dem Fokus auf Klasse? Der Zusammenhang ergibt sich daraus, dass die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse in der Regel bestimmte Normen im Hinblick auf Sexualität beinhaltet. Irene ist eine typische Vertreterin der aufstrebenden schwarzen Mittelklasse mit ihren konservativen Weiblichkeitsvorstellungen, die sich in der schwarzamerikanischen Literatur widerspiegeln:

In trying to overcome a heritage of concubinage and to assimilate values of Victorian society, black female writers of the nineteenth and early twentieth centuries, like Harriet Jacobs, Frances Harper, and to a lesser extent Nella Larsen, seemed compelled to bind their female characters in a corset of chastity. The women in their works are depicted as either sexual martyrs or as saints. (Kaiser 1995: 97)

Wie Laurie Kaiser weiter schreibt, war Larsen „the first black female novelist to question - at least in published writings - the conventions of the Victorian cult of true womanhood“ (Kaiser 1995: 103). In *Passing* ist diese Infragestellung in der Figur Clares verkörpert, während Irene die konservative Sehnsucht nach Sicherheit und Respektabilität personifiziert. Auch wenn Irene vermutet, dass Clare und Brian eine Affäre haben, ist sie fest entschlossen, am Status quo festzuhalten:

[I]n spite of her searchings and feeling of frustration, she was aware that, to her, security was the most important and desired thing in life. Not for any of the others, or for all of them, would she exchange it. (PS 235)

Irene würde also nie für Affären die Sicherheit ihrer Ehe riskieren. Dass Irenes Verhältnis zu Clare – wenn auch nur äußerst vage – ebenfalls Ähnlichkeit mit einer Affäre besitzt, wird durch wiederholte Andeutungen insinuiert, wie etwa in der folgenden Passage, die direkt auf das obige Zitat folgt:

She wanted only to be tranquil. Only, unmolested, to be allowed to direct for their own best good the lives of her sons and her husband. Now that she had relived herself of what was almost like a guilty conscience, admitted that which by some sixth sense she had long known, she could again reach out for plans. Could think of ways to keep Brian by her side, and in New York. (PS 235)

Irenes „guilty conscience“ könnte dahingehend interpretiert werden, dass es mit ihrem Verhältnis zu Clare zusammenhängt. Da Irene so stark auf Sicherheit bedacht ist, würde sie es jedoch nie zulassen, dass eine Affäre, egal welcher Art, ihre Ehe bedroht. Denn mehr als alles andere hasst Irene Veränderung („Irene didn’t like changes, particularly changes that affected the smooth routine of her household“, PS 188). Sie weiß zwar, dass ihr Mann im Gegensatz zu ihr gerne nach Brasilien auswandern würde, es aber wegen der gemeinsamen Kinder nicht tun wird (PS 190), so dass Irene trotz der distanzierten Beziehung zu ihrem Mann nicht um die Kontinuität ihres nach außen hin stabilen, harmonischen Haushalts fürchten muss. Durch die Bedeutung, die sie Sicherheit und Respektabilität zumisst, erweist sich Irene als typische Vertreterin der aufstiegsorientierten Mittelklasse ihrer Zeit, wie Bernard Bell schreibt: „Irene, like most middle-class women of pre-Depression America, accepted the conventional morality that held the security of marriage to be more important than love and happiness“ (Bell 1987: 110). Clare dagegen richtet sich zwar auch nach außen nach diesen Idealen, unterläuft

sie jedoch gleichzeitig durch ihre mehrfache *queerness* im Hinblick auf *race*, Klasse und Sexualität (Brody 1992: 1055).

Ironisch an Clares und Irenes Festhalten an Idealen wie Stabilität ist, dass sie in ihrer momentanen Lage keineswegs wunschlos glücklich sind. Keine ihrer Ehen ist besonders erfüllt oder harmonisch. Im Hinblick auf Irene und ihren Mann Brian wurde schon vereinzelt von Kritikern die Vermutung geäußert, Brian sei möglicherweise homosexuell (Blackmore 1992: 476), was eine mögliche Erklärung dafür wäre, warum er Sex mit Irene als eine Witz betrachtet („If sex isn't a joke, what is it?“, PS 189). In *Quicksand* spielt die Ehe ebenfalls eine große Rolle für die Protagonistin, obwohl die Umsetzung des hehren Ideals mindestens genauso schwierig ist wie in Irenes Fall. Der gesellschaftliche Druck führt also bei beiden Protagonistinnen dazu, die bürgerliche Ehe zumindest der Form nach zu leben. Obwohl ihr Leben nach außen keinerlei Abweichung von Normen der Mittelklasse erkennen lässt, scheinen dennoch mehrere Charaktere in *Passing* offen für verschiedene sexuelle Orientierungen zu sein, aber keine/r von ihnen ist in eine homosexuelle bzw. lesbische Beziehung verwickelt. *Passing* ist von allen Texten Larsens derjenige, der Heterosexualität, Ehe und die diesbezüglichen Normen der Mittelklasse am deutlichsten in Frage stellt. Bedenkt man die Entstehungszeit des Textes, die späten 1920er Jahre, und den schwarzamerikanischen Kontext, ist der Roman deutlich seiner Zeit voraus. Verglichen mit *Quicksand* und den früheren Kurzgeschichten ist Larsens Kritik an Heteronormativität so weit radikalisiert, dass zumindest die gegenseitige Anziehung zwischen zwei Frauen offen geschildert wird. Gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts war auch in Texten schwarzer AutorInnen die Schilderung von Homosexualität nichts Ungewöhnliches mehr, wie unter anderem Alice Walkers *The Color Purple* (1982), Gloria Naylor's *The Women of Brewster Place* (1982) oder Gayl Jones' *Eva's Man* (1976) beweisen. Dennoch zeigen die lebhaften Debatten, die *The Color Purple* auslöste (unter anderem über die als zu negativ kritisierte Darstellung schwarzer Männer), dass die Infragestellung von Heteronormativität auch gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts bei weitem noch nicht allgemein akzeptiert war. Dass dies immer noch als radikal betrachtet wird, bestätigt Deborah McDowells Einschätzung, dass Larsen als Pionierin auf dem Gebiet schwarzer Literatur betrachtet werden kann (McDowell 1995b: 162).

Im Gegensatz zu *Passing* wird *Quicksand*, Nella Larsens erster Roman aus dem Jahr 1928, bisher selten im Hinblick auf die sexuelle Orientierung der Protagonistin Helga Crane analysiert. Wie ich argumentieren werde, lässt sich Helga jedoch gleich in mehrerer Hinsicht als *queer* beschreiben. Helga Crane wird im Laufe des Romans mehrmals direkt mit dem Wort

queer in Zusammenhang gebracht. Wenn sie an ihre Zeit als Lehrerin an einer schwarzen Schule im Süden zurückdenkt, kommt sie zu dem Schluss, dass „[s]he was, she knew, in a queer indefinite way, a disturbing factor“ (*Quicksand* = QS 7). Von Anfang ist Helga eine Außenseiterin, die von den anderen als nicht zugehörig empfunden wird. Dies äußert sich z. B. darin, dass ihre Art und Weise, sich zu kleiden, von ihren Kollegen als unangemessen und merkwürdig betrachtet wird: „they felt that the colors were queer“ (QS 18). Die lebhaften Farben, die sie trägt, werden als *queer* wahrgenommen, weil sie sich von den üblichen dunklen Farben abheben. Während die meisten marineblau, schwarz oder braun tragen (QS 17), glaubt Helga, dass „bright colours were fitting and that dark-complexioned people *should* wear yellow, green, and red“ (QS 18).

Die Vermutung, dass mit *queer* mehr angedeutet sein könnte als nur Helgas unkonventionelles Verhalten, wird durch erhärtet, dass sie von Anfang an als zurückhaltend in heterosexuellen Beziehungen beschrieben wird. Wie oben ausgeführt, wurde *queer* schon im Jahr 1922 im Sinne von „homosexuell“ verwendet. Es lohnt sich also, der Frage nachzugehen, ob möglicherweise auch diese Bedeutung von *queer* in *Quicksand* mitschwingt. Zu Beginn des Romans hat Helga einen Verlobten, James Vayle. Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass sie ihn überschwänglich liebt. Doch obwohl Helga „never loved him overwhelmingly“, wollen sie heiraten. Eine Zeitlang sieht Helga die Hochzeit als Garant für Liebe und Glück, wie das folgende Zitat zeigt: „she [...] expected to love him, after their marriage. People generally did love then, she imagined“ (QS 24). Helga glaubt an das gemeinsame Glück nach einer Eheschließung, obwohl sie schaudert, wenn James sie küsst. Im Laufe des Romans zeigen sich noch viele solche körperliche Abwehrreaktionen gegenüber Beziehungen mit Männern. Diese könnten mit einer tiefen inneren Unruhe zusammenhängen, die Helga umtreibt, deren Grund sie jedoch nicht zu fassen vermag:

There was something else, some other, more ruthless force, a quality within herself, which was frustrating her, had always frustrated her, kept her from getting the things she had wanted. Still wanted. But just what did she want? . . . Happiness, she supposed. Whatever that might be. (QS 10-11)

Diese Unruhe ist einer der Gründe, die Helga aus dem Süden wegtreiben, so dass die Heiratspläne mit ihrem Verlobten nie umgesetzt werden. Sie verlässt alles: ihren Verlobten, ihre Stelle, und ihre Heimat, den Süden. Bis zum Schluss des Romans wird Helga bei ihrer Suche nach dem Glück, die sie nach New York und sogar bis nach Dänemark führt, keinen Erfolg haben. In ihren Beziehungen mit Männern findet sie jedenfalls keine Zufriedenheit, denn diese verlaufen alle unglücklich.

Ein Grund dafür könnte sein, dass sie nie ihrer spektralen Sexualität auf die Spur kommt. Auf keinen Fall ist Helga als lesbisch zu bezeichnen. Ihre sexuelle Orientierung könnte aber in einem doppelten Sinn als „spektral“ bezeichnet werden, denn erstens entspricht sie nicht dem polaren Gegensatz von Homo- und Heterosexualität, und zweitens wird Helga von ihr verfolgt und beunruhigt wie von einem nicht zu greifendem Gespenst. Orientierungen, die dem heterosexuellen Mainstream nicht entsprechen, gelten häufig als ein fremdartiges, im täglichen Leben zwar schwer festzumachendes, aber umso bedrohlicheres Phänomen (Castle 1993) und können insofern gespensterhafte Züge annehmen. Das Gefühl der Bedrohung äußert sich gewöhnlich in der Abwehrhaltung der Homophobie. Die Reaktionen können je nach Zeit und Gesellschaft sehr verschieden ausfallen; Lillian Faderman hat beispielsweise beschrieben, wie die Haltung gegenüber romantischen Freundschaften von Frauen seit dem neunzehnten Jahrhundert zunehmend negativer wurden (Faderman 1981). In *Quicksand* finden sich zwischen den Zeilen Hinweise auf das flüchtige Gespenst der von der Norm abweichenden sexuellen Orientierung. Oft haben sie mit Helgas Körper zu tun, der gegen die gesellschaftlich aufgezwungene Heterosexualität rebelliert. So reagiert Helgas Körper folgendermaßen, nachdem ihre Tante sie zu einer schnellen Heirat zwingen will:

Her whole body was tense with suppressed indignation. Burning inside like the confined fire of a hot furnace. [...] [S]uddenly she was oddly cold. An intimidation of things distant, but none the less disturbing, oppressed her with a faintly sick feeling. Like a heavy weight, a stone weight, just where, she knew, was her stomach. (QS 80)

Obwohl Helga diese „intimidation of things distant“ nicht bewusst entziffern und verstehen kann, reagiert ihr Körper geschockt. *Queer* im sexuellen Sinn und in der Bedeutung „not feeling physically well“ gehen hier eine interessante Symbiose ein. Die extremste Form von Helgas abwehrenden Reaktionen ist die schwere Krankheit, an der sie gegen Ende des Romans leidet. Diese Krankheit könnte als Protest ihres Körpers gegen ihre unglückliche Ehe mit einem konservativen Prediger und gegen zu zahlreiche Schwangerschaften gedeutet werden.

Helga kann noch in einer weiteren Hinsicht als *queer* bezeichnet werden, nämlich im Sinne von „mentally unbalanced“, einer weiteren möglichen Bedeutung von *queer*. Seit dem neunzehnten Jahrhundert wurden Frauen als besonders prädestiniert für mentale Probleme angesehen. Elaine Showalter kehrt in *The Female Malady* (1985) die Argumentation um und argumentiert, dass Frauen mit Hilfe von „Krankheiten“ wie Hysterie ihren Protest gegen Diskriminierung und Unterdrückung ausdrückten. Helgas emotionale Instabilität gegen Ende des

Romans, als sie in ihrer Ehe gefangen ist, könnten in diesem Sinne gedeutet werden. Doch auch zuvor hat sie schon mit emotionalen Problemen zu kämpfen, die unter anderem durch die Fehlschläge in ihren Beziehungen ausgelöst werden. Zum Teil scheitern diese Beziehungen, weil das Verlangen fehlt, wie im Falle der Verlobung mit James, und in anderen Fällen, in denen Helga sich zu Männern hingezogen fühlt, sind die Umstände ungünstig.

Dies ist der Fall im Hinblick auf Dr. Robert Anderson, ihren früheren Schulleiter. Eine Begegnung mit ihm löst eine von Helgas größten Krisen aus, die sie *queer* im Sinne von „mentally unbalanced“ werden lässt. Zu dem Zeitpunkt, als Dr. Anderson Schulleiter war, fühlte Helga sich vage zu ihm hingezogen, inzwischen hat er jedoch eine Bekannte von ihr geheiratet. Als Helga ihn nach längerer Zeit auf einer Party in New York wieder sieht, gibt er ihr zu ihrer Überraschung im Dunkeln einen kurzen Kuss. Dies verwirrt sie, weckt aber auch Hoffnungen in ihr, insbesondere, da sie schon lange keine Beziehung mehr hatte:

He stooped and kissed her [...]. She fought against him with all her might. Then, strangely, all power seemed to ebb away, and a long-hidden, half-understood desire welled up in her with the suddenness of a dream. (QS 104)

Die Zeit nach dieser Begegnung ist für Helga „outwardly serene; inwardly tumultuous“ (QS 105); sie empfindet ihre Lage als „mental quagmire“ (QS 106). Zu ihrer großen Enttäuschung teilt Dr. Anderson ihr kurze Zeit später mit, dass der Kuss von seiner Seite aus keine Bedeutung hatte. Helga reagiert geschockt:

A sort of madness [...] swept over her. She felt that he had belittled and ridiculed her. And thinking this, she suddenly savagely slapped Robert Anderson with all her might, in the face. (QS 107)

Nach dieser Begegnung ist Helga körperlich und seelisch zerstört: „Helga Crane [...] felt herself so broken physically, mentally, that she had given up thinking“ (QS 109). Dieser Zustand verschlimmert sich derart, dass Helga fast hysterisch wird, was schließlich zu einem spontanen Gottesdienstbesuch, ihrer Bekehrung und der sich schnell anschließenden Ehe führt, die sich als Gefängnis entpuppen wird.

Es wurde schon angedeutet, wie *Quicksand* endet: Nach der Bekehrungserfahrung in der Kirche eines konservativen Baptistenpredigers heiratet Helga den Prediger und zieht mit ihm in eine kleine Stadt in Alabama. Zunächst ist sie optimistisch und denkt, dass “[t]his one time in her life [...] she ha[s] not clutched a shadow and missed the actuality” (QS 118). Jedoch erweist sich auch dieses Mal das Glück als flüchtiges Gespenst. Bald ist Helga desillusioniert

im Hinblick auf ihre Ehe. Außerdem stirbt sie fast unter der Last von zu vielen Geburten. Obwohl sie in mehrerer Hinsicht *queer* ist, gelingt es ihr am Ende nicht, sich ihre Unabhängigkeit und Andersartigkeit zu erhalten. Stattdessen wird sie aufgerieben zwischen den vielen verschiedenen Welten, in denen sie sich bewegt, ohne jemals wirklich irgendwo dazuzugehören. Hazel Carby hat diese Eigenschaft Helgas, die ich als *queer* beschreibe, als „alienation“ bezeichnet und folgendermaßen zusammengefasst:

[Larsen] was unable to romanticize “the people” as the folk or to accept the world view of the new black middle class. Helga explored the contradictions of her racial, sexual, and class position by being both inside and outside these perspectives. Larsen was able to represent such duality by making her protagonist an alienated heroine. She was, at various points in the text, alienated from her sex, her race, and her class. (Carby 1987: 169)

Wie ich argumentiert habe, stellt *queerness* – in Carbys Worten „being both inside and outside“ – einen roten Faden in *Quicksand* dar. Dasselbe lässt sich über den Roman *Passing* sagen, in dem *queerness* offener dargestellt wird als in *Quicksand*. Die Probleme der jeweiligen Protagonistinnen ähneln sich jedoch: in beiden Romanen beeinträchtigt die heteronormative Gesellschaftsordnung mit ihrem Zwang zur stabilen Ehe, die sich besonders stark in den Werten der aufstrebenden schwarzen Mittelklasse äußert, die eigenständige Entfaltung der weiblichen Hauptfiguren.

3.4.2 *Race* als Spektrum und Gespenst

Race ist ein Thema, das sowohl in *Quicksand* als auch in *Passing* eine zentrale Rolle spielt. In beiden Romanen sind die Protagonisten hellhäutige Schwarze der aufstrebenden Mittelklasse, die die Möglichkeit zu *racial passing* haben und sie teilweise auch nutzen. Larsen belässt es allerdings nicht bei der Schilderung dieses Milieus; wie bei Dorothy West wird sowohl das urbane Leben der Mittelklasse auch das ärmliche Leben des *black folk* im Süden der USA thematisiert. Der komplexe Zusammenhang zwischen *race* und Klasse, der, wie in der Einleitung dargestellt, in den USA sehr eng ist, wird bei Larsen also von verschiedenen Seiten beleuchtet. Mit Bezug auf Lamonts Kategorie der „looseboundedness“ von symbolischen Grenzen lässt sich sagen, dass *race* eine „strong boundary“ darstellt, die stark exklusiven Charakter besitzt. Die Möglichkeit des *passing* illustriert jedoch, dass die Grenze lückenhaft ist, da Phänotyp und Genotyp keineswegs immer übereinstimmen. Somit kann *race* als ein Spektrum betrachtet werden, bei dem es zwischen mehreren Polen eine unendliche Anzahl an Variationsmöglichkeiten gibt. Im Rahmen dieser Arbeit ist das Phänomen *passing* deswegen

besonders interessant, da es auf den ersten Blick vor allem um *race*, auf den zweiten Blick jedoch ebenso stark um Klasse geht. Ziel von *passing* ist es in der Regel, gesellschaftliche Positionen zu erreichen, die als Schwarze/r nicht oder nur schwer zugänglich wären. Durch *passing* wird also *race* als „strong boundary“ im Sinne Lamonts unterminiert. Zugleich wird deutlich, dass nicht nur *race*, sondern auch Klasse in bestimmten Situationen als Spektrum interpretiert werden kann.

Race kann nicht nur als Spektrum, sondern auch als Gespenst interpretiert werden. Erstens sind die Folgen der Sklaverei und der Gesetze, die Menschen bestimmter ethnischer Herkunft das Menschsein absprechen oder auch nach Prozentsätzen ethnische Zugehörigkeit definieren, im nationalen kollektiven Bewusstsein der USA noch nicht verarbeitet. Immer noch wird in regelmäßigen Abständen die Forderung nach Entschädigung für das erlittene Unrecht erhoben. Zweitens hat *race* insofern etwas gespensterhaftes, als sich „schwarz“ noch nie so eindeutig hat festlegen und ausgrenzen lassen, wie die weiße Bevölkerungsgruppe es gerne gehabt hätte. In den letzten Jahren haben beispielsweise neue Beweise für die Beziehung und die Kinder, die Thomas Jefferson mit seiner Sklavin Sally Hemings hatte, für lebhafte Debatten über den Grad der Vermischung von Weißen und Schwarzen gesorgt (Gordon-Reed 1997). Im Folgenden gehe ich darauf ein, inwiefern *race* bei Larsen sowohl als Gespenst als auch als Spektrum fungiert.

Das Phänomen *passing*, das im Mittelpunkt von Nella Larsens zweitem Roman *Passing* steht, ist „a uniquely ‘American’ theme with its own literature“ (Bennett 1996: 37), und das nicht erst seit der Harlem Renaissance, als das Thema besonders im Schwange war. Der *tragic mulatto* bzw. die *tragic mulatta*, der/die zwischen der weißen und der schwarzen Welt steht und ein tragisches Ende findet, ist eine beliebte Figur dieses Genres. Reginald Watson geht sogar so weit zu argumentieren, „[t]he tragic mulatto image has dominated American literature in both the nineteenth and the twentieth centuries“ (Watson 2002: 48). Im Hinblick auf die Darstellung weiblicher schwarzer Charaktere war die *tragic mulatta* besonders attraktiv, wie Cheryl Wall schreibt:

Among the images black women presented in fiction before the Harlem Renaissance, the tragic mulatto was the least degrading and the most attractive, which partly explains its prominence in Jessie Fauset’s novels and in those of her predecessors dating back to Harriet Wilson and Frances Watkins Harper. (Wall 1995: 132)

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhundert wurde die *tragic mulatta* geradezu zum Idealbild der schwarzen Frau (Kaiser 1995: 98). Sowohl in *Quicksand* als auch in *Passing*, die beide in dieser Tradition stehen, spielt Larsen mit den Konventionen dieses Genres (McLendon 1995: 95). Sie entschied sich für diese literarische Tradition, da „the tragic mulatto was the only formulation historically available to portray educated middle-class black women in fiction“ (Wall 1995). Im Folgenden gehe ich näher darauf ein, wie Larsens Charaktere mit dem Leben auf der „color line“, an der Grenze zwischen der weißen und der schwarzen Welt, umgehen.

Nicht zufällig beginnt *Passing* in einer Situation, in der die Protagonistinnen Irene Redfield und Clare Kendry gerade die Möglichkeit des *passing* nutzen. Irene tut dies nur gelegentlich, wie etwa um sich an einem heißen Tag die Annehmlichkeit eines weißen Cafés zu gönnen. Clare dagegen hat sich für eine Existenz als Weiße entschieden. Sie hat einen reichen weißen Mann geheiratet und ist dadurch schwindelerregend schnell aufgestiegen. Dadurch hat sie sich jedoch aus mehreren Gründen in eine prekäre Lage gebracht, wie Jennifer DeVere Brody beschreibt:

Clare is not a member of the rising Black bourgeoisie nor was she ever a member of the aspiring middle-classes. She rose rapidly, readily ‘passed’ and in so doing surpassed Irene in terms of class and material wealth. Yet in shifting her class status, Clare maintains a clear sense of her prior identity. Her Gatsbyesque ascendance to the upper-echelons of white society is undercut by her patriotic [...] racial sympathies. She occupies an extremely precarious position. (Brody 1992: 1056)

Ähnlich wie Helga in *Quicksand* ist Clare ist also in mehrerer Hinsicht *queer*: zum einen im Hinblick auf *race*, da sie ihre Abstammung verbirgt, zum anderen bezogen auf Klasse, da sie ohne Übergang oder Vorbereitung aus einfachen Verhältnissen in die obere Mittelklasse überwechselte. Ihr weißer Ehemann John Bellew verfügt in hohem Maße über ökonomisches Kapital; wie sich im Lauf des Romans herausstellt, mangelt es ihm allerdings bisweilen an inkorporiertem kulturellem Kapital. Clare stört sich jedoch nicht an diesem Mangel, denn durch ihre Heirat vollzog sie gleichzeitig *racial passing* und *class passing*, wie man ihre Bewegung quer über das Klassenspektrum nennen könnte.

Zurück zur Eingangsszene von *Passing*, in der beide Arten von *passing* Hand in Hand gehen. Diese Szene, wie auch der Roman als Ganzes, wird aus Irenes Perspektive erzählt, was dem Erzählten eine Ambivalenz verleiht, die besonders gegen Schluss große Fragen aufwirft. Zu Beginn des Romans ist es August, „[a] brilliant day, hot, with a brutal staring sun“ (PS 146).

Irene, die wie Clare sehr hellhäutig ist, aber nicht ihr Leben als Weiße verbringt, entscheidet sich für eine Pause in einem vornehmen weißen Café. Als sie die weiße Umgebung betritt, ist es „like being wafted upward on a magic carpet to another world“ (PS 147). Nach einer Weile bemerkt sie, dass sie von einer Frau angestarrt wird. Zunächst erkennt Irene ihre alte Bekannte Clare nicht und fragt sich, ob die Frau herausgefunden hat, dass Irene zu Unrecht in dem weißen Cafe sitzt: „Did that woman, could that woman, somehow know that here before her very eyes on the roof of the Drayton sat a Negro? Absurd! Impossible!“ (PS 150). Irene hält es für ausgeschlossen, dass diese Frau sie aus einer schwarzen Umgebung kennen kann, weil sie aufgrund des weißen Kontexts alle Menschen in ihrer Umgebung für weiß hält. Außerdem hat Irene sowieso nur Verachtung dafür übrig, wie Weiße meinen, *race* feststellen zu können:

White people were so stupid about such things for all that they usually asserted that they were able to tell; and by the most ridiculous means, finger-nails, palms of hands, shapes of ears, teeth, and other equally silly rot. (PS 150)

Irene selbst ist ein Beispiel für einen Fall, in dem die Kategorisierungen versagen, denn Weiße „always took her for an Italian, a Spaniard, a Mexican, or a gipsy“ (PS 150). *Blackness* ist offensichtlich weniger eindeutig auszumachen, als meist angenommen wird. Es zeigt sich, dass *race* ein Spektrum ist, das zwischen den Polen weiß und schwarz aufgespannt wird und das unendlich viele Zwischentöne enthält. Dass *race* nicht eindeutig definierbar und abgrenzbar ist, ist spätestens seit der postmodernen Theoriebildung zum Allgemeinplatz geworden. Der Prozess, durch den ethnische Gruppen konstruiert werden, wird als *racialization* bezeichnet (Webster 1992). Im neunzehnten Jahrhundert war die *racialization* schon so ausgeprägt, dass man mit Hilfe von Gesetzen bis ins Detail festzulegen versuchte, bis zu welchem Anteil schwarzen Blutes eine Person als schwarz galt. Dass man solche Regelungen für nötig befand, zeigt, wie bewusst man sich der Unzuverlässigkeit äußerer Indikatoren von *race* (Gesichtszüge, Nase, Haare etc.) war. Paradoxerweise war *miscegenation* zugleich eine allgemein bekannte Tatsache und ein Tabu. Schon in der schwarzen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts wurden die Probleme bei der Klassifizierung von *race*, wie sie auch Nella Larsen andeutet, thematisiert.⁶⁰

⁶⁰ An Werken zum Thema *passing*, die vor der Harlem Renaissance geschrieben wurden, lassen sich anführen: William Wells Brown, *Clotel; or The President's Daughter* (1853), Frank Webb, *The Garies and Their Friends* (1857), France E. Harper, *Iola Lery; or Shadows Uplifted* (1892), Charles Chesnutt, *The Wife of His Youth and Other Stories of the Color Line* (1899) und *The House Behind the Cedars* (1900), Pauline Hopkins *Contending Forces: A Romance Illustrative of the Negro Life North and South* (1900), W.E.B. DuBois, *The Souls of Black Folk* (1903) sowie James Weldon Johnson, *The Autobiography of an Ex-Colored Man* (1912) (Bennett 1996: 37).

Ironischerweise – oder tragischerweise, wie man mit Blick auf das Ende des Romans sagen könnte – ist ausgerechnet Clares Ehemann John Bellew ein Mensch, der sich felsenfest auf diese Methoden zur Klassifizierung von *race* verlässt. Clares heller Teint hat offensichtlich ausgereicht, sie als „weiß“ erscheinen zu lassen. Dennoch finden sich an ihr Spuren ihrer schwarzen Abstammung, wie aus Johns scherzhaft gemeinter Bemerkung über seine Frau hervorgeht:

When we were first married, she was as white as – as – well as white as a lily. But I declare she’s gettin’ darker and darker. I tell her if she don’t look out, she’ll wake up one of these days and find she’s turned into a nigger. (PS 171)

Seine Frau nutzt den Scherz, um ihn zu fragen: „What difference would it make if, after all these years, you were to find out that I was one or two per cent coloured?“ (PS 171). Daraufhin brüstet sich John:

I know you’re no nigger, so it’s all right. You can get as black as you please as far as I’m concerned, since I know you’re no nigger. I draw the line at that. No niggers in my family. Never have been and never will be. (PS 171)

Diese Passage ist in zweifacher Hinsicht interessant. Sie belegt einerseits die Paradoxien bzw. das Scheitern der Klassifizierung von *race* und andererseits die Furcht seitens der Weißen, die durch Rassismus kompensiert wird. *Race* zeigt sich hier als Gespenst, vor dessen Anwesenheit man sich fürchtet, und das unbemerkt immer gegenwärtig ist.⁶¹ Da es keine Vermischung von Weißen und Schwarzen geben darf, ignoriert John so lange wie möglich – fast bis zum Ende des Romans – seine Zweifel am Weißsein seiner Frau. *Racial passing*, das Überschreiten bzw. Karikieren der „color line“, kann die auf rassistischen Grundlagen beruhende Gesellschaftsordnung ins Wanken bringen: „[t]ransformations create anxiety by undermining the knowledge and belief that is built upon those divisions“ (Cassuto 1997: 2). Wenn „Schwarze“ ohne Weiteres unbemerkt in weiße – und in der Regel *bessere* weiße – Kreise eindringen können, bedroht das die Grundfesten der Gesellschaft, und zwar nicht nur den Grundpfeiler *race*, sondern auch den Grundpfeiler Klasse, der gewissermaßen in *race* hineingebaut ist. Da *race* und Klasse sich gegenseitig definieren und stützen, ist Clares Changieren entlang des Klassenspektrums mindestens ebenso gefährlich wie *racial passing*.

⁶¹ Judith Butler zufolge ist sich John Bellew sehr wohl bewusst, dass seine Frau schwarz ist: „it appears that the uncertain border between black and white is precisely what he eroticizes, what he needs in order to make Clare into the exotic object to be dominated“ (Butler 1993: 172). Meines Erachtens ist diese These angesichts des Romanendes, als John wutentbrannt Clare mit ihrer schwarzen Herkunft konfrontieren will und damit indirekt ihren Tod verursacht, nicht überzeugend.

Neben den Reaktionen der Weißen auf *passing* beschreibt Larsen auch mögliche schwarze Reaktionen. Irene steht stellvertretend für die ablehnende Haltung, die häufig eingenommen wird. Auf Clares Frage, ob sie je über *passing* nachgedacht habe, sagt Irene:

“No. Why should I?” And so disdainful was her voice and manner that Clare’s face flushed and her eyes glinted. Irene hastened to add: “You see, Clare, I’ve everything I want. Except, perhaps, a little more money.” (PS 160)

Irene lässt Clare spüren, dass sie ihrer Meinung nach ihre schwarze Herkunft nicht nur verleugnet, sondern gewissermaßen sogar verkauft hat, nur um ihr Leben ein wenig angenehmer zu gestalten. Da Irene jedoch selbst auch sporadisch die Vorteile von *passing* genießt, klingt ihre Antwort wenig überzeugend, zumal sie sehr neugierig im Hinblick auf *passing* ist (PS 157). Es mag zunächst paradox erscheinen, dass sowohl Weiße als auch Schwarze⁶² ablehnend auf *passing* reagieren. Wenn man bedenkt, dass für beide Gruppen die durch *racialization* legitimierte und stabilisierte Gesellschaftsordnung auf dem Spiel steht, wird die Furcht verständlicher. Beide Gruppen tun sich schwer mit der Einsicht, dass die Kategorisierung von Individuen nach *race* höchst willkürlich und fehleranfällig ist.

Larsen zeigt in *Passing*, wie unzuverlässig die Kategorien zur Abgrenzung von *race* sind, kurz gesagt, dass „[a]ppearances... ha[ve] a way sometimes of not fitting facts“ (PS 156). Am Beispiel von Clare lässt sich studieren, dass *race* keineswegs so eindeutig ist wie zu Larsens Zeit und bisweilen auch heute noch angenommen wurde und wird. Abschließend ist es wichtig zu betonen, dass der Konstruktcharakter von *race* nicht bedeutet, dass *race* im Alltag keine Bedeutung besitzt. Im Gegenteil, wie zu Larsens Zeiten bestehen immer noch enge Zusammenhänge zwischen *race* und Klasse, auch wenn schon seit den 1970er Jahren über „the declining significance of race“ gegenüber Klasse debattiert wird (Wilson 1978). Durch die Betonung der Willkürlichkeit von Zuordnungen nach *race*, wie sie in *Passing* vorgenommen wird, geht Larsen hart mit der sie umgebenden rassistischen, segregierten Gesellschaft ins Gericht, in der eine Fiktion wie *race* über die Verteilung von Lebenschancen entscheidet.

⁶² Es muss betont werden, dass *passing* unter Schwarzen nicht durchgängig als negativ angesehen wurde. Mary Condé führt als Beispiele für eine zumindest neutrale Einstellung gegenüber *passing* engagierte KämpferInnen im Kampf für mehr Gleichberechtigung wie etwa Mary Church Terrell an, die nichts gegen *passing* einzuwenden hatte, weil sie es als die einzige Möglichkeit ansah, willkürliche, ungerechte Gesetze zu unterlaufen (Condé 1994: 94-95).

3.4.3 Klasse als Spektrum und Gespenst

Im Folgenden werde ich erläutern, inwiefern Klasse in *Quicksand* und *Passing* als Spektrum und Gespenst fungiert, und inwiefern dies mit *race*, *gender* und Sexualität zusammenhängt. In dem vorangegangenen Abschnitt über *race* wurde schon angedeutet, dass *race* und Klasse insofern eng zusammenhängen, als im Zuge von *racial passing* meist zugleich *class passing* quer über das Spektrum sozialer Klassen stattfindet. Während dieses Vorgangs können sich Gloria Anzaldúas *Borderlands*, in denen „people of different races occupy the same territory, where under, lower, middle and upper classes touch“ (Anzaldúa 1987) materialisieren. Sowohl Helga in *Quicksand* als auch Clare in *Passing* können insofern als *queer* bezeichnet werden, als sie sich in diesen *Borderlands* zwischen verschiedenen Klassen bewegen.

Klasse kann auch als Gespenst fungieren. In *Quicksand* und *Passing* lässt sich dies z. B. anhand von Südstaatlern, die in den Norden gezogen sind, zeigen. Diese Schwarzen aus den unteren Schichten erschienen sowohl den etablierten Weißen als auch den Schwarzen im Norden als „dangerous classes“, die die angestammte Ordnung durcheinander bringen. Wie gespannt das Verhältnis zwischen etablierten Schwarzen aus der Mittel- und Oberklasse und den mittellosen Zuzüglern war, spiegelt sich nicht nur in Nella Larsens Texten, sondern auch in Dorothy Wests *The Living Is Easy* (s. Kapitel 4) wider. Daneben fungiert Klasse in einer weiteren Hinsicht als Gespenst, und zwar in Verbindung mit Sexualität. Je nach gesellschaftlichem Kontext werden dem Gespenst der unteren Klassen verschiedene Züge zugeschrieben. Ein verbreitetes Stereotyp besagt, dass die unteren Klassen ein unmittelbareres, freieres Verhältnis zur Sexualität pflegen als die mittleren und oberen Schichten. Jeffrey Weeks beschreibt in *Sex, Politics & Society* für das neunzehnte Jahrhundert, welches Bild die Mittelklasse von der Arbeiterklasse hatte und welche Maßnahmen sie ihr zu ihrer Kultivierung angedeihen lassen wollte: „The trend towards a form of social colonisation was accentuated throughout the nineteenth century by the perceived otherness of the working class, condemned, it was believed, to sexual rampancy and immorality, and often even physically different from the more leisured classes“ (Weeks 1993: 32-33). In den USA wird dieser Zusammenhang von Klasse und Sexualität noch durch *race* verkompliziert: „As with all the other determinants of modernity, the normalization of sexuality began with a dualistic division. Whites were rational, moral, and controlled, whereas blacks were emotional, amoral and driven by their instincts“ (El-Tayeb 1999: 154). Die Ansicht aus Kolonialzeiten, Schwarze seien primitiver und animalischer als Weiße, wirkt sich heutzutage so aus, dass Schwarzen immer noch ein ungezwungeneres Verhältnis zur Sexualität unterstellt wird als Weißen. In

diesem Kontext entstehen traditionell besonders Furcht einflößende Gespenster wie etwa zu Zeiten der Sklaverei das Klischee der Sklavin, die ihren Herren verführt, oder heutzutage das Stereotyp des schwarzen Vergewaltigers. Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, inwiefern Klasse in *Quicksand* und *Passing* als Spektrum und Gespenst fungiert.

Das Thema Klasse zieht sich in mehrerer Hinsicht wie ein roter Faden durch *Quicksand* hindurch. Erstens vertritt die Protagonistin, Helga Crane, eine materialistische Lebensauffassung, die sich z. B. in ihrer Vorliebe für schöne Produkte niederschlägt: „All her life Helga Crane had loved and longed for nice things“ (QS 6). Durch ihre Vorliebe für schöne Dinge unterscheidet sie sich von der Umgebung an der Schule, an der sie unterrichtet, und fällt unangenehm auf: „Clothes had been one of her difficulties in Naxos. Helga Crane loved clothes, elaborate ones. Nevertheless, she had tried not to offend“ (QS 18). Wie Kimberley Roberts bemerkt, zeigt Helga sich in dieser Vorliebe für Mode als Teil einer sich etablierenden schwarzen Käuferschicht: „Perhaps the most noticeable aspect of the 1920’s black consumer culture detailed by McKay and Larsen is the world of fashion - a world where color counts and where the exotic is easily fetishized“ (Roberts 1997a:109). Dass Farbe in der Mode eine wichtige Rolle spielte, trifft für *Quicksand* zu. Im Gegensatz zu ihrer Umgebung, in der meist gedeckte Farben getragen werden, ist Helga überzeugt, dass „bright colors were fitting and that dark-complexioned people should wear yellow, green, and red“ (QS 18). Helga ist es wichtig, sich so schön wie möglich zu machen, und zwar nicht nur durch Kleidung, sondern auch durch Kosmetik. Insofern ist sie ein typisches Kind ihrer Zeit, der 1920er Jahre, als Kosmetikartikel erstmals zu Massenprodukten wurden: „[Larsen’s] protagonists are best understood as consumers of a racialized beauty culture that, paradoxically, both integrates and isolates women of color“ (Lutes 2002: 77-78). Dass farbige Frauen durch die neue Schönheitskultur sowohl integriert als auch isoliert wurden, lag an der traditionellen Gleichsetzung von Schönheit und *whiteness*, die jedoch durch die Entstehung eines auf farbige Frauen zugeschnittenen Kosmetikmarkts immer mehr in Frage gestellt wurde.

Klasse spielt in *Quicksand* auch noch in einer weiteren Weise eine Rolle, nämlich im Hinblick auf Klassenunterschiede innerhalb der *black community*. Zu Beginn des Romans ist Helga mit James Vayle verlobt, der aus einer traditionsreichen, wohlhabenden schwarzen Familie stammt. Sie dagegen hat keine Familie, die sie vorzeigen könnte, und muss feststellen, dass es unter Schwarzen ein ebenso starkes Klassenbewusstsein und Abgrenzungsbedürfnis gibt wie unter Weißen: „Negro society, she had learned, was as complicated and rigid in its ramifications as the highest strata of white society“ (QS 43). Das Fehlen eines respektablen

Familienhintergrunds stellt sich als unüberwindliches Problem für die Angehörigen ihres Verlobten heraus:

The family of James Vayle [...] had never liked the engagement, had never liked Helga Crane. Her own lack of family disconcerted them. No family. That was the crux of the whole matter. (QS 43)

Helga bleibt also in den besseren schwarzen Kreisen, aus denen ihr Verlobter James stammt, ein Fremdkörper. Durch das Fehlen einer Familie wird Helga suspekt, gewissermaßen *queer*, wenn man *queer* im Sinne der weiter oben aufgeführten Bedeutung „suspicious, shady“ versteht. Wie das obige Zitat über die schwarze Oberklasse zeigt, ist Larsens Bild von *race*, Klasse und den Zusammenhängen zwischen beiden Aspekten komplex und differenziert. Klassenzugehörigkeit lässt sich bei ihr nicht nach einem simplen schwarz-weiß-Schema - z. B. nach *race* - einteilen; vielmehr behandelt sie auch solch heikle Themen wie Klassenunterschiede innerhalb der schwarzen *community*.

Die geplante und schließlich doch nicht zustande kommende Ehe mit James Vayle ist für Helga auch noch aus einem weiteren Grund problematisch, der nichts mit Familiendünkel, aber indirekt ebenfalls mit Klasse zu tun hat. Wie ich weiter oben argumentiert habe, könnte es an Helgas spektraler Sexualität liegen, dass sie in keiner ihrer Beziehungen mit Männern glücklich wird. Wenn dem so ist, was macht es ihr so schwer, ja unmöglich, dies zu erkennen? Da ist zunächst die heteronormative Gesellschaftsordnung, deren „ideology of heterosexual romance“ (Rich 1980: 645) es für Frauen selbstverständlich erscheinen lässt, ihre Existenzsicherung von vorneherein in der Ehe zu suchen. Im Hinblick auf schwarze Frauen kommt noch hinzu, dass sie, wie in der Einleitung angedeutet, mit besonderen Stereotypen zu kämpfen hatten und nach wie vor haben. Eines dieser Stereotype besagt, schwarze Frauen seien „oversexed“, „licentious“, und unmoralisch (Barnett 1995: 580: 578). In der Rezeption von Larsens Texten haben sich diese Stereotype teilweise niedergeschlagen, so etwa, wenn Hiroko Sato schreibt, Helgas Verhängnis liege in ihrer Sexualität begründet (Sato 1972: 84). Für Angehörige der schwarzen Mittelklasse führte dieses Stereotyp der sexhungrigen schwarzen Frau dazu, dass man das Thema Sexualität so weit wie möglich vermied. *Passing* beispielsweise wurde dafür kritisiert, dass die Protagonistinnen geradezu „desexualized“ seien (Barnett 1995: 580). Schon zu Larsens Zeit während der Harlem Renaissance wurde unter SchriftstellerInnen kontrovers diskutiert, wie mit dem Thema umgegangen werden sollte (McDowell 1995b: 143). Vashti Crutcher Lewis fasst das Dilemma von Frauen in der schwarzen Mittel- und Oberklasse folgendermaßen zusammen: „Black women often live in fear of being either aloof genteel snobs or exotic sensual beings that American popular culture sug-

gests they are“ (Lewis 1990: 37). Wie Claudia Tate beschreibt, hielt man sich in dieser Schicht aus der Sehnsucht nach Respektabilität heraus seit jeher besonders eng an gesellschaftliche Normen:

[L]ate-nineteenth-century black as well as white people were well aware of the social value invested in marriage as a sign of meritorious citizenship. Both groups staunchly sanctioned civil marriage as the vehicle for promoting family stability, social progress, and respectability; indeed, marriage was the sanctioned sign of civilization. Black people in particular regarded marriage as an important index of their propensity for civilization and as incontestable evidence for their moral commitment to social progress. (Tate 1992: 91-92)

Die Ehe stellt also für Schwarze einen besonders wichtigen Gradmesser für Respektabilität dar, weswegen auch Helga mehrere Anläufe in diese Richtung unternimmt, auch wenn sie durch Signale ihres Körpers bemerken könnte, dass ihr Beziehungen mit Männern im Grunde nicht liegen. Aufgrund des starken Drucks gesellschaftlicher Normen waren Abweichungen von Heteronormativität unter Schwarzen traditionell noch problematischer als für Weiße. Ein Paradebeispiel dafür aus Larsens Zeit ist W.E.B. DuBois' Kritik an Claude McKays *Home to Harlem* (1928), in dem McKay unter anderem homosexuelle Nachtclubs beschreibt:

McKay has set out to cater for that prurient demand on the part of white folks for a portrayal in Negroes of [...] utter licentiousness. [...] He has used every art and emphasis to paint drunkenness, fighting, lascivious sexual promiscuity and utter absence of restraint in as bold and bright colors as he can. (Nero 1997: 1979)

Selbst in der Gegenwart ist diese ablehnende Haltung gegenüber Homosexualität noch weit verbreitet, wie die Debatte über lesbische Sexualität in Alice Walkers *The Color Purple* (1982) gezeigt hat.

DuBois' Formulierungen in seiner Kritik an McKay („drunkenness, fighting, lascivious sexual promiscuity and utter absence of restraint“) lassen erkennen, dass es neben Homosexualität noch einen weiteren als problematisch angesehenen Zusammenhang von Klasse, *race* und Sexualität gibt, der insbesondere die Unterschicht betrifft. In der Mittelklasse werden Sinnlichkeit und spektrale Sexualität als bedrohliche Gespenster gesehen, die sich in den unteren Klassen materialisieren. Pierre Bourdieu belegt in *Die feinen Unterschiede*, dass die unteren Klassen stärker als die oberen mit Körperlichkeit assoziiert werden. Während die unteren Klassen also auf ökonomisches und soziales Kapital verzichten müssen, haben sie größere Freiheit im Hinblick auf Sexualität (Bourdieu 1984: 424). Michel Foucault argumentiert in *Die Geschichte der Sexualität* in eine ähnliche Richtung, wenn er die Entstehung der bürgerli-

chen Sexualität im achtzehnten Jahrhundert beschreibt und von „class sexualities“ spricht, die sich nach Gesellschaftsschicht unterscheiden lassen (Foucault 1990: 127). Eine Ausprägung dieser „class sexualities“ auf der Ebene der Mittel- und Oberklasse ist das Konzept „ladyhood“. Es stellte Frauen auf ein Podest und entrückte sie so dem alltäglichen Leben; sie sollten tugendhaft, religiös, unterwürfig und stets um das Wohl ihrer Familie besorgt sein, dies alles aber nur im Rahmen des Hauses (Welter 1966: 152). In *Quicksand* erklärt eine Miss MacGooden, bei der Helga zeitweilig arbeitet und die selbst eine Dame ist, was „ladyhood“ alles beinhaltet. Unter anderem werden Frauen zu einer fast asexuellen Existenz gezwungen, selbst wenn sie heiraten:

Miss MacGooden, humorless, prim, ugly, with a face liked dried leather, prided herself on being a “lady” from one of the best families [...]. She was therefore, Helga Crane reflected, perhaps unable to perceive that the inducement to act like a lady, her own acrimonious example, was slight [sic], if not altogether negative. And thinking on Miss MacGooden’s “ladyhood,” Helga grinned a little [...]. There were, so she had been given to understand, things in the matrimonial state that were of necessity entirely too repulsive for a lady of delicate and sensitive nature to submit to. (QS 12)

Helga, die durchgängig als sehr sinnlich beschrieben wird, ist angesichts solcher Aussichten wenig begeistert von „ladyhood“. Unter ihren Freunden in New York, die alle der oberen Mittelklasse angehören, finden sich weitere Illustrationen für den restriktiven Umgang mit Sexualität. Anne, eine ihrer Freundinnen, wird als eine Art Madonna dargestellt:

Anne Grey [...] was, as Helga expressed it, „almost too good to be true.“ Thirty, maybe, brownly beautiful, she had the face of a golden Madonna [...]. Her manners were as agreeably gentle as her own soft name. (QS 45)

Anne entspricht also im Gegensatz zu Helga Miss MacGoodens Vorstellungen von „ladyhood“. Genau wie Miss MacGooden ist es Annes Ziel, ihre Sexualität unter Kontrolle zu halten und damit die äußere Form zu wahren. Ironischerweise, oder vielleicht tragischerweise, heiratet sie Robert Anderson, in den Helga zu Beginn des Romans verliebt war. Die besondere Ironie dieser Verbindung liegt darin, dass in der Beziehung von Anne und Robert wesentlich weniger Sinnlichkeit angelegt ist als zwischen Robert und Helga, und dass Anne diesen Umstand auch noch positiv bewertet:

Anne knew [...] that though she herself was lovely – more beautiful than Helga – and interesting, with her he had not to struggle against the nameless and to him shameless impulse, that sheer delight, which ran through his nerves at mere proximity to Helga. (QS 95)

Anne bildet im Hinblick auf Sinnlichkeit also den Gegenpol zu Helga. Aber obwohl Larsen sich mit der Figur Helgas bemüht, eine weibliche Angehörige der schwarzen Mittelklasse zu entwerfen, die sich nicht den gängigen Normen unterwirft, wird der Erfolg seitens der Literaturkritik z. T. in Zweifel gezogen: „Even while Larsen wished to explore her heroine Helga Crane’s sexuality, she was compelled, in order to avoid primitivist stereotypes, to make Helga a model of chastity and education, a person who never uses dialect, who disapproves of nightclubs, dance, and promiscuity, and who finds it natural to use phrases such as ‘Thanks awfully’ to her fellow teachers in Naxos, Mississippi“ (Gray 1994: 257).

Die namenlosen Impulse, die sich bei Helga nur bedingt zeigen dürfen, finden sich in *Quicksand* an zwei Orten: unter religiösen Südstaatlern aus den unteren Schichten und in Bars bzw. Nachtclubs, in denen laszive Musik gespielt wird. Zunächst gehe ich auf die Südstaatler ein. Sie und Helga haben eines gemeinsam, nämlich ihre Sinnlichkeit. Diese Sinnlichkeit muss nicht unbedingt sexueller Natur sein, sondern kann auch auf andere Gebiete umgeleitet werden, wie sich an dem einer Orgie ähnelnden Bekehrungsgottesdienst zeigt, in dem Helga zusammenbricht und ihren späteren Ehemann kennen lernt. Die Gottesdienstbesucher geraten gemeinsam in Ekstase:⁶³

Men and women were swaying and clapping their hands, shouting and stamping their feet to the frankly irreverent melody of the song. Without warning the woman beside at her side threw off her hat, leaped to her feet, waved her arms long, and shouted shrilly: “Glory! Hallelujah!” and then, in wild ecstatic fury jumped up and down before Helga clutching at the girl’s soaked coat, and screamed: “Come to Jesus, you pore los’ sinner!” (QS 112)

Helga hält den Gottesdienst zunächst für eine „weird orgy“ (QS 113), dann jedoch lässt sie sich von der aufgeheizten Atmosphäre anstecken: „she felt herself possessed by the same madness; she too felt a brutal desire to shout and to sling herself about“ (QS 113). Schließlich erleidet sie einen Schwächeanfall, der dadurch verursacht wird, dass sie einen Tag lang nichts gegessen hatte. Von der sie umgebenden Menge wird ihr Fallen jedoch anders – religiös – interpretiert, und auch Helga kommt schließlich zu dieser Deutung: „in that moment, she was lost – or saved“ (QS 113). Bedenkt man das Ende des Romans, erscheint „lost“ zutreffender als „saved“; Helga sieht das in diesem Moment jedoch anders.

⁶³ Die Kirche, die Helga besucht, ist eine „storefront church“. Über diese Kirchen herrschten in schwarzen Kreisen geteilte Meinungen, wie Mary Esteve schreibt: „Members of Harlem’s talented and capitalizing tenth were less than enthusiastic over the African-American Christian cults and their storefront churches“. Man kritisierte das „promiscuous crowding together“ dieser zahlreichen Kirchen, die als „excess churches“ bezeichnet wurden, eine Bezeichnung, die durchaus der Schilderung des Gottesdienstes in *Quicksand* entspricht (Esteve 1997: 280).

Nach dem Gottesdienst geleitet der Prediger, Reverend Pleasant Green, die verwirrte Helga heim, was für Helga einschneidende Konsequenzen haben wird:

And so in the confusion of seductive repentance Helga Crane was married to the grandiloquent Reverend Mr. Pleasant Green, that rattish yellow man who had so kindly, so unctuously, proffered his escort to her hotel on the memorable night of her conversion. With him she willingly, even eagerly, left the sins and temptations of New York behind her to, as he put it, "labor in the vineyard of the Lord" in the tiny Alabama town where he was pastor to a scattered and primitive flock. And were she, as the wife of the preacher, was a person of relative importance. Only relative. (QS 118)

In diesem Absatz ist der weitere Handlungsverlauf schon angedeutet. Nachdem Helga in dem kleinen Ort in Alabama eingetroffen ist, muss sie feststellen, dass Welten zwischen ihr und der dortigen Bevölkerung liegen. Über allem weht „[a] bleak air of poverty“ (QS 119). Zunächst ist Helga entschlossen, dagegen anzukämpfen, indem sie Kinder und Frauen unterrichtet. Das Resultat ist, dass die einheimischen Frauen hinter ihrem Rücken beginnen, den „pore Reve'end“ zu bedauern, der mit „dat uppity, meddlin' No'the'nah“ als Frau zurechtkommen muss (QS 119). Hier zeigen sich deutlich die Klassenunterschiede zwischen Helga, die durch ihre Ausbildung zur Lehrerin immerhin zeitweilig zur schwarzen Mittelklasse gehörte, und der armen schwarzen Landbevölkerung. Verschärft wird der Gegensatz dadurch, dass Helga ironischerweise als „Northerner“ gilt, obwohl sie selbst ursprünglich auch aus dem Süden stammt. Es zeigen sich also deutliche Differenzen zwischen Helga und den anderen Südstaatlern. Mit der Zeit muss Helga feststellen, dass die Sinnlichkeit, die sich in dem Gottesdienst gezeigt hatte und von der sie überwältigt wurde, auf das Religiöse beschränkt ist. Es ist tragisch, dass die gebildete Helga mit ihrer spektralen Sexualität ausgerechnet im ländlichen, religiösen, konservativen Süden endet, wo ihr nur geraten wird, sie solle „trust the Lord more fully“ (QS 124), wenn sie dem Zusammenbruch nahe ist.

Der zweite Ort in *Quicksand*, an dem eine Verbindung zwischen den unteren Klassen und Sinnlichkeit existiert, sind die Bars und Nachtclubs in Harlem. Diese Bars waren zwar auch südlich geprägt, was die Musik, Blues und Jazz, angeht; dieses Milieu ist allerdings weit weniger konservativ als das, in das Helga einheiratet. Der Blues ist ein Schlüsselement bei der Erklärung des Zusammenhangs zwischen Sinnlichkeit, Sexualität und den unteren Klassen, da er all diese Elemente in sich vereinigt. Sein Ursprung liegt in den armen, ländlichen, schwarzen Regionen des Südens, was ihn neben Gospels und *slave narratives* zu einem der Syn-

onyme traditioneller, authentischer schwarzer Kultur hat werden lassen.⁶⁴ Traditionellerweise wurde er als „the devil’s music“, also als Gegenpol zu den Gospels und Spirituals, gesehen. Diese Bezeichnung lässt sich unter anderem darauf zurückführen, dass Liebe bzw. ihr Scheitern ein häufiges Thema in Blues-Texten ist. Darüber hinaus finden sich in Blues-Texten häufig Anspielungen auf Homosexualität. Während der 1920er und 30er Jahre gab es in Harlem eine lebhaft homosexuelle Szene. Diese lässt sich zum einen unter Intellektuellen verorten, die ungehindert von bürgerlichen Werten im Hinblick auf Sexualität lebten. Beispiele hierfür sind Langston Hughes, Alain Locke, Claude McKay, oder Wallace Thurmann. Außerdem gehörten viele Entertainer und SängerInnen dazu, unter anderem die Blues-Sängerinnen Ma Rainey, George Hannah und Bessie Smith. George Hannah nahm in ihren Liedern kein Blatt vor den Mund: „I know women that don’t like men.// The way they do is a crying sin.// It’s dirty but good, oh yes, it’s dirty but good“ (Faderman 1991: 78).⁶⁵

Keine von Larsens Protagonistinnen kann ihre spektrale Sexualität je so offen ausleben, wie es dieser Liedtext nahe legt. Die Blues-Sängerinnen verfügten über größere sexuelle Freiheiten als Frauen der Mittelklasse, weil ihrer Musik von vorneherein der Makel der Unterklasse anhaftete. Dazu kam noch, dass Schwarzen und damit auch schwarzer Musik primitive, fast schon animalische Qualitäten zugeschrieben wurden, wie sie beispielsweise in den bekannten Darstellungen der Tänzerin Josephine Baker im Bananenröckchen zum Ausdruck kommen. Diese Stereotype fanden Eingang in eine Szene in *Quicksand*, in der Helga eine Bar besucht. Die Atmosphäre dort ist sexuell aufgeladen:

They danced, ambling lazily to a crooning melody, or violently twisting their bodies, like whirling leaves, to a sudden streaming rhythm, or shaking themselves ecstatically to a thumping of unseen tomtoms. (QS 59)

Zunächst fühlt sich Helga durchaus wohl, und sie lässt sich gehen: „She was drugged, lifted, sustained, by the extraordinary music, blown out, ripped out, beaten out, by the joyous, wild, murky orchestra“ (QS 59). Sobald die Musik aufhört, gewinnt jedoch wieder die Seite in ihr die Oberhand, die sich an die Normen der Mittelklasse angepasst hat:

⁶⁴ Selbst in Texten, die stark von poststrukturalistischen Ideen beeinflusst sind wie Houston Bakers *Blues, Ideology and Afro-American Literature* spielt der Verweis auf den Blues noch eine zentrale Rolle: „The material conditions of slavery in the United States and the rhythms of Afro-American blues combined and emerged from my revised materialistic perspective as an ancestral matrix that has produced a forceful and indigenous American creativity“ (Baker 1984: 2).

⁶⁵ Dorothea Löffermann legt in ihrem Artikel „Looking for Harlem: (Re)Konstruktionen Harlems als ‚queer Mecca‘, 1925-1995“ dar, inwiefern Harlem als *queer space* fungierte und beschreibt unter anderem zwei „Ikonen eines *queer Harlem*“ der 1920er Jahre, den Autor Bruce Nugent und die Entertainerin Gladys Bentley, die beide ihre Bi- bzw. Homosexualität offen auslebten (Löffermann 2001: 57).

a shameful certainty that not only had she been in the jungle, but that she had enjoyed it, began to taunt her. She hardened her determination to get away. She wasn't, she told herself, a jungle creature. (QS 59)

Helgas Bedürfnis nach Distanzierung ist typisch für die schwarze Mittelklasse, die alles dafür tat, weiße stereotype Vorstellungen über Schwarze durch die eigene Existenz zu widerlegen, und sich daher häufig von allem Schwarzen distanzierte. Obwohl in *Quicksand* auf den ersten Blick vor allem *race* und *gender* eine Rolle zu spielen scheinen, hoffe ich gezeigt zu haben, dass Klasse ebenso wichtig und in vielen Fällen untrennbar von den anderen beiden Faktoren ist.

Auch in *Passing*, Larsens zweitem Roman, spielt das Thema Klasse eine große Rolle, auch wenn auf den ersten Blick *race* im Vordergrund zu stehen scheint. *Racial passing* ist jedoch ein Phänomen, das in der Regel Hand in Hand geht mit einer Veränderung im Hinblick auf Klasse, gewissermaßen also mit *class passing*. Die Figur in *Passing*, die am stärksten Grenzen von Klassen, *race* und sexueller Orientierung in Frage stellt, ist Clare. Sie stammt aus einfachen Verhältnissen – ihr Vater war Hausmeister (PS 236) –, und ist durch ihre Ehe mit John Bellew, einem Weißen, inzwischen so wohlhabend, dass sie zwischen Europa und den USA pendeln kann. Nicht einmal ihr Ehemann kennt ihre schwarze Abstammung, was am Ende des Romans durch eine Verkettung unglücklicher Umstände zu Clares Tod führen wird. Die Hauptpersonen des Romans, Clare Kendry und Irene Redfield, sind beide sehr hellhäutig, gehören zur oberen Mittelklasse und haben keine materiellen Sorgen. Der einzige Unterschied ist, dass Irene in ihrer gewohnten schwarzen Umgebung lebt, während Clare sich für permanentes *passing* entschieden hat. Als Irene zu Beginn des Romans in einem weißen Cafe sitzt und, wie sie es gelegentlich tut, die Möglichkeit des *passing* nutzt, ist sie beispielsweise mit Überlegungen zu der Frage beschäftigt, welches Kleid sie zum Bridgespielen am Abend anziehen soll (PS 149). Für Clare brachte ihre Entscheidung für *passing* ein Leben zwischen Europa und den USA ohne Geldsorgen mit sich, wie sie ihren Freundinnen beim Tee erzählt:

Her talk was of the change that Chicago presented to her after a long absence in European cities. Yes, she said in reply to some question from Gertrude, she'd been back to America a time or two, but only as far as New York and Philadelphia, and once she had spent a few days in Washington. John Bellew, who, it appeared, was some sort of international banking agent, hadn't particularly wanted her to come with him on this trip, but as soon as she had learned that it would possibly take him as far as Chicago, she made up her mind to come anyway. (PS 166)

Clare bestand deswegen darauf, ihren Mann bei der Reise nach Chicago zu begleiten, weil sie nicht zu Unrecht gehofft hatte, alte Bekannte wie Irene zu treffen. Bei einem ihrer Treffen kommt eine Unterhaltung über *passing* auf, bei der nicht zufällig Geld eine zentrale Rolle

spielt. Irene verneint Clares Frage, ob sie jemals an *passing* gedacht habe, und ergänzt: „You see, Clare, I’ve everything I want. Except, perhaps, a little more money“ (PS 160). Clare reagiert darauf folgendermaßen:

At that Clare laughed, her spark of anger vanished as quickly as it had appeared. “Of course,” she declared, “that’s what everybody wants, just a little more money, even the people who have it. And I must say I don’t blame them. Money’s awfully nice to have. In fact, all things considered, I think, ‘Rene, that it’s even worth the price.” (PS 160)

Irene ist nicht überzeugt („Her reason partly agreed, her instinct wholly rebelled“, PS 161), vor allem, weil „the price“ für *passing* sehr hoch ist: der völlige Abbruch von Beziehungen zur früheren Umgebung und die ständige Gefahr, entdeckt zu werden. Für Clare heißt dies auch, dass sie außer der Tochter, die sie schon hat, keine weiteren Kinder bekommen will, weil die Gefahr, ein dunkelhäutiges Kind zu bekommen, zu groß ist.⁶⁶ Ihre schwarze Abstammung ist also als im Hintergrund lauende Gefahr immer präsent. Clare ist sich bewusst, dass sie gefährlich lebt, „[s]tepping always on the edge of danger“ (PS 143).

Clare stellt nicht nur für sich, sondern auch für andere eine Bedrohung dar. Aus Irenes Sicht ist Clare eine Bedrohung für ihre Ehe, und obwohl Clare zwischenzeitlich wieder aus Chicago abgereist ist, verfolgt Irene „the shunned fancy that, though absent, Clare Kendry was still present, that she was close“ (PS 224). Clare hat also in mehrfacher gespensterhafte Qualitäten: sie verfolgt Menschen, und sie huscht wie ein Phantom zwischen der weißen und der schwarzen Welt hin und her, ohne sich einer von beiden jemals völlig zugehörig zu fühlen. Dieses Tänzeln auf den verschiedenen Seiten der *color line* wird ihr schließlich zum Verhängnis. Sie besucht gerade zusammen mit Irene eine Party im schwarzen Milieu, als ihr Ehemann hereinstürmt, der Clare mit seiner gerade gewonnenen Erkenntnis konfrontieren will, dass sie „schwarz“ ist. Doch noch bevor es zu einer Auseinandersetzung zwischen Clare und ihrem Mann kommen kann, stürzt sie aus einem geöffneten Fenster und stirbt. Dieses Ende hat zu kontroversen Diskussionen geführt, denn der Text lässt sich dahingehend interpretie-

⁶⁶ Selbst Frauen, die nicht als Weiße leben, fürchten dunkelhäutige Kinder, so etwa Gertrude, die über eine Unterhaltung mit ihrem Ehemann über dieses Thema berichtet: „It’s awful the way it skips one generation and then pops out. Why, he actually said he didn’t care what colour it turned out, if I would only stop worrying about it. But, of course, nobody wants a dark child“ (PS 168). Der Grund für diese Haltung ist der schon mehrfach erwähnte Zusammenhang zwischen Teint und Klasse, aufgrund dessen Dunkelhäutige, selbst wenn sie in die besseren Kreisen geboren wurden, diskriminiert werden.

ren, dass Irene Clare einen Stoß versetze, weil sie befürchtete, Clare könnte ihr den Ehemann rauben, wenn sie erst von John Bellew getrennt wäre.⁶⁷

Passing endet also ebenso wie *Quicksand* tragisch, was auf das beiden Romanen zugrunde liegenden Motiv der *tragic mulatta* zurückgeführt werden könnte. Mary F. Sisney, die Larsens Romane als „black novels of manners“ begreift, geht gar so weit zu argumentieren, in beiden Texten finde „punishment for a woman ‘out of place’“ statt (Sisney 1990: 177). Dass sowohl Helga in *Quicksand* als auch Clare in *Passing* „out of place“ sind, steht außer Frage. Beide können als *queer* bezeichnet werden, da sie Grenzen im Hinblick auf Klasse, *race* und Sexualität in Frage stellen. Am deutlichsten wird dies bei Clare, die *race* als „strong boundary“ im Sinne Lamonts außer Kraft gesetzt und sich quer über das Klassenspektrum bewegt hat. Auch die Anspielungen auf Homosexualität sind im Hinblick auf Clare am deutlichsten. Die einschneidendste Veränderung jedoch, die letztlich zum tragischen Ausgang des Romans führt, findet im Hinblick auf Klasse statt, nämlich der soziale Aufstieg durch *passing* und die dadurch ermöglichte Heirat mit einem wohlhabenden Weißen. Auch bei Helga in *Quicksand* ist es der Aspekt Klasse, der das Romanende besonders tragisch erscheinen lässt. Sie, die früher als Lehrerin ein eigenständiges Leben führte und sich zwischenzeitlich in den besseren schwarzen Kreisen Harlem bewegte, endet als unglückliche Frau eines Baptistenpredigers im armen, ländlichen Süden. Wie ich argumentiert habe, ist Klasse also keineswegs vernachlässigbar gegenüber den Faktoren *race*, *gender* und Sexualität, die häufiger in den Mittelpunkt gestellt werden. Es soll jedoch keineswegs für eine einseitige Fokussierung auf Klasse plädiert werden, da, wie ich versucht habe zu zeigen, die anderen genannten Aspekte integrale Bestandteile von Klasse sind. Gerade diese Multidimensionalität in der Darstellung von Klasse macht eine Analyse von Larsens *Quicksand* und *Passing* so lohnenswert.

⁶⁷ Die Schlusszene ist, wie der Roman als Ganzes, aus der Sicht von Irene erzählt. Im Fall dieser Szene führt diese Perspektive zu unauflösbaren Ambivalenzen im Hinblick auf die Ursache von Clares Sturz: „It was [Clare’s] smile that maddened Irene. [...] She couldn’t have Clare Kendry cast aside by Bellew. She couldn’t have her free. Before them stood John Bellew, speechless now in his hurt and anger. [...] What happened next, Irene Redfield never afterwards allowed herself to remember. Never clearly. One moment Clare had been there, a vital glowing thing, like a flame of red and gold. The next she was gone“ (PS 239).

4 Gender in der schwarzen Mittel- und Oberklasse in Dorothy Wests *The Living Is Easy*

Wie schon in der Einleitung dargelegt, ruft die Verbindung der Begriffe *race* und Klasse in den USA in der Regel Assoziationen mit der so genannten *black underclass* hervor. In diesem Kapitel zu Dorothy West soll gezeigt werden, dass die Realität weitaus vielschichtiger ist, ja dass sogar innerhalb der schwarzen Bevölkerung komplizierte Mechanismen zur Herstellung und Markierung von internen Klassenunterschieden existieren. Dorothy West ist eine der weniger bekannten SchriftstellerInnen der Harlem Renaissance; wenn ein Text von ihr behandelt wird, dann ist es meist ihr Roman *The Living Is Easy* (1948). Der Roman zeichnet das Leben einer Frau in den besseren schwarzen Kreisen Bostons nach. Das Sujet ist ungewöhnlich für einen Roman aus den 1940er Jahren, da die traditionell zurückgezogen lebende schwarze Oberklasse erst seit wenigen Jahren verstärkt von der Öffentlichkeit wahrgenommen wird.⁶⁸ Man täte Dorothy West jedoch Unrecht, wenn man sie als nur als Sprachrohr der schwarzen Mittelklasse betrachten würde, was anhand ihrer Kurzgeschichten aus den Zwanziger und Dreißiger Jahren belegt wird. Zunächst soll aber die Autorin und die Stadt Boston, die eine wichtige Rolle in *The Living Is Easy* spielt, vorgestellt werden.

4.1 Dorothy West und die Harlem Renaissance

Dorothy West (1907⁶⁹-1998) war die einzige Tochter von Rachel Pease Benson und Christopher West. Ihr Vater, ein ehemaliger Sklave mit dunkler Haut, aber blauen Augen, hatte sich ein erfolgreiches Geschäft aufgebaut und wurde „Black Banana King“ von Boston genannt (Steinberg 1995: 34). Wichtig für das Verständnis von Wests Darstellung der Klassenunterschiede innerhalb der schwarzen Bevölkerung ist, dass ihre Eltern beide ursprünglich aus dem Süden kamen, sich aber in Boston erfolgreich eine Mittelklasseexistenz aufgebaut hatten (Jones 2002: 120). Vergleicht man diese biographischen Informationen mit *The Living Is Easy*,

⁶⁸ Vgl. Willard B. Gatewoods *Aristocrats of Color: The Black Elite, 1880 – 1920* (Gatewood 1990) oder Lawrence Otis Grahams *Our Kind of People: Inside America's Black Upper Class* (Graham 1999).

⁶⁹ Die Angaben zu Dorothy Wests Geburtsjahr schwanken zwischen 1907 und 1912. In den Nachrufen wird jedoch meistens das Jahr 1907 angegeben.

wird deutlich, dass ein gewisser autobiographischer Bezug nicht geleugnet werden kann. In der Einleitung zu ihrer Geschichtensammlung *The Richer, the Poorer* beschrieb West ihre Familie folgendermaßen: „My father had a profitable business, and he was indulgent with my mother, who was young enough to be his daughter, and so for my mother the living was easy“ (West 1995: 5). Auffällige Parallelen zwischen dieser Beschreibung und der Handlung von *The Living Is Easy* bestehen nicht nur bezüglich des geschilderten Inhalts, sondern auch im Hinblick auf die Formulierung „the living is easy“, die im Titel des Romans wieder erscheint. Ab dem Alter von zwei Jahren erhielt West Privatunterricht und besuchte später eine der besten weiterführenden Schulen in Boston. Sie hatte in ihrer Familie den dunkelsten Teint, was in der schwarzen Mittelklasse, die sehr „color-conscious“ war, durchaus Bedeutung hatte, wie Mary Helen Washington schreibt: „According to West, her light-skinned, beautiful mother was never quite able to accept having a plain, dark-skinned child like Dorothy. She was as class-conscious and race-conscious as the main character of *The Living Is Easy*, Cleo Jericho Judson, and she tried to rear Dorothy in the same mold“ (Washington 1984: 152).

Im Alter von sieben Jahren schrieb West ihre erste Kurzgeschichte. Sieben Jahre später wurde ihre erste Geschichte veröffentlicht. 1926 gewann sie für „The Typewriter“ den zweiten Preis in einem Wettbewerb, den die Zeitschrift *Opportunity* ausgerichtet hatte. Sie teilte sich diesen Preis mit Zora Neale Hurston. Ab 1926 lebte Dorothy West mit ihrer Cousine, der Dichterin Helene Johnson, in New York. Dort verkehrte sie mit vielen SchriftstellerInnen der Harlem Renaissance. Unter ihren guten Bekannten waren Langston Hughes, Countee Cullen und Wallace Thurmann (Miller 1998: 16-17). Auch wenn sie mit vielen Männern befreundet war, kritisierte sie doch deren Sexismus: „In those days, women were just like excess baggage or fair game“ (McDowell 1987: 273).

Während der Harlem Renaissance thematisierten viele AutorInnen das einfache, ländliche Leben der Schwarzen im Süden. Zora Neale Hurston beispielsweise sammelte mündlich überlieferte Geschichten und schrieb ihren Roman *Their Eyes Were Watching God* (1937) teilweise in *Black English*. Dieser Trend wurde schon zu Zeiten der Harlem Renaissance von einigen Schwarzen kritisiert, weil man befürchtete, die weißen Leser und Mäzene könnten in ihrer häufig einseitigen, folkloristischen Sicht der schwarzen Kultur bestätigt werden. Dorothy West befasste sich nie mit solchen Sujets; ihr Credo war, dass AutorInnen über das schreiben

sollten, was sie am besten kannten, und in ihrem Fall war das die urbane schwarze Mittelklasse.⁷⁰

1932 nahm sie gemeinsam mit Langston Hughes und ca. zwanzig anderen Schwarzen an einer Reise in die Sowjetunion teil. Ziel war es, einen Film namens „Black and White“ über die Situation der Schwarzen in den USA zu drehen, das Projekt scheiterte jedoch. West verspürte keine Sympathien für die kommunistische Partei, interessierte sich jedoch für die Sowjetunion, weil Dostojewski ihr Lieblingsautor war. Sie blieb nach dem Scheitern des Projekts noch einige Monate in der Sowjetunion, kehrte aber zurück, nachdem sie die Nachricht vom Tode ihres Vaters erhalten hatte (McDowell 1987: 268, 271-272).

Nach ihrer Rückkehr gründete West 1934 die Zeitschrift *Challenge* und 1937 die Nachfolgezeitschrift *New Challenge*. Aufgrund finanzieller Schwierigkeiten erschienen von beiden Zeitschriften nur wenige Ausgaben. Sie waren aber ein wichtiges Forum für schwarze AutorInnen; so wurde z. B. Richard Wrights Essay „Blueprint for Negro Writing“ in *New Challenge* veröffentlicht. Nach dem Scheitern der Zeitschrift arbeitete West als „welfare investigator“ in Harlem, um während der Depression wenigstens etwas Geld zu verdienen. Ihre Erfahrungen mit Armut und Not aus dieser Zeit finden sich in den Kurzgeschichten des Bandes *The Richer, The Poorer: Stories, Sketches, And Reminiscences* (West 1995) wieder. Nach kurzer Zeit wechselte West zum *Federal Writers' Project*, bei dem während der Depression viele SchriftstellerInnen arbeiteten (Miller 1998: 17).

In den Vierziger Jahren ließ sich Dorothy West auf der nahe Boston gelegenen Insel Martha's Vineyard nieder, wo sie bis zu ihrem Tod unverheiratet und kinderlos lebte. Dort beendete sie ihren ersten Roman *The Living Is Easy*, der 1948 veröffentlicht wurde. West schrieb für zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften; ihr zweiter Roman *The Wedding* erschien jedoch erst 1995. *The Wedding* spielt ebenso wie *The Living Is Easy* im Milieu der schwarzen Mittelklasse und behandelt Zusammenhänge von *race*, Teint, Heirat und Klasse. Eben wegen dieser Themen war der angefangene Text in den Sechziger Jahren liegen geblieben. Durch die *Black Panthers* war die Stimmung unter Schwarzen gegenüber der schwarzen Mittelklasse so nega-

⁷⁰ In einem Interview sagte West dazu: „Writers are always advised to write about what they know best, and the Black middle class is what I know best“ (McDowell 1987: 278).

tiv, dass West beschloss, das Manuskript ruhen zu lassen.⁷¹ Nachdem *The Wedding* 1995 doch noch erschien, wurde der Roman so populär, dass Oprah Winfrey ihn 1997 sogar verfilmen ließ. Dieses neu erwachte Interesse an Dorothy West im akademischen Bereich und auch darüber hinaus war nur möglich durch die Etablierung von *African American Studies*, insbesondere von *African American Feminism*, seit den 1960er Jahren. Vor diesem Hintergrund ist die Neuauflage von *The Living Is Easy* durch den Verlag *Feminist Press* im Jahre 1982 zu sehen. Inzwischen gilt Dorothy West neben Zora Neale Hurston und Nella Larsen als eine der wichtigsten Schriftstellerinnen der Harlem Renaissance.

4.2 Boston und seine Besonderheiten

Boston, wo die Handlung von *The Living Is Easy* angesiedelt ist, spielt für die Handlung eine solche große Rolle, dass der Stadt fast der Rang einer Figur zugesprochen werden könnte. Die Stadt Boston unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht vom Rest der USA und pflegt ihre Sonderstellung schon seit den Tagen der *Boston Tea Party* im Jahr 1773. Einen Eindruck vom Selbstbewusstsein der einheimischen Bevölkerung vermitteln Sätze wie „Boston has long been justly regarded as the home of culture, refinement and art, while being best known as the ‘Hub’ of the universe“ (Anonymous 1892: 25). Solche Töne haben lange Tradition, wie das folgende Zitat aus einer Geschichte Bostons zeigt, das allerdings zugleich mit einer Prise Selbstironie gewürzt ist:

This is not a history of Boston. [...] Nor is this is an essay conceived in the vein that once prompted John Adams, in a singularly unabashed moment, to write of his fellow Bostonians: “The morals of our people are much better; their manners are more polite and agreeable; they are purer English; our language is better; our taste is better; our persons are handsomer; our spirit is greater; our laws are wiser; our religion is superior; our education is better.” It is the more pity that Mr. Adams did not touch, too, on the superior modesty of Bostonians. (Beebe 1935: vii)

Kürzer als das obige Zitat fasst Adelaide Cromwell Bostons wichtigste Werte zusammen: „Fundamental in Boston culture are the three norms: money, God, and learning“ (Cromwell 1994: 85). In *The Living Is Easy* geht es insbesondere um die erste dieser drei Normen, nämlich Geld, dessen Bedeutung vielfach betont wird. Zur Illustration und Einstimmung auf die

⁷¹ Wests Meinung zu den Black Panthers war sehr prononciert: „I hated [the Black Panthers]! They scorned the upper middle class. I wanted to write about people like my father who were ambitious. But people like him were anathema to the Black Panthers, who said that all black people are victims. Every time I turned on the TV there was a black person making a fool of himself. It was a discouraging time“ (Rampson: 232).

verwickelten Verflechtungen zwischen Klasse und *race* mag die folgende Passage dienen: „In the North they respected money, whether it was white or black. You could look a man level in the eye and keep your hat on your head if you had as much cash on the line as he did“ (*The Living Is Easy* = LIE 62).

Einerseits wurde Geld in Boston also eine große Bedeutung zugemessen, andererseits wurde, wie schon im einleitenden Kapitel dargelegt, fein säuberlich zwischen „old“ und „new moneyed aristocracy“ unterschieden (Anonymous 1846: 5). Dieser aristokratische Charakter der Stadt, der seinen deutlichsten Ausdruck in der Bezeichnung „Boston Brahmins“ für die dortige Oberklasse findet, spiegelt sich in der Bezeichnung Bostons als „America’s Family City“ wider. Aus einer Familie von „old stock“ zu kommen war hier entscheidender als anderswo in den USA. Diese Tatsache kommt in dem bekannten Reim über die besten Familien in Boston zum Ausdruck: „And this is good old Boston, The home of the bean and the cod, Where the Lowells talk to the Cabots, and the Cabots talk only to God“ (Amory 1947: 14). Die Homogenität der Oberklasse wurde durch standesgemäße arrangierte Heiraten sichergestellt (Amory 1947: 15, 40).⁷²

Abgesehen von ihrem generellen Selbstbewusstsein zeichnen sich die *Proper Bostonians* auch dadurch aus, dass die Frauen traditionell überdurchschnittlich unabhängig waren, was sich unter anderem daran zeigte, dass zahlreiche Frauen wie Margaret Fuller im Geistesleben der Stadt und weit darüber hinaus eine wichtige Rolle spielten. Dieser weibliche Wunsch nach Unabhängigkeit stellt in Wests *The Living Is Easy* eine treibende Kraft der Handlung dar. Um die Zeit des Ersten Weltkriegs, dem Zeitpunkt der Handlung des Romans, beschrieb Robert Shackleton das Verhalten der Frauen in Boston folgendermaßen:

Boston is a woman’s city now; not that women are collectively of more importance than men, but that they are of much more than usual importance: there is no other city in which women are relatively of such consequence. Yet it is not distinctively a suffragist city, and, surprisingly for a woman’s stronghold, the women anti-suffragists are very active. More than in any other city, women go unescorted and without question to theaters and restaurants. So many women are independent, so many women are employed in stores and in offices, that, more than in other cities, respectable women alone on the streets at night are a common sight, and they attract neither comment nor attention. (Shackleton 1916: 90)

⁷² Nicht nur Boston, ganz Neuengland war für die Homogenität seiner Bevölkerung bekannt, wie Cleveland Amory schreibt: „Historian John Gorham Palfrey, commenting on the homogeneousness of New England life, once declared that a purer strain of English blood existed in New England than in any English county“ (Amory 1947: 20).

Die Frauen aus der Bostoner Oberklasse unterschieden sich nicht nur durch ihre Unabhängigkeit, sondern auch aufgrund ihres Standesdünkels von den Frauen aus anderen Städten: „When shopping in such a city as New York, where, as she puts it, ‘no one cares who you are,’ she is particularly unhappy“ (Amory 1947: 113-114).

Neben ihrem Selbstbewusstsein und Standesdünkel waren die Einwohner Bostons, Männer wie Frauen, für ihre Liebe der Literatur, Kultur und Philosophie bekannt. Im Hinblick auf Literatur spiegelt sich dies in folgendem Scherz wider: „It has been said that almost every Boston family in the nineteenth century boasted either a potted palm or an author“ (Beebe 1935: 103). Die traditionelle Pflege der Literatur lässt sich nicht nur für die weißen besseren Kreise, sondern auch für schwarze AutorInnen aus Boston belegen, deren Tradition bis in die Zeiten von Phillis Wheatley zurückreicht (Robinson 1977). Neben seinem kulturellen Einsatz steht Boston bekanntermaßen für politisches Engagement, insbesondere im Hinblick auf den Abolitionismus, der „arose in Boston, and till the end had its moral center in that city“ (Daniels 1969: 30).⁷³ Schon im Jahr 1837 gab es in Boston 145 abolitionistische Gesellschaften, die einen Anteil von mehr als 10% an den landesweit existierenden Vereinigungen ausmachten (Schneider 1997: 18). Innerhalb der schwarzen *community* war William Monroe Trotter, den Dorothy West als Kind kennen lernte und der zum Vorbild für eine der Figuren in *The Living Is Easy* wurde, eine der politisch einflussreichsten Persönlichkeiten. Zwischen 1900 und 1920 zählte er neben W.E.B. DuBois und Booker T. Washington zu den bekanntesten schwarzen Intellektuellen (Fox 1970: 273).⁷⁴ Interessanterweise bedeutete die Pflege der abolitionistischen Tradition nicht, dass die Stadt in jeder Periode ihrer Geschichte offen gegenüber Nichtweißen, besonders Einwanderern, gewesen wäre. So formierte sich im Jahre 1894 eine *Immigration Restriction League*. Henry Cabot Lodge, der aus einer der besten Familien stammte, trat ihr bei und vertrat eugenisches Gedankengut, etwa die Ansicht, so genannte niedere Rassen könnten nicht assimiliert werden (O'Connor 1991: 167). Auch die Wissen-

⁷³ Im Hinblick auf die Bewegung gegen die Sklaverei müssen allerdings verschiedene Strömungen unterschieden werden. Nicht alle plädierten für die Abschaffung der Sklaverei in allen Staaten der Union; verschiedentlich wurde auch die Position vertreten, man solle die Sklaverei im Süden weiterexistieren lassen, wo sie an ihren inneren Widersprüchen von selbst zugrunde gehen werde (Schneider 1997: 17).

⁷⁴ Die Trotters und die Wests waren miteinander bekannt; ab dem Alter von zwei Jahren erhielt West Unterricht bei Bessie Trotter, der Schwester von William Monroe Trotter (Ferguson 1988: 188). In dem Konflikt zwischen W.E.B. DuBois und Booker T. Washington befand sich Trotter auf der Seite von DuBois. 1905 entwarf er gemeinsam mit DuBois das Gründungsdokument des *Niagara Movement* (Robinson 1977: 70-71). Trotters Zeitung *The Guardian* diente als Vorbild für Simeon Binneys Zeitung in *The Living Is Easy* (Cromwell 1982: 359).

schaft der Phrenologie, die anhand von Schädelvermessungen Rückschlüsse über Individuen und Rassen zog, hatte in Boston Fuß gefasst. Trotzdem blieb Boston eine Stadt, in der Werten wie Freiheit und Gleichheit große Bedeutung zugemessen wurde.

4.3 Die schwarze Bevölkerung in Boston

Von der Pflege dieses Gedankengutes – auch wenn es in der Praxis nicht immer so umgesetzt wurde, wie die Theorie es besagte, wie im Lauf dieses Kapitels deutlich werden wird – profitierte nicht zuletzt die schwarze Bevölkerung, deren Anteil vergleichsweise gering war. Im Jahr 1920 betrug der Anteil nur 2,2 % im Vergleich zum nationalen Durchschnitt von 9,9 % (Schneider 1997: 4). Anders als manche Einwanderer, wie beispielsweise die Iren, orientierte sich die schwarze Bevölkerung an der dominanten weißen Schicht: „Unlike the Irish, blacks considered Yankee culture worthy of imitation. Blacks therefore, sought cultural acceptability and tried to assimilate to the norms and values of the Protestant Yankee“. Dies führte dazu, dass auch deren Betonung von Klassenunterschieden übernommen wurde (Travis 1983: 54, 60). In *The Living Is Easy* werden die feinen Unterschiede innerhalb der schwarzen Bevölkerung, die unter anderem an Geld oder Familientradition festgemacht wurden, detailliert beschrieben, wie etwa an der folgenden Einschätzung einer geplanten Heirat zwischen einem Mann aus der alten, aber verarmten Familie der Hartnetts mit einer Frau aus der wohlhabenderen Familie der Binneys deutlich wird: „He was poor, but as a Hartnett he belonged to a family even older than the Binneys. The Hartnetts had been freemen for five generations, and no one of them in those hundred years had been born or schooled outside of Boston“ (LIE 111).

In Boston war Klasse gelegentlich sogar von größerem Gewicht als *race*. So konnte Josephine St. Pierre Ruffin, eine Frau aus der schwarzen Oberklasse, im späten neunzehnten Jahrhundert Mitglied des weißen „New England Women’s Club“ werden (Streitmatter 1996: 154). Dorothy West war in dieser Betonung von Klassenunterschieden ihrer Stadt durchaus ähnlich. In einem Nachruf von Henry Louis Gates Jr. wird sie folgendermaßen zitiert: „‘Color is not important - class is what matters,’ West was fond of saying. By class she meant those brute inequities that color could so cunningly conceal - but also an old-fashioned sense of decorum, style, and politesse“ (Gates 1998: 82). In Wests Familie hatte man die sehr reservierte Art der „Bostonians“ übernommen, wie sie selbst berichtete: „I never saw my mother kiss my father. I can’t tell you how reserved we Bostonians are“ (McDowell 1987: 277). Obwohl sie aus ei-

ner Familie der oberen Mittelklasse kam, fühlte West sich dennoch nicht als „proper Bostonian“. Ihre gemischten Gefühle gegenüber Boston mögen in den Satz „You really had to love Bostonians to like them“ (LIE 44) eingeflossen sein.

Besonderen Wert auf Distinktion legte die schwarze Elite der so genannten „Black Brahmins“, wie sie in Anlehnung an die „Boston Brahmins“ bezeichnet wurden. Die schwarze Oberschicht unterschied sich in ihrem Klassenbewusstsein nur wenig von der weißen Elite: „The restricted world of upper-class Negroes, competing outside the confines of the ghetto, was tightly knit, rigorously controlled, and exclusive“ (Cromwell 1994: 58). Auffällig im Hinblick auf die schwarze Oberschicht ist die weite Verbreitung von hellem Teint. In *The Living Is Easy* wird eine Frau aus dieser Schicht folgendermaßen charakterisiert: „This woman, who could have crossed the color line and bought her way into any worldly circle, preferred to yearn for a counterfeit of the Brahmin cult“ (LIE 112-113). Elizabeth Hafkin Plecks Beschreibung der „Black Brahmins“ deckt sich weitgehend mit der Wests:

One segment of Boston's black population exerted considerable social power, a small group of 20 or so highly educated families. Most of this social set was light in color, so light that many of them could have passed for white. (Pleck 1979: 93-94)

Aufgrund ihres hellen Teints, der an den Unterarmen die Venen bläulich durch die Haut schimmern ließ, wurde diese Gruppe auch „blue veins“ genannt. Ihr Lebensstil, der regelmäßige Konzertbesuche in der Symphonie und Ferien auf der noblen Ferieninsel Cape Cod einschloss, unterschied sich nicht wesentlich von dem der weißen Oberschicht. Die Ideale der „Black Brahmins“, die sich auch in *The Living Is Easy* wieder finden, waren „proper children, stern and upright fathers, gentle and religious mothers“ (Pleck 1979: 94, 99, 100). Unterhalb dieser Oberschicht befand sich die schwarze Mittelklasse, zu der auch die Familie von Dorothy West gehörte:

Below the top 20 families was a group of perhaps several hundred who belonged to clubs and organizations of the black community. Very few porters, laborers or janitors or the wives of these men joined musical societies, protest organizations, or social clubs. Most of these organizations were willing to accept black Southerners of high social standing, although some organizations, such as the women's clubs, drew most of their membership from well-to-do northern black families. (Pleck 1979: 95)

Wie aus diesem Zitat hervorgeht, spielte Distinktion nicht nur bei der weißen, sondern auch innerhalb der schwarzen Bevölkerung Bostons eine große Rolle, z. B. im Hinblick auf die in diesem Zitat erwähnten „Southerners“, auf die weiter unten eingegangen wird. In *The Living*

Is Easy geht die Genauigkeit bei der Schilderung von Klassenbewusstsein und –unterschieden so weit, dass sich selbst die Anzahl der schwarzen Oberklassefamilien mit der aus historischen und soziologischen Studien deckt: „There were only twenty-odd colored families who counted themselves the élite. Since most of that number could not afford maids, there was not really a servant problem“ (LIE 101). Gleichzeitig spiegelt sich in diesem Zitat Wests ironische, kritische Haltung wider, die auch in der folgenden Schilderung von Frauen aus der schwarzen Oberklasse enthalten ist:

They were the women whose impregnable positions had been established by Boston birth and genteel breeding. They acknowledged no more than a hundred best families in Boston, New York, Philadelphia, and Washington. Their lives were narrowly confined to a daily desperate effort to ignore their racial heritage. They did not consider themselves a minority group. The Irish were a minority group, the Jews, the Italians, the Greeks, who were barred from belonging by old country memories, accents, and mores. These gentlewomen felt that they had nothing in common except a facial resemblance. Though they scorned the Jew, they were secretly pleased when they could pass for one. Though they were contemptuous of the Latins, they were proud when they looked European. They were not too dismayed by a darkish skin if it was counterbalanced by a straight nose and straight hair that established an Indian origin. There was nothing that disturbed them more than knowing that no one would take them for anything but colored. (LIE 105)

In dieser Passage wird die Bedeutung von hellem Teint für die schwarze Oberklasse überdeutlich. Außerdem wird in ironischer Weise das komplizierte Verhältnis der Schwarzen aus der Oberklasse gegenüber anderen ethnischen Minderheiten, aber auch gegenüber anderen Schwarzen, von denen sie sich möglichst stark unterscheiden wollen, skizziert. In *The Living Is Easy* werden Spannungen zwischen Schwarzen aufgrund von verschiedener Klassenzugehörigkeit eine erhebliche Rolle spielen.

4.4 Dorothy Wests Kurzgeschichten der 1920er und 30er Jahre

Klasse ist ein prominentes Thema in Dorothy Wests Texten. Dies trifft nicht nur auf ihren Roman *The Living Is Easy* zu, der weiter unten genauer analysiert wird, sondern auch auf ihre Kurzgeschichten aus den 1920er und 30er Jahren sowie auf ihren zweiten Roman *The Wedding*, der nach einem drei Jahrzehnte dauernden Schreibprozess im Jahr 1995 erschien. Wenn hier kurz auf Wests Geschichten aus den 1920er und 30er Jahren, die in dem Sammelband *The Richer, the Poorer* (West 1995) gesammelt sind, eingegangen wird, dann aus mehreren Gründen. Zum einen wird dadurch dem Eindruck vorgebeugt, West habe sich in ihren Texten ausschließlich mit der schwarzen Mittel- und Oberklasse befasst. Zum anderen ergeben sich

dadurch Anschlusspunkte an Meridel Le Sueur, die zur gleichen Zeit Texte über Menschen aus derselben Schicht schrieb mit dem einzigen Unterschied, dass Wests Milieus überwiegend schwarz und Le Sueurs fast ausschließlich weiß geprägt sind.

Wie schon erwähnt, arbeitete Dorothy West Ende der Dreißiger Jahre für ein Jahr als *welfare investigator* in Harlem (Ferguson 1988: 193). Durch diese Tätigkeit gewann sie Einblick in das Leben der unteren Schichten, die ihr bis zu diesem Zeitpunkt aufgrund ihres Familienhintergrunds eher fremd gewesen waren. Die an sich schon wenig zahlreichen Analysen von Wests Texten befassen sie sich meist mit *The Living Is Easy*. Sharon L. Jones kritisiert zu Recht, dass dadurch ein einseitiger Eindruck von West als eine auf bourgeoise Themen festgelegte Autorin entstehe. Jones dagegen stellt in ihrer Studie über Jessie Fauset, Zora Neale Hurston und Dorothy West die These auf, die Texte all dieser Autorinnen verkörperten „the complexity and interstices of folk, bourgeois, and proletarian aesthetics“ (Jones 2002: 12). Im Hinblick auf Dorothy West geht sie so weit, sie als „closet revolutionary“ zu bezeichnen und begründet dies insbesondere mit Wests Kurzgeschichten (Jones 2002: 119). Um Wests „political activism“ zu dokumentieren, führt sie die Reise nach Russland im Jahr 1932 an (Jones 2002: 134). Gestützt wird die Darstellung von West als politisch interessierter und aktiver Autorin auch von Michael Denning, der sie als Teil der „cultural front“ innerhalb der *Popular Front* der 1930er Jahre bezeichnet und insbesondere die von ihr herausgegebene Zeitschrift *Challenge* in diesem Zusammenhang hervorhebt (Denning 1998: 212, 217). Das Bild von Dorothy West als ausschließliches Sprachrohr der Mittel- und Oberklasse ist also korrekturbedürftig. Jones geht jedoch meines Erachtens zu weit, wenn sie West „proletarian aesthetics“ zuschreibt. Trotzdem lohnt ein kurzer Blick auf einige von Wests Kurzgeschichten aus den 1930er Jahren, weil dadurch deutlich wird, dass ihre Kritik an der schwarzen Mittel- und Oberklasse in *The Living Is Easy* durch die Schilderung der Lebensumstände von einfachen Leuten in anderen Texten komplementiert wurde.

Ihren ersten größeren Erfolg hatte West im Jahr 1926 mit der in *The Richer, the Poorer* enthaltenen Geschichte „The Typewriter“, mit der sie den zweiten Preis in einem von der Zeitschrift *Opportunity* ausgeschriebenen Wettbewerb gewann, den sie sich mit Zora Neale Hurston teilte. Die Geschichte schildert, wie ein Vater, um seiner Tochter Übung im Maschinenschreiben zu verschaffen, imaginäre Briefe an Wirtschaftsgrößen wie J.P. Morgan sowie Antworten darauf diktiert. Nach einiger Zeit beginnt der Vater, der als Hausmeister arbeitet, die Briefe an sich aufzugeben und begibt sich in seiner Rolle als „J. Lucius Jones“ mehr und

mehr in diese selbstkonstruierte Welt des Großkapitals: „Monday, as he went about his janitor’s duties, he composed in his mind the final letter from J.P. Morgan that would consummate a big business deal. For days now, letters had passed between them. J.P. had been at first frankly uninterested. He had written tersely and briefly“ (West 1995: 16). Als seine Tochter ihm eines Tages mitteilt, dass sie die Schreibmaschine verkauft hat, weil sie kein weiteres Training mehr braucht, bricht für ihn eine Welt zusammen: „Why this – this was the end! The end of those great moments - the end of everything!“. Plötzlich leidet er unter fürchterlichen Schmerzen, und die Geschichte endet in mehrdeutiger Weise damit, dass „J. Lucius Jones crashed and died“ (West 1995: 17). Schon in dieser Geschichte, einer ihrer ersten, beschreibt West, wie schädlich, ja möglicherweise sogar tödlich, das Streben nach Aufstieg sein kann. Im Fall dieser Geschichte jedenfalls wird der amerikanische Traum in schonungsloser Weise als das entlarvt, das er für den Hausmeister für immer bleiben wird: ein Traum.

Auch „The Penny“ spielt im Milieu der unteren Schichten. In diesem Fall werden jedoch nicht naive Vorstellungen bzw. Hoffnungen der Armen selbst kritisiert, sondern der mit Vorurteilen behaftete Blick der etwas Bessergestellten auf diejenigen am unteren Ende der gesellschaftlichen Leiter. In „The Penny“ trifft ein sechsjähriger Junge aus ärmlichen Verhältnisse, der als „pale creature with [a] pinched face and hollow eyes“ (West 1995: 78) beschrieben wird, auf eine Frau, Miss Halsey, über die es heißt: „She had worked in the same office for twenty years and saved her money. She had no patience with people who were poor. They were simply shiftless“ (West 1995: 78). Kurz bevor sich die beiden begegnen, war der Junge hingefallen und hatte sich verletzt. Sie bietet ihm einen Penny an, für den Junge ein großer Geldbetrag, wenn er ihr dafür bestätigt, dass seine Verletzungen von Misshandlungen seiner Eltern herrühren. Am Ende der Geschichte sind beide „afloat in the clouds“ (West 1995: 81): der Junge, weil er sich ausnahmsweise Süßigkeiten leisten kann, und Miss Halsey, weil sie einen Beleg für ihre negative Meinung über die Armen sammeln konnte. Die Geschichte endet damit, dass sie im Kopf den Beschwerdebrief über die Eltern des Jungen aufzusetzen beginnt. „The Penny“ ist insofern typisch für die Geschichtensammlung *The Richer, the Poorer*, als Geld eine zentrale Rolle spielt. Schon im Titel des Bandes klingt dieses Thema an; zugleich wird jedoch auch die kritische Botschaft der Geschichten angedeutet, derzufolge Geld und Lebensglück eben nicht gleichzusetzen sind. In der Geschichte „The Richer, the Poorer“ beispielsweise wird das Leben zweier Schwestern kontrastiert, von denen die eine erst spät realisiert, dass das Ansammeln von Geld allein nicht glücklich macht, wenn es nicht dazu eingesetzt wird, das Leben zu genießen. Zahlreiche weitere Geschichten tragen den Be-

zug zu Geld ebenfalls im Titel („The Five Dollar Bill“, „The Penny“ oder „The Purse“). Meist ist es das Fehlen von Geld, das thematisiert wird, wie etwa in „Jack in the Pot“, einer Geschichte, in der eine Familie, die von staatlicher Unterstützung lebt, nicht einmal das Geld für die Beerdigung eines Kindes aufbringen kann. In dieser Geschichte, wie auch in „Mammy“, taucht die Figur eines *relief officer* auf, in die West ihre eigenen Erfahrungen einfließen lassen konnte.

Interessant vor dem Hintergrund von *The Living Is Easy* ist, dass viele Themen des Romans – wie etwa Geschlechterrollen, Ehe oder Streitigkeiten um Geld – in den Geschichten auch zur Sprache kommen. Viele Parallelen lassen sich z. B. mit der Geschichte „An unimportant man“ ziehen, in der es um zwei Menschen, die in einer unglücklichen Ehe gefangen sind, und eine rebellische Tochter geht. Im Fall dieser Tochter namens Essie besteht die Aufsässigkeit allerdings nicht wie bei der jungen Cleo in *The Living Is Easy* darin, dass sie sich zu unweiblich verhält, sondern in ihrem Vorsatz, später nicht aufs College zu gehen, sondern Tänzerin zu werden. Damit fordert sie ihre religiöse Großmutter aufs Äußerste heraus, so dass diese schließlich erklärt: „I’d rather see this child dead [...] than a half-naked dancer on the stage“ (West 1995: 147). Zugleich enttäuscht Essie ihre Mutter, die selbst keine „education“ genossen hat und fest entschlossen ist, dass ihre Tochter es einmal besser haben soll (West 1995: 156). Notfalls wird sie ihre Tochter zu ihrem Glück prügeln, was sie wiederholt auch in die Tat umsetzt. Am Ende der Geschichte nähert sich der Vater, der bisher eher auf der Seite seiner Tochter stand, der Meinung seiner Frau an, und das individuelle Streben nach Aufstieg wird in den Kontext des „advancement of the race“ gestellt: „Essie owed it to herself. Essie owed it to her mother. Above all, Essie owed it to her race. That was it. He saw it now: the inevitable truth that Essie must face and brand upon her heart“ (West 1995: 160).

Wie dieser selektive Überblick über Wests Kurzgeschichten aus den 1920er und 30er Jahren gezeigt hat, ziehen sich die Themen Geld, Aufstieg und Geschlechterrollen bzw. -beziehungen wie ein roter Faden durch ihre Texte. Die Träume vom gesellschaftlichen Aufstieg entpuppen sich meist als quälende Illusionen, und die Sympathie der LeserInnen wird auf die Seite derjenigen am unteren Ende der gesellschaftlichen Leiter gelenkt. Diese Geschichten lassen Dorothy West als Geistesverwandte von Meridel Le Sueur erscheinen und können dazu dienen, das Bild von West als reines Sprachrohr der schwarzen Mittel- und Oberklasse zurechtzurücken.

4.5 Kapital, gender und race in *The Living Is Easy*

Bevor ich mit der Interpretation von *The Living Is Easy* beginne, soll zunächst ein Überblick über die Handlung gegeben werden. Die Protagonistin, Cleo Judson, ist eine gutaussehende schwarze Frau aus dem Süden. Sie lebt mit ihrem Ehemann Bart Judson, der aufgrund seines prosperierenden Fruchtehandels „Black Banana King“ genannt wird, in Boston. Die beiden haben eine Tochter, Judy. Die Ehe der Judsons ist konfliktreich. Zum einen ist Cleos Haltung gegenüber Männern generell ablehnend, zum anderen hätte sie gerne mehr finanzielle und gesellschaftliche Einflussmöglichkeiten, um den Aufstieg ihrer Familie in die besseren schwarzen Kreise Bostons zu organisieren. Bart ist häufig entsetzt, wenn er feststellt, wie kostspielig dieser Aufstieg ist. Daher gibt es regelmäßig Auseinandersetzungen über Geld. Cleo kann und will sich nicht mit dem Mittelklasseideal, wonach die Ehefrau nicht mit den finanziellen Angelegenheiten, sondern nur mit der Repräsentation der Familie befasst ist, abfinden. Einerseits bezieht sie genau daraus, dass sie nicht mit der Wirtschafts- und Arbeitswelt in Berührung kommen muss, um ihre Familie zu unterstützen, ihren Status; andererseits rebelliert sie gegen diese Beschneidung ihrer Handlungs- und Einflussmöglichkeiten und legt sich auf ihre Art, nämlich durch Intrigen und Unwahrheiten, einen eigenen Geldvorrat zu. Zuhause ist Cleo unhinterfragt der „boss“, was auch ihr Mann anerkennt. Das genügt ihr jedoch nicht; ihr Bedürfnis nach Machtausübung führt unter anderem dazu, dass ihre Schwestern für längere Zeit bei ihr wohnen, was die Auflösung ihrer Ehen nach sich zieht. Der Roman endet damit, dass Bart bankrott ist und sich in einer anderen Stadt Arbeit suchen will. Ironischerweise merkt Cleo erst zu diesem Zeitpunkt endgültig, was sie an ihrem Ehemann hat.

Geschlecht und Geschlechterrollen spielen eine wichtige Rolle in *The Living Is Easy* und gehen enge Verknüpfungen mit Klasse ein, wie sich im Lauf des Romans zeigen wird. Da Cleo von Kindheit an nicht den gängigen Weiblichkeitsvorstellungen entspricht und sich an diese auch nicht anpassen will, sind Konflikte mit ihrer Umgebung vorprogrammiert. Die Figur Cleos trägt Züge von Wests Mutter. Vor allem die Dominanz und die Unabhängigkeit der Mutter flossen in den Roman ein; in einem Interview sagte West dazu: „What interested me most about her was her independence and her dominating presence“ (McDowell 1987: 276). Cleo ist durchaus ungewöhnlich für die schwarze Literatur der Zeit. Während der Harlem Renaissance stieg zwar die Anzahl der Darstellungen selbstbewusster schwarzer Frauen (vgl. etwa Jessie Fausets *Plum Bun* (1929), Nella Larsens *Passing* (1929) oder Zora Neale Hurstons *Their Eyes Were Watching God* von 1937). Trotzdem sticht Cleo durch ihre gesell-

schaftliche Position, ihr unkaschiertes Machtstreben und ihre Rivalität mit Männern hervor, wie Adelaide Cromwell schreibt: „As a strong, determined, controlling, beautiful woman of some means with an adoring husband, Cleo is new to black literature“ (Cromwell 1982: 361).

Um das Besondere an einer Frauengestalt wie Cleo aus der schwarzen Mittelklasse zu verdeutlichen, ist zunächst ein kurzer Exkurs angebracht. Bis zur Harlem Renaissance gehörte die überwiegende Zahl schwarzer literarischer Figuren, etwa in der populären Form der *slave narratives*, der Unterschicht an. Romane wie Pauline Hopkins *Contending Forces: A Romance Illustrative of Negro Life North and South* (1900), der ebenfalls in Boston und ebenfalls in der Mittelklasse spielt, waren eher die Ausnahme. Die Präsentation von Figuren aus der Unterschicht entsprach eher den von *race* beeinflussten stereotypen Gendervorstellungen von schwarzen Frauen, die den Gegenpol zu Weiblichkeitskonzepten im Hinblick auf weiße Frauen bildeten. Auch wenn beide Gruppen zu keinem Zeitpunkt monolithisch waren,⁷⁵ lassen sich dennoch generelle Unterschiede feststellen. Wie schon in der Einleitung beschrieben, galt im neunzehnten Jahrhundert für weiße Frauen – allerdings nur für die der besseren Kreise – der „cult of true womanhood“, demzufolge die Sphäre der Frau das Haus war. Heirat bedeutet einen Zuwachs von Autorität für Frauen, und es sollte geheiratet werden, jedoch nicht für Geld. Mit dem Wirtschaftsleben durften diese Frauen nicht in Kontakt kommen (Welter 1966: 152, 170). Für Sklavinnen und auch für die große Mehrzahl der schwarzen Frauen nach Abschaffung der Sklaverei war Arbeit selbstverständlich, was zu mehr Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen führte, wie Angela Davis darlegt:

This was one of the supreme ironies of slavery: in order to approach its strategic goal – to extract the greatest possible surplus from the labor of the slaves – the black woman had to be released from the chains of the myth of femininity. [...] The sheer force of things rendered her equal to her man. (Davis 1995: 205)

Schwarze Frauen waren in weit höherem Maße als weiße Frauen in den Wirtschaftsprozess integriert; diese Arbeit in zwei verschiedenen Sphären – Haus und Arbeitsleben – wirkte sich allerdings auf ihr allgemeines Ansehen nicht positiv aus, wie Jacqueline Jones darlegt:

Black women’s work took place within two distinct spheres that were at the same time mutually reinforcing and antagonistic. One workplace was centered in their own homes and communities, the locus of family feeling. [...] In contrast to this type of work, [...] participation in the paid labor force (or slave economy) rein-

⁷⁵ Vgl. Jacqueline Jones’ Buch *American Work: Four Centuries of Black and White Labor*, in dem sie schildert, dass es durchaus zu Rollentausch kommen konnte, etwa wenn im Süden arme Weiße für Schwarze arbeiteten oder wenn im Norden bis 1800 die sozialen Unterschiede zwischen ehemaligen Sklaven und armen Weißen immer geringer wurden (Jones 1998: 163, 202).

forced their subordinate status as women and as blacks within American society.
(Jones 1985: 3)

Während schwarzen Frauen also generell die Anerkennung versagt wurde, drehte W.E.B. DuBois in „The Damnation of Women“ den Spieß um und lobte ihre Unabhängigkeit und Stärke, die sie gezwungenermaßen entwickelt hatten: „this history of insult and degradation [...] has [...] given the world an efficient womanhood, whose strength lies in its freedom“ (DuBois 1996a: 958-959).

DuBois' Aussage über schwarze Frauen kann ohne weiteres auf Cleo aus *The Living Is Easy* übertragen werden. Schon als Mädchen fällt Cleo auf. Sie entspricht nicht den gängigen Geschlechterrollen, weil sie sehr selbstbewusst ist („she could sass back; she could do anything“, LIE 16) und ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Freiheit hat: „the wildness was in her, the unrestrained joy, the desire to run to the edge of the world and fling her arms around the sun, and rise with it“ (LIE 13). Ihrer Art entsprechend gibt sich Cleo nicht damit zufrieden, ein Pony zu reiten; sie wagt sich an einen Hengst, der sich nur von seinem Besitzer reiten lässt. Während der zehn Minuten, die sie sich auf dem Pferd halten kann, genießt Cleo ein Gefühl, das eine Grundkonstante ihres Lebens darstellen wird: Macht (LIE 14). Cleos Mutter beobachtet die Entwicklung ihrer Tochter mit Besorgnis. Sie ahnt schon früh, dass Cleos Zukunft, insbesondere ihre Ehe, nicht konfliktfrei verlaufen werden: „God help her when she grew up. God help the man who married her“ (LIE 23).

Cleos Ansichten über Jungen bzw. Männer lassen die LeserInnen die Besorgnis der Mutter verstehen. Schon in ihrer Kindheit kommt Cleo zu dem Schluss, dass es für die gesellschaftliche Höherwertigkeit von Männern keinen Grund gibt:

What was there to being a boy? What was there to being a man? Men just worked. That was easier than what women did. It was women who did the lying awake, the planning, the sorrowing, the scheming to stretch a dollar. That was the hard part, the head part. A woman had to think all the time. A woman had to be smart. (LIE 21)

In diesem Zitat stellt Cleo die Bewertung der männlichen bzw. weiblichen Sphäre auf den Kopf. Während traditionell die Tätigkeit des Mannes als intellektuell anspruchsvoll und höherwertig angesehen wird, vertritt sie die gegenteilige Meinung: ihrer Ansicht nach haben Frauen den „head part“ zu erfüllen und sind somit intellektuell Männern mindestens ebenbürtig. Wie der Fortgang des Buches zeigt, wird sie beim Versuch, diese Überzeugung in ihrem Familienleben umzusetzen, allerdings auf Schwierigkeiten stoßen.

4.5.1 Sexualität und die Kraft gesellschaftlicher Normen

Cleos Geringschätzung von Männern, die schon in dem obigen Zitat erkennbar ist, wird durch zahlreiche negative Äußerungen über Männer bekräftigt. So kann Cleo dem ehelichen Zusammenleben nichts Positives abgewinnen: „Men were nuisances to have in a house. They got in your way wherever you walked. [...] But you could get used to anything in time, and you could get used to having a husband“ (LIE 343). Cleos Überzeugung – jedenfalls über weite Strecken des Romans – ist grundsätzlich: „Women were better without men“ (LIE 119). Die machtbewusste Cleo, die im öffentlichen Leben täglich die Erfahrung machen muss, dass sie Männern aufgrund ihres Geschlechts unterlegen ist, bringt ihre Einstellung folgendermaßen auf den Punkt: „Men were her enemies because they were male“ (LIE 38). Die Feindschaft zwischen ihr und den Männern setzt sich konsequenterweise bis in das eheliche Bett fort:

When she found herself in marriage bed, she let him know straightaway that she had no intention of renouncing her maidenhood for one man if she had married to preserve it from another. Bart had expected that he would have to lead her to love with patience. [...] It did not torment him to lie beside her and know that he could not possess her. He threw his energy into buying and selling. For he loved his fruit almost as much as he loved his wife. [...] When Cleo was twenty, their sex battle began. It was not a savage fight. She did not struggle against his superior strength. She found a weapon that would cut him down quickly and cleanly. She was ice. (LIE 35)

Die Rivalitäten, die Cleo und ihr Mann im Familien- und Geschäftsleben ausfechten, setzen sich also bis ins Ehebett in Form einer „sex battle“ fort. Dass Cleo und Bart trotzdem eine Tochter haben, hängt damit zusammen, dass Cleo ein einziges Mal schwach wurde („she conceived a child on a night when her body’s hunger broke down her controlled resistance“, LIE 35). Im Lauf des Romans wird Cleos Urteil über Männer immer schärfer, wie das folgende Zitat belegt: „Men were nothing but stomach and the other thing. It would be a happy day for women if both could be cut out“ (LIE 116). Im Fall von Cleo mag dieser ständige Kampf mit Männern und speziell ihrem Ehemann aus einem Gefühl der Unterlegenheit resultieren, sich folgendermaßen beschrieben wird:

When men spoke, she knew that their words were larger than hers, their interests broader. She could not bear knowing that there were many things she didn’t know; that a man could introduce a subject, and she would have to be silent. (LIE 140)

Dass Cleo sich im Beisein von Männern zum Schweigen verurteilt fühlt, was damit zusammenhängt, dass ihr wegen ihres Geschlechts weniger Bildung zugekommen war als Jungen,

entspricht einem klassischen Topos feministischer Theorie. Dass jedoch die Macht zwischen den Geschlechtern im privaten Bereich ganz anders verteilt sein kann, wird in *The Living Is Easy* ebenfalls deutlich. Cleo entspricht bisweilen durchaus dem negativen Stereotyp der Matriarchin, was den Umgang mit Männern nicht gerade erleichtert.

Betrachtet man allerdings Cleos und Barts Umgang mit bzw. ihre Negierung von Sexualität vor dem Hintergrund der schwarzen Mittelklasse im Allgemeinen, ergeben sich zusätzliche Deutungsmöglichkeiten. Wie schon weiter oben angedeutet, unterscheiden sich die Weiblichkeitsvorstellungen im Hinblick auf schwarze und weiße Frauen, beispielsweise in ihrem Verhältnis zu Arbeit. Ein weiteres Gebiet, auf dem *race* Einfluss auf *gender* nimmt, ist Sexualität. Ein häufiges Stereotyp im Hinblick auf schwarze Männer und Frauen, das aus der rassistischen Assoziation von Schwarzen mit Animalität herrührt, besagt, dass sie stärker sexuell orientiert und aktiv seien als Weiße. Bezogen auf schwarze Männer zeigt sich dies am Klischee des schwarzen Vergewaltigers. Die weibliche Entsprechung ist die „Jezebel“, die nichts anderes im Sinn hat, als (weiße) Männer zu verführen. Dieses Klischee geht auf die Zeiten der Segregation zurück, als Geschlechtsverkehr und Ehen zwischen Schwarzen und Weißen verboten waren. Cornel West fasst dieses und andere Stereotypen über Schwarze folgendermaßen zusammen:

The dominant myths draw black women and men either as threatening creatures who have the potential for sexual power over whites, or as harmless, desexed, underlings of white culture. There is Jezebel (the seductive temptress), Sapphire (the evil, manipulative bitch), or Aunt Jemima (the sexless, long-suffering nurturer). (West 1994: 119)

Diese Stereotypen - Jezebel, Sapphire und Aunt Jemima - wirken in den USA bis heute nach.⁷⁶ Ihnen ist gemeinsam, dass die Körper der Betroffenen als „anders“ und abweichend von der Norm gedacht werden:

The myths offer distorted, dehumanized creatures whose bodies – color of skin, shape of nose and lips, type of hair, size of hips – are already distinguished from the white norm of beauty and whose fearful sexual activities are deemed disgusting, dirty, or funky and considered less acceptable. (West 1994: 120)

⁷⁶ Das Fortwirken dieser Klischees lässt sich unter anderem anhand der US-amerikanischen Populärkultur, z. B. der Darstellung schwarzer Frauen in Musikvideos oder Spielfilmen, zeigen. Aunt Jemima ist von allen Klischees vielleicht im täglichen Leben am gegenwärtigsten: sie findet sich breit grinsend auf zahlreichen Lebensmittelverpackungen. In diesem Stereotyp verbinden sich in paradigmatischer Weise *race*, Klasse und Geschlecht, wie Carla Willard argumentiert: „Under the paternal wing of apparently nurturing ex-masters, Black dependency was celebrated and reinforced through Jemima, an Auntie-type that, like New South types, performed the ‘old’ domestic tasks that were devalued in white performance and that only Black types were imagined to perform happily“ (Willard 1998: 23).

Nichtweiße werden also als „the other“ konstruiert und lösen aufgrund des ihnen zugeschriebenen Umgangs mit Sexualität Furcht und Abscheu aus. Die dominierende „mythical norm“, die Audre Lorde als „white, thin, male, young, heterosexual, Christian, and financially secure“ (Lorde 1984: 116) definierte, behindert Angehörige ethnischer Minderheiten beim sozialen Aufstieg. Um gesellschaftlich akzeptiert zu werden, musste die schwarze Mittelklasse demnach anstreben, möglichst wenig „schwarz“ zu erscheinen, eine Entwicklung, die neben Dorothy West auch andere schwarze SchriftstellerInnen wie etwa Jessie Fauset beschrieben:

Fauset and West were writing about the emerging black middle-class after World war I in the urban areas of the North, New York and Boston, and the particular problems of black self-definition which resulted from the black bourgeoisie's dream of upward mobility in a racially segregated society. According to such sociologists as Franklin Frazier and Nathan Hare, the black middle-class began to imitate the values, standards and the life style of the white middle-class in an attempt to assimilate. (Rueschmann 1992: 121)

Neben der Vorliebe für hellen Teint zeigt sich dieser Versuch der Assimilation auch im Hinblick auf Vorstellungen über Respektabilität. In *The Living Is Easy* wird das Problem von Schwarzen im Hinblick auf gesellschaftliche Akzeptanz und Aufstieg einmal folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „A colored man can never afford to forget himself, no matter what the provocation. He must always be superior to a white man if he wants to be that white man's equal“ (LIE 127-128). Dass die Normen für Respektabilität gewissermaßen übererfüllt werden mussten, zeigt sich auch im Zusammenhang mit Vorstellungen über Weiblichkeit. Weil man von den Weißen anerkannt werden wollte, fielen die Geschlechterrollen besonders konservativ aus. Nach Claudia Tate war „the highly noticeable exercise of Victorian gender roles [...] a candid sign of the black middle-class' claim on respectable citizenship“ (Tate 1992: 56). Als Reaktion auf die stark sexuell geprägten Stereotype distanzierte man sich besonders von allem, was mit Sexualität zu tun hatte. Klasse, *gender* und *race* lassen sich im Hinblick auf diese Entwicklung nicht voneinander trennen.

An Cleos und Barts „sex battle“ bzw. ihrer Negierung von Sexualität ist interessant, dass die Absenz von sexueller Aktivität keineswegs nur auf Cleo zurückzuführen ist. In der weiter oben zitierten Passage heißt es im Hinblick auf Bart: „It did not torment him to lie beside her and know that he could not possess her. He threw his energy into buying and selling. For he loved his fruit almost as much as he loved his wife“ (LIE 35). Bart zeigt sich in dieser Fixierung auf sozialen Aufstieg als typischer Vertreter der aufstiegsorientierten schwarzen Mittelklasse; er braucht seine Frau zwar, wie weiter unten ausführlicher geschildert wird, zur Repräsentation der Familie nach außen, ist aber ansonsten stark auf wirtschaftlichen Erfolg

bedacht. In Nella Larsens *Quicksand* und *Passing* findet sich ebenfalls eine diametral entgegengesetzte Verteilung von Sexualität zwischen der schwarzen Unter- und Mittelklasse, was sich darauf zurückführen lässt, dass die Texte Wests und Larsens in ähnlichen Milieus angesiedelt sind.

4.5.2 Repräsentation, Klasse und Geschlecht

Der Versuch, gesellschaftlich aufzusteigen, ist eines der beherrschenden Themen in *The Living Is Easy*. Die Wohnsituation, insbesondere die Wohnlage, spielt eine wichtige Rolle bei der Zurschaustellung von Klassenunterschieden. Es ist daher kein Zufall, dass der Roman mit Cleos Suche nach einem Haus mit einer besseren Adresse beginnt. Um zu verstehen, warum Cleo Wert darauf legt, in ein anderes Viertel von Boston zu ziehen, muss zunächst kurz der historische Hintergrund erläutert werden.

Die Handlung des Romans ist zur Zeit des Ersten Weltkrieges angesiedelt, als gerade die *Great Migration* im Gange war, eine Wanderbewegung hunderttausender Schwarzer aus dem armen, ländlichen Süden in die industrialisierten Städte des Nordens, wo sie Arbeit zu finden hofften.⁷⁷ Der Zustrom dieser „immigrants“, wie sie interessanterweise häufig genannt wurden, erweckte sowohl bei Weißen als auch bei Schwarzen Unbehagen (Pleck 1979: 77). Adelaide Cromwell schreibt in ihrem Buch über die „Black Brahmins“: „The class-conscious, ingrown Negro society had no room for integrating the uncongenial immigrants“ (Cromwell 1982: 63). Selbst schwarze Intellektuelle wie W.E.B. DuBois standen dem Zustrom so vieler Schwarzer aus dem Süden skeptisch gegenüber. In *The Black North in 1901. A Social Study* bezeichnet DuBois die Neuankömmlinge als „low characters“ und spricht von „two classes of people“, in die Schwarze aus dem Süden und dem Norden zerfallen (DuBois 1969: 31, 39). In *The Living Is Easy* wird schonungslos die ablehnende Haltung der besseren schwarzen Kreise gegenüber den Neuankömmlingen beschrieben. Thea, eine Frau aus einer der besten schwarzen Familien, denkt folgendermaßen über die Zugewanderten: „These people smelled, they wore queer clothes, they spoke a strange tongue, and their blood was black, while hers was blue“ (LIE 125). Theas heller Teint und ihr elitäres, fast aristokratisches Bewusstsein machen sie zu einer typischen Vertreterin der schwarzen Oberschicht in Boston.

⁷⁷ Zwischen 1870 und 1890 waren es ca. 80 000, die in den Norden kamen, zwischen 1890 und 1910 ca. 200 000, und allein zwischen 1916 und 1919 ca. 500 000 Menschen. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges verstärkte diese Wanderbewegung, da die Einwanderung aus Europa durch den Krieg unterbrochen wurde und deswegen erhöhter Arbeitskräftebedarf bestand (Heideking 1996: 255).

Diese etablierte schwarze Oberschicht fürchtete, ihren guten Ruf zu verlieren, wenn sie aufgrund ihrer Hautfarbe mit den neu zugezogenen, arbeitssuchenden „Southerners“ assoziiert würde. In Boston setzten als Reaktion auf den Zuzug vieler Schwarzer und europäischer Einwanderer mehrere Wanderungsbewegungen ein, die in *The Living Is Easy* eine Rolle spielen. Weiße zogen weg aus Vierteln, in denen Schwarze sowie Immigranten lebten, und Schwarze aus den besseren Kreisen rückten in die von Weißen verlassenen Gegenden nach.⁷⁸ Cleo hat sich zum Ziel gesetzt, ein Haus in dem vornehmen Stadtteil Brookline zu mieten, einem Viertel, das W.E.B. DuBois als „aristocratic suburb“ bezeichnet hatte (DuBois 1969: 32). Der weiße Vermieter zieht aus, weil für seinen Geschmack zu viele irischen Familien in die Nähe gezogen sind und wehrt sich empört gegen Cleos Verdacht, sein Umzug sei auf Vorurteile gegenüber Schwarzen zurückzuführen: „Madam, my father was a leader in the Underground Movement. I was brought up in an Abolitionist household. Your accusation of color prejudice is grossly impertinent“ (LIE 46). In dieser Hinsicht ist er ein typischer *Bostonian*, der viel auf die Tradition hält, ihr allerdings im Alltag nicht immer gerecht wird. Dasselbe trifft auf die Weißen in der Straßenbahn zu, die Cleo und Judy auf ihrem Weg zur Besichtigung des Hauses aus den Augenwinkeln beobachten:

They did not stare at Cleo and Judy, but they were discreetly aware of the pair, and appreciative of their neat appearance. Boston whites of the better classes were never upset nor dismayed by the sight of one or two Negroes exercising equal rights. They cheerfully stomach three or four when they carried themselves inconspicuously. To them the minor phenomenon of a colored face was a reminder of the proud role their forebears had played in the freeing of the human spirit for aspirations beyond the badge of house slave. (LIE 40)

West ist jedoch fair genug, nicht nur den Rassismus der Weißen zu beschreiben; Cleo unterscheidet sich in dieser Hinsicht nur unwesentlich von den weißen Passagieren in der Straßenbahn, denn „Cleo was pleased to see that there were no other colored passengers aboard“ (LIE 40). Sie hofft, der Umzug in eine bessere, d.h. weißere Gegend, werde sie ihrem Ziel des gesellschaftlichen Aufstiegs näher bringen und ihr insbesondere Abstand von den immer zahlreicher werdenden „Southerners“ verschaffen. Ihr geht es wie den anderen „nicer colored people“ Bostons:

The nicer colored people, preceded by a similar class of whites, were moving out of the South End, so prophetically named with this influx of black cotton-belters.

⁷⁸ Ursprünglich war die schwarze Bevölkerung Bostons im West End konzentriert gewesen; aufgrund der zahlreichen Neuankömmlinge aus dem Süden zogen viele wohlhabende Schwarze ins South End und schließlich nach Roxbury (O'Connor 1991: 212-213), wo auch Cleo gerne wohnen würde.

For years these northern Negroes had lived next door to white neighbors and taken pride in proximity. They viewed their southern brothers with alarm, and scattered all over the city and its suburbs to escape this plague of their own locusts. (LIE 5)

Die Bezeichnung der Neuankömmlinge als „locusts“ zeigt, wie unerwünscht sie waren. Die etablierten Familien hatten ihre eigenen Vorstellungen davon, wer wohin kommen sollte und was mit dem Rest geschehen sollte:

The nice colored people should come North. They needn't all come to Boston. There were many other large cities among which they could disperse themselves without dispossessing the already established families. As for the other elements, their extermination was the best thing possible. (LIE 135)

In diesem Zitat wird deutlich, dass die Ablehnung der Zugezogenen hauptsächlich ökonomisch motiviert war: man fürchtete, „dispossessed“ zu werden und das zu verlieren, was man sich über Jahre oder Jahrzehnte erarbeitet hatte. Dass es über die Schwarzen mit dunklerem Teint heißt, „their extermination was the best thing possible“, mag zunächst schockierend klingen. Vor dem Hintergrund der Popularität eugenischen Gedankenguts in den USA, die auch in Le Sueurs *The Girl* zur Sprache kommt, erstaunt die Formulierung jedoch weniger. Cleos persönliche Motivation, mehr Abstand zwischen sich und die „Southerners“ zu bringen, hängt nicht nur mit ihrem Bestreben nach einer besseren, repräsentativeren Adresse, sondern auch mit der Erziehung ihrer Tochter Judy zusammen. Als sie Kinder aus dem Süden in Judys Schule sieht, reagiert sie folgendermaßen:

“Little knotty-head niggers,” she would mutter unkindly, while Judy looked shocked because “nigger” was a bad word. These midget comedians made Cleo feel that she was back in the Deep South. Their accents prickled her scalp. Their raucous laughter soured the sweet New England air. [...] These r’aring-tearing young ones had brought the folkways of the South to the classrooms of the North. Their numerical strength gave them the brass to mock their timid teachers and resist attempts to make them conform to Massachusetts pattern. Those among them who were born in Boston fell into the customs of their southern-bred kin before they were old enough to know that a Bostonian, black or white, should consider himself a special species of fish. (LIE 5)

Cleo fürchtet also, das kulturelle Kapital, das ihre Tochter durch die Erziehung zu einer „Boston Lady“ ansammeln soll, gehe durch den Kontakt mit den Kindern der Neuankömmlinge aus dem Süden verloren. Die Konfrontation zwischen „Southerners“ und „Northerners“ findet nicht nur auf der Ebene der Kinder, sondern auch auf der der Erwachsenen statt, wie sich bei der Besichtigung des Hauses zeigt. Es kommt zu einem Schlagabtausch zwischen Cleo und der schwarzen Hausangestellten, der bezeichnend ist für die offen zutage tretenden Klassenunterschiede unter den schwarzen Einwohnern Bostons. Die aus dem Süden stammende schwarze Angestellte verachtet die Schwarzen der besseren Kreise:

She knew these stuck-up northern Niggers. Thought they were better than southern niggers. Well, all of them looked alike to the white man. Let this high-yaller woman go down South and she'd find out. (LIE 42)

In dieser Passage kommt ein Aspekt zur Sprache, der eine wichtige Rolle im Hinblick auf die Klassenunterschiede innerhalb der schwarzen Bevölkerung spielt: Hautfarbe bzw. Teint. Cleos Hautfarbe wird als „high-yaller“ bezeichnet, ein Ausdruck für hellen Teint bei Schwarzen,⁷⁹ der vor allem in der Oberschicht häufig zu finden ist. Hier stoßen zwei Frauen aufeinander, die zwar derselben ethnischen Gruppe angehören, darüber hinaus aber scheinbar nichts gemeinsam haben. Entsprechend ressentimentgeladen ist der kurze Dialog, der sich entwickelt:

„What's the name?“ the maid asked briefly. If this woman wanted to be treated like white folks, at least she wasn't going to be treated like quality white folks. “The name is Mrs. Judson,” Cleo said readily. She had been asked a proper question, and she was perfectly willing to answer it. This peevish incivility was much less insulting than the earlier intimacy. If she had wanted to gossip with the servant before seeing the master, she would have used the back door. (LIE 43)

Als sich die Angestellte schon auf den Weg gemacht hat, den Hausbesitzer zu holen, sagt Cleo deutlich hörbar für alle Anwesenden zu ihrer Tochter Judy:

“Always remember [...] that good manners put you in the parlor and poor manners keep you in the kitchen. [...] That's what I am paying good money to your governess for [...]. So you won't have to wear an apron.“ (LIE 43)

Das Paradoxe an dieser Äußerung ist, dass Cleo das ökonomische und kulturelle Kapital ihrer Familie herausstelle will, dies allerdings in einer Art und Weise tut, die einer Dame – die sie ja sein will – nicht entspricht. Judy, die durch Miss Binney zu einer „Boston Lady“ erzogen werden soll und z. B. Klavierunterricht erhält, weil „[a]ll nice children started piano lessons at five“ (LIE 101), weiß, dass Cleos Habitus und ihre angestrebte Wirkung nicht übereinstimmen:

Judy stared down at her shoes, feeling very uncomfortable [...]. Miss Binney always said that a lady must keep her voice low, and never boast, and never, never say anything that might hurt somebody's feelings. (LIE 43)

⁷⁹ Wie wichtig feinste Abstufungen des Teints sind, zeigt sich an den zahlreichen Bezeichnungen dafür. Allein für „light skinned“ gibt es folgende Abstufungen: „high yaller, yaller, pink, pink-toes, mustard seed, punkin seed, honey, lemon-colored, copper-hued, olive“ (Watson 1995: 88). In *The Living Is Easy* spielen diese feinen Abstufungen eine große Rolle, wie das folgende Zitat über einen für die Oberschicht relativ dunklen Mann und seine Frau zeigt: „Plain-featured, dark-yellow Cole beside her was considered a fortunate man because he had a doctor's degree and a fair-skinned wife who would give him fair children“ (LIE 246).

Ein Blick auf Cleos Lebensgeschichte – die die Hausangestellte freilich nicht kennen kann – erklärt, warum Cleo dem Ideal von „ladyhood“ nicht entspricht. Ironischerweise stammt sie, die so viel Wert auf Abstand von den Schwarzen der unteren Schichten legt, selbst aus dem Süden und arbeitete als Hausangestellte, bevor sie Bart kennen lernte; nur durch ihre Heirat konnte sie in die obere Mittelklasse aufsteigen. Da sie aus einfachen Verhältnissen kommt, ist ihr Verhältnis zu Kultur ein instrumentelles, kein verinnerlichtes: „To Cleo culture was a garment that she had learned to get into quickly and out of just as fast“ (LIE 44). In Bourdieus Worten ausgedrückt verfügt sie nicht über den Habitus bzw. das inkorporierte kulturelle Kapital, das in der Schicht, zu der sie gerne gehören wurde, erwartet wird. Cleo ist sich dieses Problems bewusst und legt daher umso mehr Wert auf die Erziehung ihrer Tochter Judy zu einer *proper Bostonian*.

Nach der Besichtigung des Hauses wähnt Cleo sich zunächst am Ziel ihrer Träume vom Aufstieg ihrer Familie, bis sie feststellen muss, dass Brookline erst auf der gegenüberliegenden Straßenseite beginnt – was sie jedoch nicht daran hindert, im Kopf schon die Ankündigung ihres Umzugs zu entwerfen: „You must come to see us at our new address. We’ve taken a house in Brookline“ (LIE 40). Gegenüber einer Bekannten stellt sie den Umzug als selbstloses Unterfangen dar, das vor allem dem Wohl ihrer Tochter dienen soll: „what can you do when there are children to consider? Whatever the cost, you owe them a good address“ (LIE 118). Cleo denkt bei dem Umzug aber ebenso an sich und die angestrebte Verbesserung ihrer Kontakte zu Schwarzen aus den besseren Kreisen Bostons. Das Problem an Cleos Streben nach Ansammlung von mehr ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital ist jedoch, dass ihre finanziellen Voraussetzungen knapper bemessen sind, als sie es wahrhaben will. Häufig ist Bart derjenige, der ihr klarzumachen versucht, dass sie in der Gefahr steht, die vorhandenen Ressourcen überzustrapazieren. So führt das Ehepaar noch vor Cleos Besichtigung des Hauses eine kontroverse Diskussion über dessen Größe. Bart fragt „[w]hat in the name of common sense [...] do we want with a ten-room house? We’d rattle around like three pills in a box, paying good money for unused space“ (LIE 6). Er nimmt an, dass seine Familie gar nicht in der Lage wäre, die zehn Räume zu nutzen. Cleo hat jedoch schon einen Plan parat:

“I’ll tell you how I figure we can swing the rent without a strain. We can live on one floor and let the other two. If we got fifteen dollars a floor, our part would be plain sailing.” (LIE 7)

Außerdem kann sie als Argument für das Haus anführen, dass ihre Tochter von dem Umzug in eine bessere Gegend profitieren würde, weil sie eine bessere Schule besuchen könnte:

“Don’t think I want the care of a three-story house. I wasn’t born to work myself to the bone. It’s Judy I’m thinking of. I won’t have her starting school with hoodlums.” (LIE 7)

Cleo verfolgt also Ziele auf mehreren Ebenen. Zum einen will sie das ökonomische Kapital ihres Mannes in soziales Kapital umwandeln, indem sie ihrer Familie den Zugang zur schwarzen Oberschicht ebnet. Zum anderen geht es darum, kulturelles Kapital zu akkumulieren: Judy soll durch Benimmunterricht zu einer „Boston lady“ erzogen werden und mit Kindern aus den besseren Kreisen zur Schule gehen. Cleos Vorgehensweise ist Barts geschäftlicher Denkweise nicht unähnlich, nur die jeweiligen Bereiche sind unterschiedlich: Bart vermehrt durch Fruchtehandel das ökonomische Kapital der Familie, während Cleo dieses in soziales und kulturelles Kapital umwandelt.

Wie an zahlreichen Stellen des Romans deutlich wird, befriedigen Cleo diese Aufgaben im Hintergrund keineswegs. Wenn sie das Geschäft ihres Mannes neben dem Markt aufsucht, wird sie „jealous of all the free-striding life around her“ (LIE 70) und denkt bei sich:

[H]ere in the market was all the maleness of men. This was their world in which they moved without the command of women. The air hung heavy with their male smell and the pungent odor of their sweat. Their rolled-up sleeves showed the ripples of their hard muscles. (LIE 70).

Wie aus diesen Zitaten deutlich wird, fasziniert der Markt Cleo in zweierlei Hinsicht. Zum einen wird ihr die Freiheit und Eigenständigkeit vor Augen geführt, die ihr als Frau verwehrt ist. Zum anderen zeigt sich, dass Cleo kein asexuelles Wesen ist, auch wenn sie mit ihrem Ehemann keinen sexuellen Kontakt hat. Die Konfrontation mit der körperlichen „maleness of men“ stellt einen zweiten anziehenden Aspekt in der männlich dominierten Welt des Marktes dar. Wichtiger ist jedoch der erste Punkt, nämlich dass Frauen – jedenfalls aus den mittleren und oberen Schichten – lange Zeit daran gehindert wurden, ihren eigenen Lebensunterhalt zu verdienen und so mehr Eigenständigkeit zu erlangen. Dieser Ausschluss von Frauen aus der männlichen Welt der Geschäfte ist aus feministischer Sicht vielfach kritisiert worden. Pamela Sanders bemerkt im Hinblick auf *The Living Is Easy*: „Through the character of Cleo, West offers a critique of the American patriarchal society with its long-established dichotomy: an unlimited public/buisness sphere for men and a limited private/domestic sphere for women“ (Sanders 2002: 435). Ehefrauen fungierten gewissermaßen nur als Ausstellungsstücke, wie Mary Helen Washington schreibt: „Women in Cleo’s class have no value except as their husbands’ showpieces. [...] Cleo tries to exert her will against a world of male prerogative but [...] she finds no outlet for her wild and boundless energy“ (Washington 1984: 153). Wa-

shington hat zwar Recht, wenn sie auf die Benachteiligung der Frauen hinweist; die Bedeutung der von Frauen geleisteten Beziehungs- und Repräsentationsarbeit für den Status einer Familie sollte jedoch nicht unterschätzt werden. In Cleos Fall geht ihre Strategie, durch Umzug den Status ihrer Familie zu erhöhen, tatsächlich auf; eine Weihnachtsfeier in dem neuen Haus öffnet ihr die Tür zu den besseren schwarzen Kreisen: „this exciting evening [...] saw her accepted as an integral part of Boston society“ (LIE 266).

Bart unterstützt durchaus Cleos Pläne; sie sind für seinen Geschmack allerdings immer ein wenig zu kostspielig. Daher versucht er Cleos Investitionen in das Haus zu bremsen, was sie ihm übel nimmt. Cleo beschwert sich mit deutlichen Worten:

“You run a big store. You take in a lot of money. But whenever I corner you for a dime, it’s like pulling teeth to get it out of you. You always have the same excuse. You need every dollar to buy bananas. And when I say, What’s the sense of being in business if you can’t enjoy your cash, you always say, In business you have to spend money to make money. Now when I try to advise you to buy a few measly sticks of bedroom furniture, a man who spends thousands of dollars on fruit, you balk like a mule at a racetrack.” (LIE 9)

Barts Bedenken sind durchaus typisch für Ehen der Mittelklasse. Es ist zwar gewollt, dass die Ehefrau nach außen die Verhältnisse bestmöglich repräsentiert und sie möglichst sogar besser darstellt, als sie tatsächlich sind; dies kostet jedoch meist mehr, als den für die Finanzen zuständigen Ehemännern lieb ist. Letztendlich kann Bart Cleos Denkweise doch noch nachvollziehen:

“I see what you mean [...]. I try to keep my store filled with fruit. I can’t bear to see an empty storeroom. I guess you got a right to feel the same way about a house [...].” (LIE 9)

Dass Bart schließlich ihre Arbeit für die Familie versteht und anerkennt, stimmt Cleo milder:

“Well, I guess you’re not the worst husband in the world,” she acknowledged softly, and added slowly, “And I guess I’m the kind of wife God made me.” But she did not like the echo of that in her ears. She said quickly, “And you can like it or lump it.” (LIE 9)

In dieser Passage zeigen sich die beiden Seiten von Cleos Persönlichkeit: einerseits schätzt sie Bart und weiß um ihre eigenen Unzulänglichkeiten, andererseits ist sie nur bedingt zu Anpassung und Zugeständnissen bereit. Bart wiederum versteht, dass Cleo in ihrem Bereich – dem häuslichen – ähnlich geschäftlich handelt wie er in seinem und gibt ihr die nötige Freiheit dafür.

4.5.3 Funktionen einer Ehe

In Cleos und Barts Ehe gibt es durchaus häufig Konflikte wie etwa im Hinblick auf den Umzug, insgesamt aber können sich beide mit der Ehe arrangieren. Das zugrunde liegende Rollenmodell ist traditionell: Bart bezieht sein Selbstwertgefühl als Mann aus seiner Rolle als Ernährer der Familie. Dies wird z. B. aus folgender Äußerung Barts gegenüber Cleo ersichtlich:

“You and the child will never eat less than the best as long as I live. And all my planning is to see to it that you’ll never know want when I’m gone. No one on earth will ever say that I wasn’t a good provider. That’s my pride, Cleo. Don’t hurt it when you don’t have to.” (LIE 9)

Bart hat nicht nur den Anspruch, seine Familie mit dem Nötigsten zu versorgen, er will ihr auch einen gewissen Luxus ermöglichen. Der Preis, den seine Ehefrau dafür zu zahlen hat, ist die Anpassung an seine Vorstellungen von Ehe. Für Bart sind Mann und Frau eine Einheit („A woman and a man ain’t nothing apart“, LIE 236), die an einem Strang ziehen sollten: „You must work with me, Cleo. If you work against me, you’re the child’s enemy“ (LIE 147). Cleos Situation ist die klassisch weibliche: sie ist von Bart abhängig und konnte nur durch ihn von der Hausangestellten in die Mittelklasse aufsteigen. Ihre momentane Lage ist paradox: einerseits weiß sie, dass sie nur durch Heirat an ihren jetzigen Platz gelangen konnte, andererseits fühlt sie sich durch die Geschlechterrollen, die in der Mittelschicht gelten, eingeschränkt. Nach außen hin ist Cleo in ihrer Rolle als Ehefrau eines erfolgreichen Geschäftsmannes also alles andere als eine Matriarchin und entspricht nicht diesem gängigen Klischee über schwarze Frauen. Bei genauerer Betrachtung der Familienverhältnisse stellt sich jedoch die Frage, wer das Heft in der Hand hat, denn es kommt häufig zu Machtkämpfen zwischen ihr und Bart: „[h]er despotic nature found Mr. Judson a rival“ (LIE 70).

Dass es im Verlauf einer längeren Ehe zu solchen Machtkämpfen kommen würde, hatte Cleo nicht einkalkuliert. Sie hatte gehofft, der dreiundzwanzig Jahre ältere Bart würde ihr nicht allzu lange erhalten bleiben. Als Bart nach mehreren gemeinsamen Jahren noch lebt, wird Cleo klar, dass ihre anfängliche Kalkulation nicht aufgehen würde: „He was twenty-three years her senior. She had been ignorant enough at eighteen to think she was marrying an old man who would leave her a rich young widow“ (LIE 144). Ironischerweise hatte Bart genau davor Angst, bis er Cleo kennen lernte („He had distrusted women until now. He thought all

they saw in a man was his pocketbook“, LIE 32).⁸⁰ Diese Skepsis bewahrte ihn nicht davor, mit Cleo an eine Frau zu geraten, bei der finanzielle Erwägungen eine große Rolle bei der Heirat spielten. Adelaide Cromwell fasst die Verhältnisse folgendermaßen zusammen: „For [Cleo], any expression of love is weakness, and the exercise of power seems to bring no happiness. She wants money and the comforts of the good life for herself. Judy is the tie that binds. She will keep Bart giving“ (Cromwell 1982: 360). Cleo sieht Bart also hauptsächlich als Versorger und fühlt sich von weitergehenden Wünschen Barts belästigt, während sich Bart eine weniger eigensinnige Frau wünschen würde. Trotzdem erfüllt ihre Ehe für beide nützliche Funktionen: Cleo ist gesellschaftlich aufgestiegen, und Bart ist auf Cleo angewiesen, um das Familienleben und die Repräsentation nach außen zu organisieren.

Nach dem Umzug in eine bessere Gegend, der einen entscheidenden Beitrag leisten sollte zum Aufstieg der Familie, scheint Cleos Plan zunächst aufzugehen: sie wird, wie beschrieben, nach einer Weihnachtsfeier in ihrem Haus ein Mitglied der besseren schwarzen Kreise Bostons. Zugleich jedoch trifft die Familie ein schwerer Schlag. Während der Weihnachtsfeier bittet der Dekan eines schwarzen College aus dem Süden um Unterstützung für einen Schwarzen, der einen Weißen getötet hat und dafür zum Tod verurteilt werden soll. Wie sich herausstellt, ist dieser Schwarze Cleos Schwager Robert Jones, und ihr Vater ist bei dem Versuch ertrunken, Robert bei der Flucht über einen Fluss zu helfen. Diese Neuigkeiten gehen über Cleos Kräfte; Bart spürt ihre Verzweiflung und reagiert hilfsbereit. Der sich daraus entwickelnde Dialog ist aufschlussreich, weil die Einstellungen der Ehepartner zueinander in der Krise deutlich zutage treten. Bart bietet Cleo sofort an, ihr Geld für eine Reise in den Süden zu geben. Dadurch wird Cleo bewusst, was sie an Bart hat:

She had no time to wonder why this man of the enemy side could tell her by speaking her name that his strength would sustain them both. She knew, and could not take time to deny it, that in him was a vital power from which she was renewing her own. His presence was calming her turbulence, restoring her courage, and clearing her mind for furious thinking. If he left her alone, some part of herself that had fastened itself to him with tentacles would be torn from her. (LIE 272-273)

⁸⁰ Bart ist nicht der einzige männliche Charakter in *The Living Is Easy*, der den Frauen aufgrund möglicher finanzieller Gründe für Eheschließungen misstraut. Auch Simeon Binney findet, dass „[t]he world is too full of women who feed on men“ (LIE 140). Auf der anderen Seite tut er genau dies – er heiratet aufgrund finanzieller Überlegungen. Simeon erklärt Cleo: „My marriage to Leonore Evans can be a a very natural thing. She has money. I haven’t“ (LIE 142). Es ist wichtig anzumerken, dass Cleo nicht die einzige Figur in *The Living Is Easy* ist, deren Leben von ökonomischen Überlegungen gesteuert wird.

Cleo verspürt durchaus Gefühle für Bart, auch wenn sie meist ihre Emotionen verbirgt. Allerdings ist es vielleicht bezeichnend für Cleos Verhältnis zu Bart, dass in dieser Passage nicht nur von Zuneigung, sondern auch von „tentacles“, also Fangarmen, die Rede ist. Interpretiert man *The Living Is Easy* aus konservativer Sicht, könnte Bart durchaus als eine Art Opfer oder Beute betrachtet werden, das von Cleo – vor allem finanziell – ausgenommen wird. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, dass Bart auch von Cleos Repräsentationsarbeit für die Familie profitiert. Aus feministischer Sicht liest sich der Text ohnehin positiver, nämlich als Schilderung des Lebens einer selbstbewussten Frau; freilich muss man in dieser Lesart zugestehen, dass die Protagonistin auch ihre dunklen Seiten hat.

Solange es bei der Diskussion um Robert nur um eine Reise in den Süden geht, zeigt sich Bart äußerst verständnisvoll. Cleo erwartet jedoch mehr von ihm: sie weiß, dass es ihr nur mit Hilfe seiner Beziehungen und seines Geldes möglich ist, einen Anwalt zu finden, der einen Freispruch für Robert erreichen kann. Daraufhin eröffnet Bart Cleo, dass er bei weitem nicht mehr über so viel Geld verfügt, wie sie glaubt. Außerdem argumentiert er, dass er das Geld, das er für Judys Erbe beiseite gelegt hat, nicht antasten will. Diese Strategie Barts hat ihren Grund in einem Zusammenhang zwischen Klasse und Geschlecht. Hätte Bart einen Sohn, hätte er kein Geld beiseite gelegt, sondern wäre davon ausgegangen, dass sein Sohn später sein Geschäft übernimmt (LIE 275). Bart verschließt sich also zunächst Cleos Bitten:

His words lashed out at her. “I’m telling you I won’t wipe out the child’s inheritance. You got a way of making a man seem mean [...]” She rose and the blood began to burn in her cheeks. “Talk big, Mister Nigger. You’re the one holding the moneybags. Go on and talk. I’ve got to listen. I can’t tell you to take your money and be damned. All I can do is humble myself. All I can do is beg. How do you want me, down on my knees? I never knelt to a man in my life, but I’ll kneel to a nigger now.” (LIE 276)

In dieser Passage wird deutlich, wie die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern letztendlich verteilt sind. Cleo mag zwar über weite Strecken des Romans sehr dominant erscheinen; wenn es aber um grundsätzliche finanzielle Entscheidungen geht, ist sie völlig auf Bart angewiesen. Bart, der bisher die traditionellen Geschlechterrollen schätzte, erkennt jetzt die Kehrseite, die damit einhergeht:

He saw with bitter clarity his position and [hers]. Cleo could not go to her dead father [...] unless he gave [her] a few miserable dollars for train fare. The dependency of women had been the thing he had cherished them for. Yet in this moment he was sharply aware of the brutal weapon dependency wielded. (LIE 277)

Als er realisiert, wie abhängig Cleo aufgrund der patriarchalischen Ehekonstruktion von ihm ist, bringt ihn sein Verantwortungsgefühl dazu, nachzugeben:

“Cleo, I’ll talk to my lawyer first thing tomorrow. He’ll know the best man to take Robert’s case. I’ll telephone you to meet me and tell him the whole story.” (LIE 279)

In dieser Situation hat Bart die Oberhand: nur seine Möglichkeiten und Kontakte eröffnen die Möglichkeit, Robert zu retten. Wie bei der weiter oben geschilderten Diskussion um den Umzug endet dieser Dialog in einem hart erkämpften Kompromiss: Bart gibt Cleos Bitten, einen guten Anwalt zu suchen, nach, gleichzeitig macht er jedoch klar, dass der Geldvorrat der Familie begrenzt und sogar im Abnehmen begriffen ist. Bart und Cleo können sich also durchaus auseinander setzen, ohne dass ihre Dialoge nur aus parallel laufenden Monologen bestehen. Die Diskussion um den Anwalt für Robert löst bei Bart ein Nachdenken über die traditionelle Rollenverteilung aus, während Cleo auf einmal deutlich wird, wie abhängig sie von Bart ist, und zwar nicht nur in finanzieller, sondern durchaus auch in emotionaler Hinsicht:

Suddenly she was glad that Mama had died before Pa. Mama would have been as sad and lonesome without Pa as she – and slowly her stubborn heart yielded – as she would be without Mr. Judson. (LIE 280)

Mit dieser Passage endet der erste Teil des Romans. Im zweiten Teil wird klar, dass dies eine Vorahnung war: die wirtschaftliche Situation der Familie verschlechtert sich nämlich dramatisch bis zu einem letzten Dialog zwischen Bart und Cleo, den ich abschließend behandeln werde.

4.5.4 Männlichkeit, Geld und die Fundamente einer Ehe

Am Ende des Romans ist der bisher so erfolgreiche Geschäftsmann Bart bankrott. Dies hängt unter anderem mit der wirtschaftlichen Entwicklung hin zu Ketten zusammen, die ganze Blöcke mit den kleinen Läden darin aufkaufen. Vielleicht trug auch Cleos großzügiger Umgang mit Geld zu den finanziellen Schwierigkeiten bei. Dazu kamen die Kosten für den Anwalt, der für Cleos Schwager Robert tatsächlich einen Freispruch erreichte. Der letzte Dialog des Romans beginnt damit, dass Bart etwas tut, auf das Cleo normalerweise immer sehnlichst wartete: er gibt ihr Geld:

He took an envelope out of his pocket and passed it to her. [...] There must be nearly three hundred dollars. [...] She said joyously, “Is this all mine?” He an-

swered soberly, "You're the boss now." The rush of joy drained from her. [...] She did not want the money. (LIE 344)

Bart erklärt also Cleo zur Chefin über alle – auch die finanziellen – Angelegenheiten der Familie in Boston. Er selbst beabsichtigt, für sich und seine Familie an einem anderen Ort eine neue Existenz aufzubauen. Unter anderen Umständen hätte Cleo diese neuen Kompetenzen mit Freuden übernommen; in dieser Situation ist sie allerdings konsterniert. Bisher war Bart immer derjenige gewesen, der betont hatte, dass ein Ehepaar zusammenbleiben und an einem Strang ziehen müsse. Entsprechend besorgt ist sie angesichts dieses Sinneswandels:

"Where will you go, what will you do?" she said deeply. "I'll start again at the bottom and work to the top. [...] I can do it again in New York." "New York?" It seemed a world away, the rest of her life away. "You're getting old. You need a wife to look out for you. Let me go with you." "No," he said quietly. "I don't want the child knocking around. And I wouldn't let you leave her. Boston's the best place to bring her up. Just look out for her. That's all I ask." (LIE 345-6)

Bart hat einen Plan entworfen, der seiner Ansicht nach das Beste für alle Familienmitglieder ist, auch wenn die Familie dadurch auseinander gerissen wird. Dieses Verhalten lässt sich durch seine Auffassung im Hinblick auf die Rolle von (Ehe)Männern erklären: die wichtigste Funktion des Mannes und eine notwendige Bedingung für seine Männlichkeit ist, dass er seine Familie ernähren und versorgen kann („No one on earth will ever say that I wasn't a good provider“, LIE 9). Wenn dies in Boston nicht mehr möglich ist, gibt Bart sogar eines seiner wichtigsten Prinzipien auf, nämlich „[a] woman and a man ain't nothing apart“ (LIE 236). Selbst ein Lebenszeichen will er Cleo erst schicken, wenn er Geld in den Briefumschlag stecken kann:

She held back her own tears. "Don't wait till you get some money to write. Write as soon as you get there. Let me know you're all right." He did not answer. He would never write her a letter unless he had something to put in it. He thought she would tear it up without reading it. (LIE 346)

Barts Einschätzung, dass Geld das Wichtigste für Cleo ist, war bis zu diesem Zeitpunkt meist zutreffend. In dieser Krisensituation allerdings ist die bisher eher kühle Cleo diejenige, die emotionale Aspekte betont und Bart vergebens bittet, schon eher zu schreiben. Bart lässt sich jedoch durch nichts von seinem Plan abbringen. In dem Moment, als sich die Tür hinter ihm schließt, wird Cleo die Bedeutung einer männlichen Präsenz im Haus endgültig schmerzlich bewusst:

He was gone. The front door shut softly on her manlessness. She could not just stand there gripping the table. "Who is there now to love me best? Who?" cried her frightened heart. (LIE 347)

Dass „manlessness“ für Cleo ein derart Furcht einflößender Zustand ist, hat mehrere Gründe. Zum einen ist in der sie umgebenden Gesellschaft eine Frau kein eigenständig handlungsfähiges, vollwertiges Individuum. Zum anderen weist die Frage „Who is there now to love me best?“ auf Cleos vielleicht wichtigstes Defizit sowohl in ihrer Ehe als auch generell im Verhältnis zu ihren Mitmenschen hin. Sie verstand es bis dahin immer, im Mittelpunkt zu stehen, hielt alle Fäden in der Hand und manipulierte bisweilen durch Intrigen ihre Umgebung. Dadurch ist sie äußerst geübt darin, Auswege aus schwierigen Situationen zu ersinnen. So entwirft sie auf der Stelle eine Lösung für die Lücke, die Bart hinterlassen hat – ihr Neffe Tim soll ihn ersetzen:

[Cleo's] heart began to beat strongly. "Make Tim love me best of all the world. Of all the world," it commanded. Tim, who tried so hard to be like Bart. Tim, who would try to be the man of the house. (LIE 347)

Dies ist der letzte Absatz des Romans, und vielleicht ist es bezeichnend, dass die letzten Worte von der Suche nach einem „man of the house“ handeln. Eine Frau alleine in einem Haus, und sei sie noch so selbstbewusst und eigenständig, ist als dauerhafter Zustand nicht denkbar. In dieser Angewiesenheit auf Männer kommen wieder Zusammenhänge zwischen Klasse und Geschlecht ins Spiel, die in *The Living Is Easy* eine so prominente Rolle spielen. Die Bereiche, die dabei berührt werden, sind vielfältig: die Klassenunterschiede unter Frauen und die damit einhergehenden unterschiedlichen Weiblichkeitskonzepte, der soziale Aufstieg von Frauen, der fast nur über die Ehe möglich ist, sowie die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Familie (Akkumulation von ökonomischem bzw. kulturellem und sozialem Kapital), die die weibliche Abhängigkeit reproduziert. Cleo Judson mag sich zwar nicht als Sympathieträgerin für feministische Literaturkurse eignen; bezogen auf eine Analyse von Verflechtungen zwischen Klasse und Geschlecht in der schwarzen Mittel- und Oberschicht ist eine Lektüre von *The Living Is Easy* aber durchaus lohnenswert.

Betrachtet man neben *The Living Is Easy* auch Dorothy Wests Kurzgeschichten aus den 1920er und 30er Jahren sowie ihre späteren Texte wie etwa den Roman *The Wedding* (1995), wird deutlich, dass sich Wechselwirkungen von Klasse, *race* und *gender* wie ein roter Faden durch ihr Werk ziehen. In besonderer Weise hat sich West um die schwarze Mittel- und Oberschicht verdient gemacht, die erst im Laufe des zurückliegenden Jahrzehnts verstärkt thematisiert wurde. Daneben darf jedoch nicht vergessen werden, dass sich West auch mit den Aspirationen und Nöten der schwarzen Bevölkerung aus den unteren Klassen auseinandersetzte, wie sich an ihren frühen Kurzgeschichten ablesen lässt. Auch in *The Living Is Easy*,

das größtenteils im besonders standesbewussten und exklusiven Milieu der oberen Schichten in Stadt Boston spielt, wird durch die Schilderung des Konflikts zwischen schwarzen „Northerners“ und „Southerners“ auf das Leben der weniger gut gestellten Kreise eingegangen. Dorothy West, die 1998 als letzte Überlebende der Harlem Renaissance starb, allerdings in ihrer Bekanntheit noch deutlich hinter Schriftstellerinnen wie Nella Larsen oder Zora Neale Hurston zurücksteht, hat eine weitergehende Beschäftigung mit ihrem Werk im Hinblick auf Querverbindungen zwischen Klasse, *race* und *gender* verdient.

5 Schluss: Die Multidimensionalität von Klasse bei Le Sueur, Larsen und West

Wie in der Einleitung dargelegt, ist es ein heikles Unterfangen, im Hinblick auf die USA von Klasse zu sprechen. Das Schicksal Meridel Le Sueurs, die als Schriftstellerin für Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg ein Schattendasein fristete, steht hier stellvertretend für viele andere, die in ihren Texten Klasse offensiv thematisierten. Dass Klasse auch und vor allem im Zusammenhang mit *race* ein schwieriges Thema ist, zeigt sich nicht nur an der Assoziation von „blackness“ mit „underclass“, sondern auch an dem problembehafteten Umgang mit der schwarzen Oberschicht, der sich in den negativen Wertungen über so genannte „bourgeoise“ AutorInnen wie Dorothy West widerspiegelt. Bei allen hier behandelten Autorinnen modifiziert neben *race* auch *gender* in entscheidender Weise die soziale Position der Charaktere. Darüber hinaus lässt sich in allen Texten eine Verbindung zwischen Sexualität und Klasse herstellen. Die Analyse von Klasse muss also immer multidimensional sein, um Wechselbeziehungen zwischen „harten“ Aspekten von Klasse wie ökonomischem Kapital und anderen involvierten Faktoren wie *race*, *gender* oder Sexualität gerecht werden zu können. Wenn mit Pierre Bourdieu die ökonomischen, sozialen und kulturellen Dimensionen sozialer Ungleichheit untersucht werden und zugleich in der Tradition der *Cultural Studies* *race*, *gender* und Sexualität einbezogen werden, kann dies zu vielseitigeren kultur- bzw. literaturwissenschaftlichen Analysen von sozialer Ungleichheit führen, als dies bisher bei vielen Analysen mit dem Schwerpunkt auf Klasse, etwa auf dem Gebiet der *working-class fiction*, der Fall ist.

Im Folgenden sollen die Ergebnisse der Analysen von Le Sueurs, Larsens und Wests Texten zusammengefasst und aufeinander bezogen werden. Die thematischen Schwerpunkte der einzelnen Kapitel lagen im Hinblick auf Le Sueur bei der Darstellung der Arbeiterklasse unter besonderer Berücksichtigung von *gender*, bei Larsen auf den Querverbindungen von *race* und Sexualität zu Klasse und bei West auf Weiblichkeitsvorstellungen in der schwarzen Mittel- und Oberschicht. Bei dieser Übersicht greife ich alle wesentlichen Aspekte auf, die im Lauf dieser Arbeit behandelt wurden: Klasse verstanden im Sinne verschiedener Kapitalsorten, *race* und Teint, *gender*, Ehe, Familie und Sexualität.

5.1 Ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital

Pierre Bourdieu folgend wurde Klasse in dieser Arbeit als aus verschiedenen Dimensionen bestehend verstanden. Diese Dimensionen – die ökonomische, soziale und kulturelle – sind in den hier behandelten Texten unterschiedlich dominant. Bei Meridel Le Sueur spielt vor allem ökonomisches Kapital bzw. dessen Mangel eine Rolle. Die Protagonistin sowie ihre gesamte Umgebung kämpfen mit Hilfe von illegalen Tätigkeiten wie *bootlegging* und Banküberfällen oder auch Prostitution um das Überleben. Es könnte argumentiert werden, dass soziales Kapital – allerdings nicht im ursprünglich von Bourdieu gemeinten Sinn – ebenfalls von Bedeutung ist, da das Herstellen von Alkohol und die Überfälle nur mit Hilfe eines Netzwerks durchführbar sind. Insgesamt gesehen sind jedoch weder soziales noch kulturelles Kapital in *The Girl* von Bedeutung. Bei Nella Larsen und Dorothy West stellen sich die Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Kapitalsorten komplizierter dar. In Wests *The Living Is Easy* versucht die Protagonistin, die in die schwarze Mittelklasse eingeheiratet hat, das ökonomische Kapital aus dem Geschäft ihres Mannes in soziales und kulturelles Kapital umzuwandeln. Was das soziale Kapital angeht, hat sie kurzfristig Erfolg, bevor das Geschäft ihres Mannes bankrott geht. Im Hinblick auf das kulturelle Kapital ist der Protagonistin Cleo jedoch bewusst, dass sie dieses Ziel nicht für sich selbst, sondern nur für ihre Tochter erreichen kann, dass also ihr eigener, aus dem armen, ländlichen Süden stammender Habitus nicht mehr an den der „proper Bostonians“ angepasst werden kann. Zumindest ihre Tochter soll aber eine „Boston Lady“ werden und das kulturelle Kapital der Familie mehren. In Larsens *Quicksand* und *Passing* finden sich ebenfalls Wechselbeziehungen von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital. Helga aus *Quicksand* verfügt über kulturelles Kapital – sie hat eine Ausbildung als Lehrerin genossen, besitzt Geschmack und kann sich zwischenzeitlich in den besseren schwarzen Kreisen Harlems etablieren. Die Probleme aufgrund ihrer spektralen Sexualität führen jedoch zu ihrer überstürzten Heirat, durch die sie wieder in den ländlichen Süden zurückkehrt, aus dem sie zuvor entflohen war. In Larsens zweitem Roman, *Passing*, verfügen die Protagonistinnen über einen komfortablen Vorrat an ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital. Allerdings weist der Konflikt, der sich zwischen den beiden Protagonistinnen um *racial passing* entspinnt, auf ein grundsätzliches Problem der US-amerikanischen Gesellschaft hin, das im nächsten Abschnitt behandelt wird.

5.2 „Strong boundaries“ und Ausschlussmechanismen

Wie in Kapitel 3 erläutert, untersucht Michèle Lamont in ihrer von Bourdieu inspirierten vergleichenden Studie *Money, Morals, and Manners: The Culture of the French and American Upper-Middle Class*, welche Faktoren in Frankreich und in den USA „strong boundaries“ darstellen, mit anderen Worten, was zur Bildung von Hierarchien und von exklusiven gesellschaftlichen Gruppen führt. Dass eine der Protagonistinnen in Larsens *Passing* ihre ethnische Abstammung verleugnet, um gesellschaftlich aufzusteigen, bestätigt Lamonts These, *race* stelle in den USA eine „strong boundary“ dar. Für die Entstehungszeit von *Quicksand* und *Passing*, als die Segregation noch in vollem Gange war, traf dies noch viel mehr zu als auf die Gegenwart, die Lamont analysiert. Seit einigen Jahren mehren sich die Anzeichen für einen gewissen Wandel; immerhin bekleiden mit Colin Powell und Condoleezza Rice mehrere Schwarze hohe Ämter in der Regierung von George W. Bush. Doch noch ist die „declining significance of race“, die William J. Wilson 1978 in einem Buchtitel konstatierte, nicht so weit Wirklichkeit geworden, dass davon ausgegangen werden könnte, *race* sei im Hinblick auf Klasse insignifikant. Meridel Le Sueurs *The Girl* spielt nicht im Milieu der Mittelklasse, das Lamont in ihrer Studie behandelt, weswegen die Anwendung ihrer Kategorien wenig sinnvoll ist. Außerdem stellt sich nicht die Frage, inwiefern etwa kulturelles Kapital eine „strong boundary“ darstellt, da es um das nackte Überleben geht. Mit Blick auf das Mittel- und Oberschichtmilieu in Wests *The Living Is Easy* dagegen spielen Fragen nach *race* oder kulturellem Kapital durchaus eine Rolle. Interessanterweise wird in Wests Roman ein Aspekt akzentuiert, der in den USA zwar eine Ausnahme darstellt, der aber durchaus existiert. In ihrem Vergleich zwischen den USA und Frankreich stellt Lamont fest, dass kulturelles Kapital in den USA allgemein weniger hochgeschätzt wird als in Frankreich und daher nicht als „strong boundary“ fungiere (Lamont 1992: 104-105). Boston, der Schauplatz von *The Living Is Easy*, kann als Ausnahme, die die Regel bestätigt, angeführt werden. Wie in Wests Roman beschrieben spielt kulturelles Kapital, das eine Familie im besten Fall über Generationen hinweg angesammelt hat, dort eine große Rolle. Daher rührt der fast schon aristokratische Ständedünkel und der Gegensatz zwischen „old“ und „new money“, der, wie in der Einleitung dargelegt, fester Bestandteil der Bostoner Weltsicht ist.

5.3 Race

Wie schon angeklungen ist, stellt *race* in den USA einen integralen Bestandteil von Klasse dar. In Le Sueurs *The Girl* spielt *race* im Sinne des Gegensatzes zwischen verschiedenen Hautfarben keine Rolle, da alle ProtagonistInnen weiß sind. Im Licht der aktuellen Theorie-diskussion, die *whiteness* als Thema im Zusammenhang mit Ethnizität etabliert hat, könnte der Roman jedoch dennoch von Interesse sein. Denn neben den verschiedenen Ethnizitäten der „weißen“ Einwanderer ist der in *The Girl* beschriebene „white trash“ eines der wichtigsten Themen in den sich etablierenden *Whiteness Studies*. Bei Larsen und West ist *race* wesentlich entscheidender als bei Le Sueur. In Larsens *Passing* ist *race* ebenso zentral wie Klasse und in gewisser Weise sogar gleichbedeutend damit, weil Clares angestrebter gesellschaftlicher Aufstieg nur über eine Veränderung im Hinblick auf *race* möglich ist. In Wests *The Living Is Easy* geht es weniger darum, dass *race* den Aufstieg in eine bestimmte Schicht behindert, sondern vielmehr um interne Unterschiede innerhalb der schwarzen Bevölkerung im Hinblick auf Teint. Allerdings sind diese Abstufungen der Hautfarbe durchaus auch relevant für Klasse, wie an den Beschreibungen von hellhäutigen Angehörigen der Oberschicht deutlich wird.

5.4 Gender

In allen hier behandelten Romanen existiert ein enger Zusammenhang zwischen Klasse und *gender*. In Le Sueurs *The Girl* ist der Bezug auf den ersten Blick am schwächsten, da sowohl Frauen als auch Männer in den unteren Schichten hart von der Depression betroffen sind. Außerdem existieren in dem geschilderten Milieu nicht die traditionellen, konservativen Weiblichkeitsbilder, die Larsen und West thematisieren. Trotzdem spielt *gender* bei Le Sueur eine wesentliche Rolle, weil die zugrunde liegende Naturmystik Frauen aufgrund ihrer Gebärfähigkeit eine besondere Rolle im Kampf für die angestrebte Revolution zuweist. Eben durch diese Fähigkeit zu gebären werden Frauen aber zur Zielscheibe einer klassenspezifischen Sterilisationspolitik. Auch mit Blick auf Prostitution, durch die manche der weiblichen Charaktere ihren Lebensunterhalt bestreiten, wird der Zusammenhang zwischen Klasse und *gender* deutlich. In Nella Larsens Romanen liegen die Bezüge auf anderen Gebieten. *Quicksand* und *Passing* spielen beide, wenigstens zu großen Teilen, in der schwarzen Mittelklasse, wo aufgrund des Strebens nach Respektabilität konservative Weiblichkeitsvorstellungen verbreitet sind. Cleo, die Protagonistin von Wests *The Living Is Easy*, fühlt sich ebenfalls eingesperrt

durch Weiblichkeitsbilder, die Frauen aus der Welt der Geschäfte verbannen und ihnen die häusliche Sphäre zuweisen.

5.5 Sexualität

Zusammenhänge zwischen Klasse und Sexualität spielen bei allen hier behandelten Autorinnen eine Rolle, allerdings auf verschiedenen Gebieten. Bei Le Sueur werden Parallelen gezogen zwischen dem sexuellen und dem politischen Erwachen der Protagonistin. Ihre sexuelle Initiation und ihr zunehmendes Engagement für die Arbeiterbewegung verlaufen parallel und werden gewissermaßen als zwei Seiten der gleichen Medaille dargestellt. In Wests *The Living Is Easy* dagegen wird Sexualität so weit wie möglich unterdrückt. Die Protagonistin benutzt die Verweigerung von sexueller Aktivität als Druckmittel und als Ausdruck des Protests gegen ihre untergeordnete Stellung gegenüber ihrem Ehemann. Ihr Dilemma besteht darin, dass ihr gesellschaftlicher Aufstieg nur mittels ihrer Ehe möglich war, sie jedoch durch die damit einhergehende Beschränkung auf die weibliche Sphäre des Hauses in der angestrebten Eigenständigkeit wesentlich behindert wird. In Larsens *Quicksand* werden Sexualität und Sinnlichkeit ebenfalls unterdrückt. In diesem Fall liegt der Grund allerdings darin, dass die Angehörigen der schwarzen Mittelklasse sich aufgrund des Strebens nach Respektabilität möglichst stark von Klischees über Schwarze auf dem Gebiet der Sexualität unterscheiden wollen. In *Quicksand* zeigt sich jedoch, dass diese Haltung negative Konsequenzen haben kann. Der Widerwille gegen diese sinnenfeindliche Einstellung in Kombination mit ihrer spektralen Sexualität machen die Protagonistin Helga im urbanen Norden zu einem Fremdkörper, so dass ihre Rückkehr in den sinnenfreudigeren Süden einer gewissen Logik folgt, auch wenn er sich insgesamt als Rückschritt für sie erweist.

5.6 Beziehungen zwischen den Geschlechtern

Für alle hier behandelten Texte lassen sich Zusammenhänge zwischen den geschilderten heterosexuellen Paarbeziehungen und Klasse im Sinne von ökonomischem, kulturellem oder sozialem Kapital aufzeigen. In Le Sueurs *The Girl* wird beispielsweise die Ehe der Eltern der Protagonistin nur durch ökonomische Notwendigkeiten zusammengehalten, die so starken Druck erzeugen, dass die Mutter ihren Mann trotz Misshandlungen nicht verlässt. Am Verhältnis der Protagonistin zu ihrem Geliebten zeigt sich ebenfalls der Einfluss von Kapital bzw.

von dessen Mangel auf Paarbeziehungen, etwa an der Diskussion über eine Abtreibung oder daran, dass ihr Geliebter erst dann eine Möglichkeit für eine Heirat sieht, wenn er über genügend ökonomisches Kapital verfügt. Tragischerweise greift er auf dem Weg zu diesem Ziel zu dem Mittel des Banküberfalls, wodurch er ums Leben kommt. In beiden Romanen Larsens sind die Ehen der Protagonistinnen problembehaftet. In *Passing* sind sowohl Irene als auch Clare aus pragmatischen Gründen entschlossen, ihre Ehe aufrechtzuerhalten, obwohl keine der beiden Beziehungen ausgesprochen herzlich ist. In *Quicksand* ist Helga zunächst darauf bedacht, ihre Unabhängigkeit zu wahren, und lehnt eine von Verwandten arrangierte Ehe in Dänemark ab. Nach ihrer Rückkehr in die USA erscheint ihr jedoch die Ehe mit einem konservativen Baptistenprediger als Rettung aus ihrer seelischen Not, stellt sich allerdings letztendlich als Falle heraus. In Wests *The Living Is Easy* ist die Ehe wie in *Passing* eine Zweckgemeinschaft, die aufrechterhalten wird, obwohl auf Cleos Seite von Anfang an keine emotionale Bindung vorhanden war.

5.7 Familie

Nicht nur die Ehe, auch der Aspekt Familie hängt mit Klasse zusammen. In Le Sueurs *The Girl* ist Familie im Vergleich zu den anderen hier behandelten Romanen am unwichtigsten. Familie im Sinne einer guten Herkunft spielt im Milieu des *white trash* keine Rolle. Dennoch ist das Thema problematisch, denn der Wunsch der Protagonistin nach Kindern scheint angesichts der prekären, instabilen Lebenssituation nicht realisierbar. Dass sie trotzdem am Ende des Buches ein Kind auf die Welt bringt, obwohl sie keinen Partner mehr hat und ihre Zukunft in keinster Weise gesichert ist, verleiht dem Schluss einen hoffnungsvollen Charakter, der im Gegensatz zu der harschen Lebenswirklichkeit während der Depressionszeit steht. In Larsens *Quicksand* existieren insofern Zusammenhänge zwischen Familie und Klasse, als der Familienhintergrund einer Person über ihr Ansehen und damit ihre Chancen im Leben, beispielsweise auf dem Heiratsmarkt, entscheidet. Im Falle der Protagonistin scheitert eine Verlobung daran, dass sie im Gegensatz zu ihrem Partner nicht über eine traditionsreiche, etablierte Familie im Hintergrund verfügt. In *Passing* zeigt sich, welche problematische Auswirkungen *racial passing* auf Familie hat: Clares größte Angst ist es, sie könnte ein dunkelhäutiges Kind auf die Welt bringen, das sie verraten würde. Selbst ihre hellhäutigen Freundinnen aus der Mittel- und Oberschicht, die als Schwarze leben, haben aufgrund der Gleichsetzung von hellem Teint mit den besseren Kreisen Angst vor dunkelhäutigen Kindern. In Wests *The Living Is Easy* wird wie in *Quicksand* deutlich, wie eng Familie und Klasse

selbst in den USA, einem Land, das sich „equality“ auf seine Fahnen geschrieben hat, interagieren. Allerdings muss hervorgehoben werden, dass Boston mit seinem fast schon aristokratischen Standesdünkel eine Ausnahme bildet. Bemerkenswert an Boston ist darüber hinaus, dass die Exklusivität einiger weniger Familien sowohl auf weißer wie auch auf schwarzer Seite gepflegt wird.

5.8 Klasse als Konglomerat

Wie in der Einleitung dargelegt und in den einzelnen Kapiteln illustriert, betrachte ich Klasse als ein Konglomerat, in dem zahlreiche unterschiedliche Faktoren miteinander in Beziehung treten. Schematisch lassen sich die in Klasse einfließenden, in dieser Arbeit diskutierten Aspekte wie folgt darstellen:

Ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital	Mangel an ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital
weiß	nichtweiß
heller Teint	dunkler Teint
Mann	Frau
heterosexuell	homosexuell
Ehe	keine oder instabile Ehe
kontrollierte Sexualität	ungezügelter Sexualität
stabile, traditionsreiche Familie	instabile Familie ohne Tradition
Norden	Süden
Stadt	Land

Diese Aspekte konnten nicht alle in der gleichen Ausführlichkeit behandelt werden. Der Gegensatz zwischen Norden und Süden bzw. zwischen Stadt und Land wurde zwar im Hinblick auf alle hier analysierten Autorinnen diskutiert, eine Betrachtung etwa von Literatur aus dem Süden könnte jedoch einer zusätzlichen Vertiefung dieses Aspekts dienen. Die Art der Darstellung in Form von binären Oppositionen soll nicht signalisieren, dass keine Zwischenstufen existieren. Wie in den Textanalysen deutlich wurde, besteht sehr wohl die Möglichkeit von Übergängen zwischen beiden Polen, selbst im Hinblick auf so unveränderbar scheinende Aspekte wie *race*. Allerdings variiert die Bedeutung dieser grenzüberschreitenden *queerness* bei

den einzelnen Autorinnen beträchtlich. Während bei Le Sueur keine Infragestellung von Grenzen stattfindet, werden bei Dorothy West die Gender-Rollen, genauer gesagt der Gegensatz zwischen weiblicher und männlicher Sphäre, bis an die Grenzen der Belastbarkeit gedehnt, letztendlich aber nicht überwunden. Dies stellt deswegen ein permanentes Ärgernis für Cleo dar, weil sie aufgrund der einengenden Gender-Rollen nicht in die männliche Welt der Geschäfte und des Geldes eindringen kann. Am deutlichsten tritt *queerness*, die die obigen Gegenüberstellungen sprengt, in Nella Larsens Romanen zutage. Sowohl in *Quicksand* als auch in *Passing* finden Grenzverwischungen im Hinblick auf Klasse, *race* und Sexualität statt. Teilweise, wie im Fall von *racial passing* und *class passing*, sind diese Vorgänge untrennbar miteinander verbunden. Im Folgenden wird zusammengefasst, welcher Art die „imagined class communities“ bei den einzelnen Autorinnen sind, und die Frage gestellt, ob ihre Texte visionäre Elemente enthalten.

5.9 Die *imagined class communities* bei Le Sueur, Larsen und West

Wie in der Einleitung dargelegt, besteht Klasse nach Pierre Bourdieu nicht nur aus „hartem“ ökonomischem Kapital. Ebenso spielt eine Rolle, welche Vorstellung sich die Akteure von sich, anderen und der Welt machen. Dies sind Dimensionen, die er mit Hilfe von sozialem und kulturellem Kapital zu fassen sucht. Zumindest teilweise kann Klasse also als konstruiert bezeichnet werden. Dieser Sachverhalt wird in dieser Arbeit mit Hilfe des an Benedict Anderson angelehnten Begriffs „imagined class communities“ beschrieben. Wenn es aus soziologischer Sicht zutrifft, dass Klasse teilweise als konstruiert bezeichnet werden kann, dann trifft dies umso mehr für die Darstellung von Klasse in literarischen Texten zu. Es muss nicht ausdrücklich betont werden, dass literarische Texte nicht als wirklichkeitsgetreue Abbildungen der Gesellschaftsstruktur einer bestimmten Epoche dienen können. Doch existieren sie auch nicht in einem Vakuum, wie Elizabeth Fox-Genovese schreibt, sondern sind „products and interventions in the inescapably political nature of human existence“ (Fox-Genovese 1989: 221). Literarische Texte stellen also Kristallisationspunkte dar, in die sowohl harte Fakten der Gesellschaftsstruktur als auch Vorstellungen aus dem kollektiven Unbewussten einfließen.

Was lässt sich nun zusammenfassend über die Art der *imagined class communities* in den einzelnen Romanen sagen? Bei Meridel Le Sueur findet sich die *imagined class community*, die am stärksten von ökonomischen Gegebenheiten bestimmt ist, was unter anderem an der

Periode der 1930er Jahre liegen mag, in der der Text entstand und handelt. Indem Le Sueur die Solidarität von ArbeiterInnen untereinander beschreibt, hebt sie hervor, dass ökonomisches Kapital nicht entscheidend im Hinblick auf das Schicksal von Menschen sein sollte bzw. dass widrige Lebensumstände nicht kampflos hingenommen werden dürfen. Erwähnenswert im Hinblick auf Le Sueur ist darüber hinaus, dass die Kategorie *gender* im Gegensatz zu den meisten anderen *proletarian writers* bei ihr eine wichtige Rolle spielt. Während bei Le Sueur alle Charaktere ein und derselben Klasse angehören, ist bei Larsen und West gesellschaftliche Distinktion von ungleich größerer Bedeutung. In Larsens *Quicksand* und *Passing* werden mehrere – teils offene, teils versteckte – Versuche von *class passing* geschildert, die letztendlich alle scheitern. Die *imagined class community* der schwarzen Mittelklasse in *Quicksand* und *Passing* zeichnet sich durch das Streben nach Respektabilität und ihre Konsumfreudigkeit aus. Für ihre Darstellung der schwarzen Mittelschicht wurde Larsen lange Zeit als „bourgeoise“ Autorin eher gering geschätzt. Dass sie bewusst gegen Stereotype wie das ländliche, arme „black folk“ anscrieb, macht sie jedoch gerade im Rahmen dieser Arbeit interessant. Bei Dorothy West wird ebenso wie bei Larsen ein Blick in die besseren schwarzen Kreise, ja sogar in die schwarze Oberschicht gewährt. Es zeigt sich, dass die schwarze Bevölkerung so vielschichtig ist, dass Distinktion nicht nur mittels ökonomischen Kapitals, sondern auch durch soziales und kulturelles Kapital stattfindet. Im Hinblick auf Zusammenhänge von *race* und Klasse ist besonders interessant, dass die neu zugezogenen schwarzen „Southerners“ die schwarze und die weiße Oberschicht nur noch enger zusammenschweißen, dass Klasse in diesem Falle also entscheidender ist als *race*. Während West in den 1960er Jahren die Arbeit an ihrem Romanmanuskript *The Wedding* unterbrach, weil die durch die *Black Panthers* angeheizte Stimmung zu mittelklassefeindlich wurde, dürften ihre Texte vor dem gegenwärtig wachsenden Interesse an der schwarzen Oberschicht zunehmend Beachtung finden.

5.10 Individuelle und kollektive Visionen

Wie in der Einleitung beschrieben, ist Klasse unter anderem deswegen ein heikles Thema in den USA, weil generell davon ausgegangen wird, dass die Chancen für gesellschaftlichen Aufstieg innerhalb der Gesellschaft gleich verteilt sind. In seiner kürzesten Form wird dieser Sachverhalt in der Formel *American Dream* ausgedrückt. Da die Wirklichkeit damit offensichtlich nicht übereinstimmt, muss Klasse fast zwangsläufig zum Tabuthema werden. Wie positionieren sich nun Le Sueur, Larsen und West im Hinblick auf dieses Thema, und lassen

sich in ihren Texten Visionen ausmachen? In Le Sueurs *The Girl* wird zwar die hoffnungsloseste Situation geschildert, der Roman enthält aber von allen hier behandelten Texten die stärksten visionären Momente. Das Kollektiv der *Workers' Alliance* wird als der einzige Ort, an dem Menschlichkeit und Solidarität zu finden sind, beschrieben. Angesichts von Le Sueurs feministischen Überzeugungen nimmt es nicht wunder, dass die tragende Figur dieser Bewegung eine Frau ist. Le Sueur unterscheidet sich nicht nur durch diese feministische Note von *proletarian writers* wie Michael Gold oder Nelson Algren; ebenso wichtig bei der in *The Girl* propagierten Weltsicht ist die Natur mit ihren Zyklen. Nicht die Menschen und ihre revolutionären Pläne werden als die eigentliche Quelle für Veränderung dargestellt, sondern der Akt der Hervorbringung neuen Lebens, der sich in der Natur in Form der vier Jahreszeiten und bei den Menschen in Form des Gebärvorgangs manifestiert. Dass die Protagonistin in der letzten Szene des Buches eine Tochter auf die Welt bringt, hat also hohe symbolische Bedeutung.

In Larsens Romanen sind die Charaktere nicht mit dem existentiellen Kampf um das Überleben beschäftigt. Dennoch sind sie unzufrieden und versuchen, ihre Situation zu verbessern. Zunächst scheint es so, als hätten Helga in *Quicksand* und Clare in *Passing* es geschafft, ihren ärmlichen Hintergrund hinter sich zu lassen und aufzusteigen. Beide bewegen sich im Milieu der schwarzen Mittelklasse und haben keine kollektiven, sondern allenfalls individuelle, materialistische Visionen. Dass beide Romane tragisch enden, lässt die Frage aufkommen, ob diese pessimistischen Schlüsse als Kritik an den herrschenden Verhältnissen oder als Bestrafung der Protagonistinnen, die ihren angestammten Platz in der Gesellschaft verlassen wollten, zu verstehen sind. Meines Erachtens hat die überwiegende Mehrzahl der Kritiker Recht, die Larsens Romane als progressiv und ihrer Zeit voraus einordnet. Schon Larsens Entwurf relativ eigenständiger Frauenfiguren kann in gewisser Weise als visionär gewertet werden.

Dorothy Wests *The Living Is Easy* folgt einer ähnlichen Dramaturgie wie Larsen Romane. Die Protagonistin Cleo scheint über weite Strecken hinweg ihr Ziel, in die feine Gesellschaft Bostons aufgenommen zu werden, so gut wie erreicht zu haben. Ihre Visionen sind individuell, nicht kollektiv ausgerichtet, denn wichtiger als „the uplift of the race“ ist Cleo ihr eigenes materielles Wohlergehen sowie gesellschaftliche Anerkennung. Am Schluss verliert sie durch den Bankrott ihres Mannes jedoch alles, sowohl ihr hart erkämpftes soziales Kapital als auch die Gesellschaft ihres Mannes, der in einer anderen Stadt einen Neuanfang versuchen will. Der Titel *The Living Is Easy* ist also ironisch zu verstehen, was durch zahlreiche entsprechende Passagen im Lauf des Romans bestätigt wird. Am Ende des Romans steht Cleo als Ge-

scheiterte da; ein kleiner, individueller Hoffnungsschimmer liegt jedoch darin begründet, dass sie durch mehrere Schicksalsschläge den Wert menschlicher Gemeinschaft begreifen lernt, der bei Meridel Le Sueur den ganzen Text hindurch so hochgehalten wird.

5.11 Ausblick und Fazit

Abschließend soll angedeutet werden, welche in dieser Arbeit angerissenen Aspekte weitere Beschäftigung verdienen würden. Nicht erst seit der Popularisierung von Rhetorik im Stile der „Achse des Bösen“ ist allgemein bekannt, dass Moral und insbesondere die christliche Religion in den USA eine größere Rolle spielt als etwa in Europa. Arthur Hoyts Aussage aus dem Jahr 1921, dass „[i]n no other country has public speech been so exalted and the pulpit had such an opportunity“ (Hoyt 1921: viii), wird unübersehbar gegenwärtig wieder mit Leben gefüllt. Hoyt betont auch die in der Literaturwissenschaft ausführlich dokumentierte Bedeutung des christlichen Glaubens für die US-amerikanische Literatur, wenn er feststellt, dass „[t]he Puritan minister created the early literature“ (Hoyt 1921: 10). Über solch allgemeine Feststellungen hinaus wäre jedoch eine Analyse von Klassendarstellungen interessant, die verstärkt auf die Unterschiede zwischen den einzelnen Konfessionen eingeht. In Larsens und Wests Romanen ist beispielsweise die Assoziation der Baptisten mit den unteren Schichten von Bedeutung. Besonders Boston mit seinen deutlich gepflegten Standesunterschieden bietet im Hinblick auf Zusammenhänge von Konfession und Klasse reiches Material.⁸¹

Ein weiterer Aspekt, der zwar in dieser Arbeit eine Rolle spielt, aber nicht vertieft im Zusammenhang mit Klasse angeschnitten wurde, ist Ort. Henri Lefebvres Thesen in *La produc-*

⁸¹ Die feingliedrige Klassenstruktur in Boston spiegelt sich in der Konfessionszugehörigkeit wieder. Dies geht so weit, dass Unterschiede in der Konfessionszugehörigkeit nicht nur zwischen Unter-, Mittel- und Oberklasse bestehen, sondern selbst innerhalb der Oberklasse vorhanden sind. Die meisten Mitglieder dieser Schicht sind entweder *Unitarians* oder *Episcopalians*, wobei sich unter den *Episcopalians* mehr Vertreter des in Boston besonders angesehenen „old money“ befinden (Pease und Pease 1989: 183-188). Auch der Vergleich zwischen Städten kann zu interessanten Resultaten führen, wie E. Digby Baltzells Studie *Puritan Boston and Quaker Philadelphia: Two Protestant Ethics and the Spirit of Class Authority and Leadership* (1979) belegt. Darin stellt er die These auf, dass die unterschiedliche konfessionelle Prägung immer noch wirksam ist, auch und gerade im Hinblick auf die Einstellung zu Klasse: „Bostonians and Philadelphians were and still are motivated by the hierarchical and authoritarian ethic of Puritanism, on the one hand, and the egalitarian and anti-authoritarian ethic of Quakerism, on the other“ (Baltzell 1979: x). Nicola Beisel hat sich ebenfalls mit den Auswirkungen konfessioneller Unterschiede im Hinblick auf Klasse befasst und untersucht, warum die auf Moral gegründete Reformbewegung gegen Laster in Philadelphia wesentlich schwächer war als in Boston oder New York (Beisel 1990).

tion de l'espace darüber, wie Raum produziert wird und wie dieser mit der Wirtschaftsordnung zusammenhängt, könnten in dieser Hinsicht von Interesse sein (Lefebvre 1974). Doch auch Bourdieu bietet Anknüpfungspunkte. In einer Analyse von Meridel Le Sueurs *The Girl* verwendet Julia Leyda, inspiriert von Bourdieus verschiedenen Kapitalsorten, den Begriff „geographical capital“ (Leyda 2000: 39). Sie argumentiert, eines der Probleme der Romanfiguren sei der Mangel an dieser Sorte Kapital. Die Bewegung der Protagonistinnen in Larsens und Wests Romanen in die urbanen Zentren im Nordosten der USA würde bestätigen, dass die Ansammlung von ökonomischen, sozialem und kulturellem Kapital mit dem Erwerb geographischen Kapitals zusammenhängen kann. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, dass die Helden der USA ursprünglich *farmers* waren (Danbom 1995: 66).⁸² Dieses ländliche Erbe lässt sich nach Arnold L. Goldsmith selbst in Texten, die in urbanen Milieus angesiedelt sind, entdecken: „it is evident that nature, whether in landscape, wordscape, or symbolism, plays an important part in the ‚interior structure‘ of the American twentieth-century urban novel“ (Goldsmith 1991: 15). Die häufige Verwendung von Naturmetaphern in Le Sueurs *The Girl*, das im urbanen Milieu der ArbeiterInnen angesiedelt ist, steht im Einklang mit dieser These.

Im Zusammenhang mit Ort bzw. Raum und Klassendarstellung in der Literatur wäre es besonders lohnenswert, näher auf den Nord-Süd-Gegensatz in den USA einzugehen. Dabei ist es unumgänglich ist, die Geschichte der Sklaverei einzubeziehen. Dass dabei jedoch kein schwarz-weiß-Bild der Gesellschaftsstruktur gezeichnet werden darf, zeigt ein Blick etwa auf die Romane Ellen Glasgows. In *Barren Ground* (1925) beispielsweise beschreibt Glasgow ohne Beschönigung das harte Landleben armer weißer Bauern. Die Sicht Glasgows oder anderer aus dem Süden stammender AutorInnen wie William Faulkner oder Charles W. Chestnutt könnte als Korrektiv für die Darstellung der „Southerners“ dienen, wie sie bei Larsen oder West zu finden ist.

Eines der Ziele dieser Arbeit war es zu zeigen, dass es ein lohnenswertes Unterfangen ist, den Schwerpunkt von „race, class, gender“-Analysen statt auf *race* oder *gender* auf Klasse zu legen. Die Romane Larsen und Wests sind zwar thematisch nicht so stark auf Klasse fokussiert wie Meridel Le Sueurs *The Girl*, selbst in diesen Texten ist Klasse jedoch ebenso wichtig wie *race* oder *gender*. Während im Hinblick auf viele Texte also die Analyse von Klasse verstärkt

⁸² David B. Danbom kritisiert in *Born in the Country: A History of Rural America*, dass der ländliche Raum in der Geschichtsschreibung gegenüber den urbanen Zentren vernachlässigt wird. Er argumentiert, das Verhältnis zwischen Stadt und Land in den USA sei ursprünglich eine Symbiose gewesen; erst im Lauf der Zeit habe sich das Gewicht zugunsten der Städte verschoben (Danbom 1995: 66).

werden kann, muss zugleich betont werden, dass „klassenbewusste“ Texte, etwa aus der Gattung *working-class fiction*, nicht auf diesen Aspekt reduziert werden sollten. Bei Le Sueur beispielsweise gewinnt die Darstellung des Kampfes der ArbeiterInnen durch die Bedeutung, die *gender* und der Natur zugeschrieben wird, an Tiefe. Ich hoffe im Verlauf dieser Arbeit gezeigt zu haben, dass eine Analyse von Klasse sowohl in offensichtlich klassenbewussten Texten als auch in solchen, die das Thema weniger offensiv behandeln, fruchtbar ist. Dies belegt, dass die Verbindung von Klasse und den USA bzw. US-amerikanischer Literatur keineswegs ein Oxymoron ist, wie bisweilen argumentiert wird. Besonders deutlich trifft dies für die Literatur aus der Depressionszeit zu, zu der Meridel Le Sueurs *The Girl* zählt. Doch auch schon in Larsens Romanen, die 1928 und 1929 erschienen, spielt Klasse eine größere Rolle, als in den meisten Studien über ihre Texte festzustellen ist. Dorothy West, deren Texte sich mit allen Schichten innerhalb der schwarzen Bevölkerung befassen, in denen aber insbesondere die Schilderung der schwarzen Mittel- und Oberklasse von Interesse ist, steht zu Unrecht noch im Schatten bekannterer Harlem Renaissance-Autorinnen wie Nella Larsen oder Zora Neale Hurston.

Wenn es um die Darstellung von Klasse in literarischen Texten geht, werden häufig als erstes Assoziationen mit einseitigen, ökonomistischen Darstellungen von Klasse, wie man sie am häufigsten in *proletarian literature* oder *working-class fiction* antrifft, wach. Ein Ziel dieser Arbeit war es, einen solchen Eindruck zu korrigieren. Die Romane von Meridel Le Sueur, Nella Larsen und Dorothy West demonstrieren beispielhaft, dass in der amerikanischen Literatur neben Darstellungen von Klasse, die zu revolutionärer Praxis aufrufen (Le Sueur), auch multidimensionale, nicht-ökonomistisch geprägte *imagined class communities* existieren (Larsen und West), in denen Aspekte wie Klasse, *race*, *gender* und Sexualität aufeinander treffen und sich wechselseitig beeinflussen. Ein weiteres Ziel dieser Arbeit bestand darin, auf die Tendenz zur Einseitigkeit bei den gängigen „race, class, gender“-Analysen hinzuweisen und den Schwerpunkt statt wie üblich auf *race* und *gender* auf Klasse zu legen. Anhand von Le Sueurs, Larsens und Wests Texten wurden verschiedene Typen von *imagined class communities* in der amerikanischen Literatur der Zwanziger bis Vierziger Jahre herausgearbeitet. Diese reichen von revolutionären Kollektiven von ArbeiterInnen bis hin zu den besseren schwarzen Kreisen New Yorks oder Bostons, in denen nicht die Frage nach ökonomischem, sondern nach kulturellem Kapital im Vordergrund steht. Durch die Auswahl von Werken mit verschiedenen Perspektiven auf soziale Ungleichheit hoffe ich gezeigt zu haben, dass Klasse in der amerikanischen Literatur keineswegs nur als ökonomistische Größe existiert, und dass

Klasse darüber hinaus immer im Wechselspiel mit anderen Faktoren wie *race*, *gender* oder Sexualität analysiert werden muss.

6 Bibliographie

- Aldrich, Nelson. *Old Money: The Mythology of America's Upper Class*. New York: A.A. Knopf, 1988.
- Amory, Cleveland. *The Proper Bostonians*. Orleans, MA: Parnassus Imprints, 1947.
- Andersen, Margaret L. und Patricia Hill Collins (Hg.). *Race, Class, and Gender: An Anthology*. Belmont, CA: Wadsworth Publishing Company, 1998.
- Anderson, Benedict. *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso, 1983.
- Anderson, Margo. „The Language of Class in Twentieth-Century America.“ *Social Science History* 12, no. 4 (1988): 349-75.
- Anonymous. *Boston: Its Commerce, Finance, and Literature*. New York: The A.F. Parsons Publishing Company, 1892.
- . *Our First Men: Calendar of Wealth, Fashion and Gentility, Containing a List of Those Persons Taxed in the City of Boston, Credibly Reported to be Worth One Hundred Thousand Dollars, With Biographical Notes of the Principal Persons*. Boston: Pub. by all the booksellers, 1846.
- Anzaldúa, Gloria. *Borderlands: The New Mestiza = La Frontera*. San Francisco: Aunt Lute, 1987.
- Baca Zinn, Maxine und D. Stanley Eitzen. „Economic Restructuring and Systems of Inequality.“ In *Race, Class, and Gender: An Anthology*, herausgegeben von Margaret L. Andersen und Patricia Hill Collins. Belmont, CA: Wadsworth Publishing Company, 1998. 233-38.
- Baker, Houston A. *Blues, Ideology and Afro-American Literature: A Vernacular Theory*. Chicago und London: Chicago University Press, 1984.
- Baltzell, E. Digby. *The Protestant Establishment: Aristocracy and Caste in America*. New York: Random House, 1964.
- . *Puritan Boston and Quaker Philadelphia: Two Protestant Ethics and the Spirit of Class Authority and Leadership*. New York: The Free Press, 1979.
- Barnett, Pamela E. „'My Picture of You is, After All. the True Helga Crane': Portraiture and Identity in Nella Larsen's *Quicksand*.“ *Signs* 20, no. 3 (1995): 575-600.

- Barrett, Michèle. *Das unterstellte Geschlecht: Umrisse eines marxistischen Feminismus*. Berlin: Argument, 1990.
- Beebe, Lucius. *Boston and the Boston Legend*. New York und London: D. Appleton-Century Company Incorporated, 1935.
- Beisel, Nicola. "Class, Culture, and Campaigns Against Vice in Three American Cities, 1872-1892." *American Sociological Review* 55, no. February (1990): 44-62.
- Bell, Bernard W. *The Afro-American Novel and Its Tradition*. Amherst, MA: University of Massachusetts Press, 1987.
- Bennett, Juda. *The Passing Figure: Racial Confusion in Modern American Literature*. New York: Peter Lang Publishing, 1996.
- Blackmore, David L. „'That unreasonable restless feeling': The homosexual subtexts of Nella Larsen's *Passing*." *African American Review* 26, no. 3 (1992): 475-84.
- Boarman, Marshall Ignatius. *Socialism in America*. s.l.: s.n., 1904.
- Bone, Robert A. *The Negro Novel in America*. New Haven: Yale University Press, 1958.
- Boston, Thomas D. *Race, Class and Conservatism*. Boston: Unwin Hyman, 1988.
- Bourdieu, Pierre. *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1982.
- . *Distinction: A Social Critique of the Judgement of Taste*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1984.
- . „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital.“ In *Soziale Ungleichheiten*, herausgegeben von Reinhard Kreckel. Göttingen: Otto Schwartz, 1983. 183-98.
- Brace, Charles Loring. *The Dangerous Classes of New York, and Twenty Year's Work Among Them*. Washington, D.C.: National Association of Social Workers, 1973.
- Brody, Jennifer DeVere. „Clare Kendry's 'True' Colors: Race and Class Conflict in Nella Larsen's *Passing*." *Callaloo* 15, no. 4 (1992): 1053-65.
- Brown, B. Katherine. „The Concept of Aristocracy.“ In *Politics and Society in Colonial America: Democracy or Deference?*, herausgegeben von Michael G. Kammen. New York: Holt, Rinehart and Winston, 1967. 11-15.
- Buhle, Paul. „The Cultures of Socialism in the United States.“ *Monthly Review* 54, no. 3 (2002): 1-12.
- . *Marxism in the United States: Remapping the History of the American Left*. London: Verso, 1987.
- Bushee, Frederick A. *Communitic Societies in the United States*. Boston: Ginn & Company, 1905.

- Butler, Judith. *Bodies that Matter: On the Discursive Limits of Sex*. London und New York: Routledge, 1993.
- . *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York und London: Routledge, 1990.
- Callari, Antonio und David F. Ruccio (Hg.). *Postmodern Materialism and the Future of Marxist Theory*. Hanover und London: University Press of New England, 1996.
- Carby, Hazel. *Reconstructing Womanhood: The Emergence of the Afro-American Woman Novelist*. New York: Oxford University Press, 1987.
- Carby, Hazel V. „White Woman Listen! Black Feminism and the Boundaries of Sisterhood.“ In *Theories of Race and Racism: A Reader*, herausgegeben von Les Back und John Solomos. London und New York: Routledge, 2000. 389-403.
- Cassuto, Leonard. *The Inhuman Race: The Racial Grotesque in American Literature and Culture*. New York: Columbia University Press, 1997.
- Castle, Terry. *The Apparitional Lesbian: Female Homosexuality and Modern Culture*. New York: Columbia University Press, 1993.
- Champagne, John. „Seven Speculations on Queers and Class.“ *Journal of Homosexuality* 26, no. 1 (1993): 159-74.
- Charles, Helen. „'White' Skins, Straight Masks: Masquerading Identities.“ In *Reconstructing Womanhood, Reconstructing Feminism*, herausgegeben von Delia Macauley-Jarrett. London und New York: Routledge, 1996. 136-55.
- Christadler, Martin und Olaf Hansen (Hg.). *Marxistische Literaturkritik in Amerika*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1982.
- Christian, Barbara. *Black Feminist Criticism: Perspectives on Black Women Writers*. New York: Pergamon, 1985.
- . *Black Women Novelists: The Development of a Tradition, 1892-1976*. Westport, CT: Greenwood, 1980.
- Coiner, Constance. *Better Red: The Writing and Resistance of Tillie Olsen and Meridel Le Sueur*. New York und Oxford: Oxford University Press, 1995.
- . „Literature of Resistance: The Intersection of Feminism and the Communist Left in Meridel Le Sueur and Tillie Olsen.“ In *Radical Revisions: Rereading 1930s Culture*, herausgegeben von Bill Mullen und Sherry Lee Linkon. Urbana: University of Illinois Press, 1996. 144-66.
- Coles, Nicholas. „Democratizing Literature: Issues in Teaching Working-Class Literature.“ *College English* 7 (1996): 664-80.

- Condé, Mary. „Passing in the Fiction of Jessie Redmon Fauset and Nella Larsen.“ *Yearbook of English Studies* 24 (1994): 94-104.
- Cooper, James Fenimore. *The American Democrat or Hints on the Social and Civic Relations of the United States of America*. 1838. Intr. H.L. Mencken. New York: Vintage Books, 1956.
- Cox, Oliver C. *Caste, Class and Race: A Study in Social Dynamics*. Garden City, N.Y.: Doubleday, 1948.
- Cromwell, Adelaide M. “Afterword.” In *The Living Is Easy*. New York: The Feminist Press, 1982. 349-64.
- . *The Other Brahmins: Boston's Black Upper Class, 1750-1950*. Fayetteville: University of Arkansas Press, 1994.
- Dalgish, Gerard M. (Hg.). *Random House Webster's Advanced English Dictionary*. New York: Random House, 2001.
- Danbom, David B. *Born in the Country: A History of Rural America*. Baltimore und London: The Johns Hopkins University Press, 1995.
- Daniels, John. In *Freedom's Birthplace*. New York: Arno Press und The New York Times, 1969.
- Davis, Angela. „Reflections on the Black Woman's Role in the Community of Slaves.“ In *Words of Fire: African-American Feminist Thought*, herausgegeben von Beverly Guy-Sheftall. New York: The New Press, 1995. 200-18.
- Davis, Thadious M. *Nella Larsen, Novelist of the Harlem Renaissance: A Woman's Life Unveiled*. Baton Rouge und London: Louisiana State University Press, 1994.
- Dawahare, Anthony. „Modernity and ‘Village Communism’ in Depression-Era America: The Utopian Literature of Meridel Le Sueur.“ *Criticism: A Quarterly for Literature and the Arts* 39, no. 3 (1997): 409-31.
- Denning, Michael. *The Cultural Front: The Laboring of American Culture in the Twentieth Century*. London: Verso, 1998.
- Derrida, Jacques. *Marx' Gespenster. Der verschuldete Staat, die Trauerarbeit und die neue Internationale*. Frankfurt am Main: Fischer, 1995.
- Dimock, Wai Chee und Michael T. Gilmore (Hg.). *Rethinking Class: Literary Studies and Social Formations*. New York: Columbia University Press, 1994.
- Dollard, John. *Caste and Class in a Southern Town*. New York: Harper, 1949.
- Douglass, Frederick. „What to the Slave Is the Fourth of July?: An Address Delivered in Rochester, New York, on 5 July 1852.“ In *The Frederick Douglass Papers. Series*

- One: Speeches, Debates and Interviews*, herausgegeben von John W. Blassingame. New Haven und London: Yale University Press, 1982. 359-88.
- DuBois, W.E.B. *The Black North in 1901. A Social Study*. New York: Arno Press und The New York Times, 1969.
- . „The Browsing Reader.“ *Crisis* 35 (1928): 202.
- . „The Damnation of Women.“ In *W.E.B. DuBois: Writings*. New York: The Library of America, 1996a. 952-68.
- . *The Philadelphia Negro: A Social Study*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 1996b.
- . „The Souls of Black Folk.“ In *Writings*. New York: The Library of America, 1996c. 357-547.
- (Hg.). *The Negro in Business: Report of a Social Study made under the Direction of Atlanta University*. Atlanta, GA: Atlanta University Press, 1899.
- duCille, Ann. „Blues Notes on Black Sexuality: Sex and the Texts of Jessie Fauset and Nella Larsen.“ *Journal of the History of Sexuality* 3, no. 3 (1993a): 418 - 44.
- . *The Coupling Convention: Sex, Text, and Tradition in Black Women's Fiction*. New York und Oxford: Oxford University Press, 1993b.
- Duncan, Erika. "Writing and Surviving: A Portrait of Meridel Le Sueur." *Book Forum: An International Transdisciplinary Quarterly* 6, no. 1 (1982): 25-36.
- Eder, Doris L. „Class in America.“ *Virginia Quarterly Review* 60, no. 3 (1984): 538-44.
- Ehrenreich, Barbara. „The Silenced Majority: Why the Average Working Person Has Disappeared from American Media and Culture.“ In *Race, Class, and Gender: An Anthology*, herausgegeben von Margaret L. Andersen und Patricia Hill Collins. Belmont, CA: Wadsworth Publishing Company, 1998. 147-49.
- El-Tayeb, Fatima. „'Blood Is A Very Special Juice': Racialized Bodies and Citizenship in Twentieth-Century Germany.“ *International Review of Social History* 44, no. Supplements (1999): 149-69.
- Esteve, Mary. „Nella Larsen's 'Moving Mosaic': Harlem, Crowds, and Anonymity.“ *American Literary History* 9, no. 2 (1997): 268-86.
- Faderman, Lillian. *Odd Girls and Twilight Lovers: A History of Lesbian Life in Twentieth-Century America*. New York: Columbia University Press, 1991.
- . *Surpassing the Love of Men: Romantic Friendship and Love Between Women from the Renaissance to the Present*. New York: William Morrow and Company, 1981.

- Ferguson, SallyAnn H. „Dorothy West.“ In *Afro-American Writers, 1940-1955*, herausgegeben von Trudier Harris. Detroit, MI: Gale, 1988. 187-95.
- Firestone, Shulamith. „The Dialectic of Sex.“ In *Social Stratification: Class, Race, and Gender in Sociological Perspective*, herausgegeben von David B. Grusky. Boulder: Westview Press, 1994. 568-70.
- Fitzgerald, Zelda. *Save Me the Waltz*. London: Grey Walls Press, 1953.
- Foucault, Michel. *The History of Sexuality Vol. I An Introduction*. London: Penguin, 1990.
- Fox, Stephen R. *The Guardian of Boston: William Monroe Trotter*. New York: Atheneum, 1970.
- Fox-Genovese, Elizabeth. „Literary Criticism and the Politics of the New Historicism.“ In *The New Historicism*, herausgegeben von Aram H. Veesser. New York, London: Routledge, 1989. 213-24.
- . „Socialist-Feminist American Women's History.“ *Journal of Women's History* 1, no. 3 (1990): 181-210.
- Frazier, Franklin E. *Black Bourgeoisie: The Rise of a New Middle Class in the United States*. New York und London: Macmillan, 1962.
- Frederickson, George M. *Black Liberation: A Comparative History of Black Ideologies in the United States and South Africa*. New York und Oxford: Oxford University Press, 1995.
- Fried, Albert. *Socialism in America: From the Shakers to the Third International. A Documentary History*. Garden City, New York: Doubleday, 1970.
- Fuchs-Heinritz, Werner, Rüdiger Lautmann, Otthein Rammstedt und Hanns Wienold (Hg.). *Lexikon der Soziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1995.
- Gans, Herbert J. *The War Against the Poor: The Underclass and Antipoverty Policy*. New York: Basic Books, 1995.
- Gates, Henry Louis, Jr. „Postscript: Beyond the Color Line.“ *New Yorker* 07.09.1998, 82-84.
- Gatewood, Willard B. *Aristocrats of Color: The Black Elite, 1880 - 1920*. Bloomington und Indianapolis: Indiana University Press, 1990.
- Gayle, Addison, Jr. *The Way of the World: The Black Novel in America*. Garden City, New York: Anchor Press, 1975.
- Gelfant, Blanche H. „'Everybody Steals': Language as Theft in Meridel Le Sueur's *The Girl*.“ In *Tradition and the Talents of Women*, herausgegeben von Florence Howe. Urbana: University of Illinois Press, 1991. 183-210.

- Gilman, Charlotte Perkins. *Women and Economics: A Study of the Economic Relation between Men and Women as a Factor in Social Evolution*. New York: Harper and Row, 1985.
- Gilman, Sander L. „Black Bodies, White Bodies: Toward an Iconography of Female Sexuality in Late Nineteenth-Century Art, Medicine and Literature.“ In *“Race,” Culture and Difference*, herausgegeben von James Donald and Ali Rattansi. London: Sage, 1992. 171-97.
- Gilmore, Michael T. „Hawthorne and the Making of the Middle Class.“ In *Rethinking Class: Literary Studies and Social Formations*, herausgegeben von Wai Chee Dimock und Michael T. Gilmore. New York: Columbia University Press, 1994. 215-38.
- Gloster, Hugh M. *Negro Voices in American Fiction*. Chapel Hill: University of North Carolina Press, 1948.
- Goldman, Ruth. „Who Is That *Queer* Queer? Exploring Norms around Sexuality, Race, and Class in Queer Theory.“ In *Queer Studies: A Lesbian, Gay, Bisexual & Transgender Anthology*, herausgegeben von Brett Beemyn und Mickey Eliason. New York und London: New York University Press, 1996. 169-82.
- Goldsmith, Arnold L. *The Modern American Urban Novel: Nature as "Interior Structure"*. Detroit: Wayne State UP, 1991.
- Gordon, Milton M. *Social Class in American Sociology*. New York, Toronto und London: McGraw-Hill Book Company, 1963.
- Gordon-Reed, Annette. *Thomas Jefferson and Sally Hemings: An American Controversy*. Charlottesville und London: University Press of Virginia, 1997.
- Gottschall, Karin. *Soziale Ungleichheit und Geschlecht: Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs*. Opladen: Leske + Budrich, 2000.
- Graham, Lawrence Otis. *Our Kind of People: Inside America's Black Upper Class*. New York: Harper, 1999.
- Gray, Jeffrey. „Essence and the Mulatto Traveller: Europe as Embodiment in Nella Larsen's *Quicksand*.“ *Novel* 27 (1994): 257-70.
- Greenblatt, Stephen. „Towards a Poetics of Culture.“ In *The New Historicism*, herausgegeben von H. Aram Veesser. New York, London: Routledge, 1989. 1-14.
- Grund, Francis J. *Aristocracy in America*. Gloucester, MA: Peter Smith, 1968 (1839).
- Gunning, Sandra. *Race, Rape, and Lynching: The Red Record of American Literature, 1890-1912*. New York und Oxford: Oxford University Press, 1996.

- Hanley, Lawrence F. „Cultural Work and Class Politics: Re-Reading and Remaking *Proletarian Literature in the United States*.“ *Modern Fiction Studies* 38, no. 3 (1992): 714-32.
- Hansen, Debra Gold. *Strained Sisterhood: Gender and Class in the Boston Female Anti-Slavery Society*. Amherst, MA: The University of Massachusetts Press, 1993.
- Hartmann, Heidi. „The Unhappy Marriage of Marxism and Feminism: Towards a More Progressive Union.“ In *Feminist Frameworks: Alternative Theoretical Accounts of the Relations between Women and Men*, herausgegeben von Alison Jaggar und Paula S. Rothenberg. New York: McGraw-Hill, 1993. 191-202.
- Healey, Joseph F. *Race, Ethnicity, Gender, and Class: The Sociology of Group Conflict and Change*. Thousand Oaks, CA: Pine Forge Press, 1998.
- Heideking, Jürgen. *Geschichte der USA*. Tübingen: Francke, 1996.
- Hennessy, Rosemary. „Incorporating Queer Theory on the Left.“ In *Marxism in the Postmodern Age: Confronting the New World Order*, herausgegeben von Antonio Callari, Stephen Cullenberg und Carole Biewener. New York und London: The Guildford Press, 1995. 266-75.
- Henwood, Doug. „Trash-O-Nomics.“ In *White Trash: Race and Class in America*, herausgegeben von Matt Wray und Annalee Newitz. New York und London: Routledge, 1997. 177-92.
- Herbert, T. Walter. *Dearest Beloved: The Hawthornes and the Making of the Middle-Class Family*. Berkeley, CA: University of California Press, 1993.
- Higginbotham, Evelyn Brooks. „African-American Women’s History and the Metalanguage of Race.“ In *History and Theory: Feminist Research, Debates, Contestations*, herausgegeben von Barbara Laslett. Chicago: University of Chicago Press, 1997. 183-208.
- Hill, Mike (Hg.). *Whiteness: A Critical Reader*. New York und London: New York University Press, 1997.
- Holmes, Oliver Wendell. *Elsie Venner: A Romance of Destiny*. Boston: Ticknor and Fields, 1861.
- hooks, bell. „Men: Comrades in Struggle.“ In *Feminist Theory from Margin to Center*. Boston, MA: South End Press, 1984. 67-81.
- . *Yearning: Race, Gender, and Cultural Politics*. Boston, MA: South End Press, 1990.
- Horne, Gerald. *Black and Red: W.E.B. Du Bois and the Afro-American Response to the Cold War, 1944 -1963*. Albany, NY: State University of New York Press, 1986.
- Hoyt, Arthur S. *The Pulpit and American Life*. New York: Macmillan, 1921.

- Hutchinson, George. „Nella Larsen and the Veil of Race.“ *American Literary History* 9, no. 2 (1997): 329-49.
- Ignatiev, Noel. *How the Irish Became White*. New York, NY: Routledge, 1995.
- Jacobs, Harriet A. *Incidents in the Life of a Slave Girl Written by Herself*. Edited by L. Maria Child. Cambridge, MA und London: Harvard University Press, 1987.
- Jameson, Fredric. „Marx's Purloined Letter.“ *New Left Review* 209 (1995): 75-109.
- . *The Political Unconscious: Narrative as a Socially Symbolic Act*. Cambridge, Great Britain: Cambridge University Press, 1981.
- Jones, Jacqueline. *American Work: Four Centuries of Black and White Labor*. New York and London: W. W. Norton & Company, 1998.
- . *Labor of Love, Labor of Sorrow: Black Women, Work, and the Family from Slavery to the Present*. New York: Vintage Books, 1985.
- . *A Social History of the Laboring Classes: From Colonial Times to the Present*. Malden, MA und Oxford: Blackwell Publishers, 1999.
- Jones, Sharon L. *Rereading the Harlem Renaissance: Race, Class, and Gender in the Fiction of Jessie Fauset, Zora Neale Hurston, and Dorothy West*. Westport, Connecticut und London: Greenwood Press, 2002.
- Kaiser, Laurie. „The Black Madonna: Notions of True Womanhood from Jacobs to Hurston.“ *South Atlantic Review* 60, no. 1 (1995): 97-109.
- Kaplan, Cora. „Millennial Class.“ *Publications of the Modern Language Association* 115, no. 1 (2000): 9-19.
- . „Pandora's Box: Subjectivity, Class and Sexuality in Socialist Feminist Criticism.“ In *Contemporary Marxist Literary Criticism*, herausgegeben von Francis Mulhern. London und New York: Longman, 1992. 71-98.
- Kasen, Jill H. „Exploring Collective Symbols: America as a Middle-Class Society.“ *Pacific Sociological Review* 22, no. 3 (1979): 348 - 81.
- Kaye, Harvey J. „A Class Politics Of Meaning?“ *Tikkun* 11, no. 5 (1996): 62-63.
- King, Deborah. „Multiple Jeopardy, Multiple Consciousness: The Context of Black Feminist Ideology.“ In *Words of Fire: African-American Feminist Thought*, herausgegeben von Beverly Guy-Sheftall. New York: The New Press, 1995. 294-317.
- Kingston, Paul W. „Are There Classes in the United States?“ *Research in Social Stratification and Mobility* 13 (1994): 3-41.
- Lamont, Michèle. *Money, Morals, and Manners: The Culture of the French and American Upper-Middle Class*. Chicago und London: The University Press of Chicago, 1992.

- Larsen, Nella. *Quicksand and Passing*. New Brunswick, NJ: Rutgers University Press, 1988.
- Larson, Charles R. *Invisible Darkness: Jean Toomer and Nella Larsen*. Iowa City: University of Iowa Press, 1993.
- Lauter, Paul. *Canons and Contexts*. New York und Oxford: Oxford UP, 1991.
- . „Caste, Class, Canon.“ In *A Gift of Tongues: Critical Challenges in Contemporary American Poetry*, herausgegeben von Marie Harris und Kathleen Aguero. Athens und London: University of Georgia Press, 1987. 57-82.
- Le Sueur, Meridel. *The Girl*. Los Angeles: Westend Press, 1986.
- Lefebvre, Henri. *La production de l'espace*. Paris: Éditions Anthropos, 1974.
- Lewis, Vashti Crutcher. „Nella Larsen's Use of the Near-White Female in *Quicksand* and *Passing*.“ In *Perspectives of Black Popular Culture*, herausgegeben von Harry B. Shaw. Bowling Green, Ohio: Bowling Green State University Press, 1990. 36-45.
- Leyda, Julia. „Reading White Trash: Class, Race, and Mobility in Faulkner and Le Sueur.“ *Arizona Quarterly* 56, no. 2 (2000): 37-64.
- Löbbermann, Dorothea. „Looking for Harlem: (Re)Konstruktionen Harlems als 'queer Mecca', 1925-1995.“ *Amerikastudien* 46, no. 1 (2001): 55-69.
- Lorde, Audre. „Age, Race, Class, and Sex: Women Redefining Difference.“ In *Sister Outsider: Essays and Speeches*. Trumansburg, NY: Crossing Press, 1984. 114-23.
- Lukács, Georg. „Es geht um den Realismus.“ In *Marxismus und Literatur. Eine Dokumentation in drei Bänden*, herausgegeben von Raddatz. Hamburg: Rowohlt, 1969. 60-86.
- Lutes, Jean Marie. „Making Up Race: Jessie Fauset, Nella Larsen, and the African American Cosmetics Industry.“ *Arizona Quarterly* 58, no. 1 (2002): 77-108.
- Macherey, Pierre und Etienne Balibar. „Literature as an Ideological Form: Some Marxist Propositions.“ *Praxis: A Journal of Culture and Criticism* 5 (1981): 43-58.
- Maierhofer, Roberta. „Meridel Le Sueur: A Female Voice of the Thirties.“ In *Women in Search of Literary Space*, herausgegeben von Gudrun M. Grabner und Maureen Devine. Tübingen: Narr, 1992. 150-62.
- Mandell, Betty Reid. „The children of the 'dangerous and perishing classes'.“ In *Welfare in America: Controlling the "Dangerous Classes"*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall, 1975a. 104-18.
- (Hg.). *Welfare in America: Controlling the "Dangerous Classes"*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall, 1975b.
- Mbalia, Dorothea Drummond. *Toni Morrison's Developing Class Consciousness*. Toronto: Associated University Presses, 1991.

- McDowell, Deborah. „Conversations with Dorothy West.“ In *The Harlem Renaissance Re-examined*, herausgegeben von Victor A. Kramer. New York: AMS Press, 1987. 265-82.
- McDowell, Deborah E. „Preface.“ In *„The Changing Same“: Black Women's Literature, Criticism, and Theory*. Bloomington und Indianapolis: Indiana University Press, 1995a. xi-xviii.
- . „'That 'Nameless . . . Shameful Impulse': Sexuality in Nella Larsen's *Quicksand* and *Passing*.“ In *Black Feminist Criticism and Critical Theory*, herausgegeben von Joe Weixlmann und Jr. Houston A. Baker. Greenwood, FL: Penkevill, 1995b. 139-66.
- McLendon, Jacquelyn Y. *The Politics of Color in the Fiction of Jessie Fauset and Nella Larsen*. Charlottesville und London: University Press of Virginia, 1995.
- . „Self-Representation as Art in the Novels of Nella Larsen.“ In *Redefining Autobiography in Twentieth-Century Women's Fiction: An Essay Collection*, herausgegeben von Janice Morgan und Colette T. Hall. New York und London: Garland, 1991. 149-68.
- McMillan, T.S. „Passing Beyond: The Novels of Nella Larsen.“ *West Virginia University Philological Papers* 38 (1992): 134 - 46.
- Meier, August. *Negro Thought in America, 1880-1915: Racial Ideologies in the Age of Booker T. Washington*. Ann Arbor, MI: The University of Michigan Press, 1988.
- Mickenberg, Julia. „Writing the Midwest: Meridel Le Sueur and the Making of a Radical Regional Tradition.“ In *Breaking Boundaries: New Perspectives on Women's Regional Writing*, herausgegeben von Sherrie A. Inness und Diana Royer. Iowa City: University of Iowa Press, 1997. 143-61.
- Miller, E. Ethelbert. „Dorothy West, 1907-1998: A Tribute to the Long Legacy of 'The Kid'.“ *Poets and Writers* 26, no. 6 (1998): 16-17.
- Miller, Kelly. *Race Adjustment / The Everlasting Stain*. New York: Arno Press und The New York Times, 1968.
- Mitchell, Juliet. *Psychoanalysis and Feminism*. New York: Pantheon Books, 1974.
- Moore, Jacqueline M. *Leading the Race: The Transformation of the Black Elite in the Nation's Capital, 1880 - 1920*. Charlottesville: University Press of Virginia, 1999.
- Morris, Lydia. *Dangerous Class: The Underclass and Social Citizenship*. London und New York: Routledge, 1994.

- Mulhern, Francis. „The Politics of Cultural Studies.“ In *In Defense of History: Marxism and the Postmodern Agenda*, herausgegeben von Ellen Meiksins Wood und John Bellamy Foster. New York: Monthly Review Press, 1997. 43-50.
- Murphy, James E. *The Proletarian Moment: The Controversy over Leftism in Literature*. Urbana und Chicago: University of Illinois Press, 1991.
- Myrdal, Gunnar. „Facets of the Negro Problem.“ In *Social Class and Stratification: Classic Statements and Theoretical Debates*, herausgegeben von Rhonda F. Levine. Lanham, Boulder, New York, Oxford: Rowman & Littlefield Publishers, 1998. 215-26.
- Naison, Mark. *Communists in Harlem during the Depression*. Urbana, Chicago, London: University of Illinois Press, 1983.
- Nash, Gary B. „The Hidden History of Mestizo America.“ In *Sex, Love, Race: Crossing Boundaries in North American History*, herausgegeben von Martha Hodes. New York und London: New York University Press, 1999. 10-32.
- Nero, Charles I. „Toward a Black Gay Aesthetic: Signifying in Contemporary Black Gay Literature.“ In *Call and Response: The Riverside Anthology of the African American Literary Tradition*, herausgegeben von Patricia Liggins Hill. Boston: Houghton Mifflin, 1997. 1973-87.
- Newitz, Annalee und Matt Wray. „What Is ‘White Trash’? Stereotypes and Economic Conditions of Poor Whites in the United States.“ In *Whiteness: A Critical Reader*, herausgegeben von Mike Hill. New York und London: New York University Press, 1997. 168-84.
- Nies, Betsy L. *Eugenic Fantasies: Racial Ideology in the Literature and Popular Culture of the 1920's*. New York und London: Routledge, 2002.
- Noel (Hg.). *The Origins of American Slavery and Racism*. Columbus, Ohio: Charles E. Merrill Publishing Co., 1972.
- O'Connor, Thomas. *Bibles, Brahmins and Bosses*. 3rd rev. ed. Boston: Trustees of the Public Library of the City of Boston, 1991.
- Page, Charles H. *Class and American Sociology: From Ward to Ross*. New York: Schocken Books, 1969.
- Pease, Jane H. und William H. Pease. „Whose Right Hand of Fellowship? Pew and Pulpit in Shaping Church Practice.“ In *American Unitarianism 1805 - 1865*, herausgegeben von Conrad Edick Wright. Boston: The Massachusetts Historical Society and Northeastern UP, 1989. 181-206.

- Perrucci, Robert. *The New Class Society: Goodbye American Dream?* Lanham, MD: Rowman & Littlefield, 2003.
- Pleck, Elizabeth Hafkin. *Black Migration and Poverty: Boston 1865-1900*. New York, London, Toronto, Sydney, San Francisco: Academic Press, 1979.
- Pratt, Linda Ray. „Woman Writer in the CP: The Case of Meridel Le Sueur.“ *Women's Studies* 14, no. 3 (1988): 247-64.
- Rabinowitz, Paula. „Maternity as History: Gender and the Transformation of Genre in Meridel Le Sueur's *The Girl*.“ *Contemporary Literature* 29, no. 4 (1988): 538-48.
- Raiskin, Judith. „Inverts and Hybrids: Lesbian Rewritings of Sexual and Racial Identities.“ In *The Lesbian Postmodern*, herausgegeben von Laura Doan. New York: Columbia University Press, 1994. 156-72.
- Rampson, Nancy. „Dorothy West: 1907 -.“ In *Contemporary Black Biography Vol. 12*. Detroit: Gale Research Inc., 1997. 230-33.
- Rhodes, Chip. „Writing Up the New Negro: The Construction of Consumer Desire in the Twenties.“ *Journal of American Studies* 28, no. 2 (1994): 191-207.
- Rich, Adrienne. „Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence.“ *Signs* 5, no. 4 (1980): 631-60.
- Roberts, Kimberley. „The Clothes Make the Woman: The Symbolics of Prostitution in Nella Larsen's *Quicksand* and Claude McKay's *Home to Harlem*.“ *Tulsa Studies in Women's Literature* 16, no. 1 (1997a): 107-30.
- Roberts, Nora Ruth. „Meridel Le Sueur, Earth Goddesses and Engels's Approach to the Woman Question.“ *Midamerica: The Yearbook of the Society for the Study of Midwestern Literature* 24 (1997b): 10-17.
- . *Three Radical Women Writers: Class and Gender in Meridel Le Sueur, Tillie Olsen, and Josephine Herbst*. New York und London: Garland, 1996.
- Robinson, William H. *Black New England Letters: The Uses of Writing in Black New England*. Boston: Trustees of the Public Library of the City of Boston, 1977.
- Rosenblum, Karen E. und Toni-Michelle C. Travis (Hg.). *The Meaning of Difference: American Constructions of Race, Sex and Gender, Social Class, and Sexual Orientation*. New York: McGraw-Hill Publishing Companies, 1996.
- Roses, Lorraine Elena und Ruth Elizabeth Randolph. „Larsen (Imes), Nella (1891-1964).“ In *Harlem Renaissance and Beyond: Literary Biographies of 100 Black Women Writers, 1900-1945*. Boston: Hall, 1990. 213-20.

- Rossides, Daniel W. *The American Class System: An Introduction to Social Stratification*. Boston: Houghton Mifflin Company, 1976.
- . *Social Stratification: The Interplay of Race, Class, and Gender*. 2nd ed. Upper Saddle River, NJ: Prentice-Hall, 1997.
- Rowbotham, Sheila. *A Century of Women: The History of Women in Britain and the United States*. London: Penguin Books, 1999.
- Rueschmann, Eva. „Sister Bonds: Intersections of Family and Race in Jessie Redmon Fauset's *Plum Bun* and Dorothy West's *The Living Is Easy*.“ In *The Significance of Sibling Relationships in Literature*, herausgegeben von Joanna Stephens Mink. Bowling Green, OH: Popular, 1992. 120-31.
- Sacks, Karen. „The Class Roots of Feminism.“ *Monthly Review* 27, no. 9 (1976): 28-48.
- Sanders, Pamela Peden. „The Feminism of Dorothy West's *The Living Is Easy*: A Critique of the Limitations of the Female Sphere through Performative Gender Roles.“ *African American Review* 36, no. 3 (2002): 435-45.
- Sato, Hiroko. „Under the Harlem Shadow: A Study of Jessie Fauset and Nella Larsen.“ In *The Harlem Renaissance Remembered*, herausgegeben von Arna Bontemps. New York: Dodd, Mead and Company, 1972. 63-89.
- Schneider, Mark R. *Boston Confronts Jim Crow 1890-1920*. Boston: Northeastern University Press, 1997.
- Scholz, Roswitha. *Das Geschlecht des Kapitalismus: Feministische Theorien und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats*. Bonn: Horlemann, 2000.
- Seidman, Steven (Hg.). *Queer Theory/Sociology*. Cambridge, MA: Blackwell, 1996.
- Selden, Steven. *Inheriting Shame: The Story of Eugenics and Racism in America*. New York und London: Teachers College Press, 1999.
- Shackleton, Robert. *The Book of Boston*. Philadelphia: The Penn Publishing Company, 1916.
- Shulman, Robert. „Subverting and Reconstructing the Dream: The Radical Voices of Le Sueur, Herbst, and Wright.“ In *Deferring a Dream: Literary Sub-Versions of the American Columbiad*, herausgegeben von Gert Buelens und Ernst Rudin. Basel, Boston, Berlin: Birkhäuser Verlag, 1994. 24-36.
- Sim, Stuart. *Postmarxism: An Intellectual History*. London: Routledge, 2000.
- Simons, A.M. *Class Struggles in America*. Chicago: Charles H. Kerr & Company, 1909.
- Simpson, John Andrew und Edmund S.C. Weiner (Hg.). *Oxford English Dictionary*. 2nd ed. Vol. XII. Oxford: Oxford University Press, 1989a.

- (Hg.). *Oxford English Dictionary*. 2nd ed. Vol. V. Oxford: Oxford University Press, 1989b.
- Sisney, Mary F. „The View From the Outside: Black Novels of Manners.“ In *Reading and Writing Women's Lives: A Study of the Novel of Manners*, herausgegeben von Bege K. Bowers und Barbara Brothers. Ann Arbor und London: UMI, 1990. 170-85.
- Smith, Barbara. „Toward a Black Feminist Criticism.“ In *The New Feminist Criticism: Essays on Women, Literature, Theory*, herausgegeben von Elaine Showalter. New York: Pantheon, 1985. 186-99.
- Sombart, Werner. *Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus?* Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1906.
- South End Press Collective. „Howard Zinn: A New Great Movement.“ In *Talking about a Revolution: Interviews with Michael Albert, Noam Chomsky, Barbara Ehrenreich, bell hooks, Peter Kwong, Winona LaDuke, Manning Marable, Urvashi Vaid, and Howard Zinn*, herausgegeben von South End Press Collective. Cambridge, MA: South End Press, 1998. 113-24.
- Spalding, Rt. Rev. J.L. *Socialism and Labor and Other Arguments Social, Political, and Patriotic*. Chicago: A.C. McClurg & Co., 1902.
- Spivak, Gayatri Chakravorty. „Feminism and Critical Theory.“ In *The Spivak Reader*, herausgegeben von Donna Landry und Gerald MacLean. Routledge: New York und London, 1996. 53-74.
- Steinberg, Sybil. „Dorothy West: Her Own Renaissance.“ *Publishers' Weekly*, July 3, 1995 1995, 34-35.
- Stepan, Nancy Leys und Sander L. Gilman. „Appropriating the Idioms of Science: The Rejection of Scientific Racism.“ In *The Bounds of Race: Perspectives on Hegemony and Resistance*, herausgegeben von Dominick LaCapra. Ithaca und London: Cornell University Press, 1991. 72-103.
- Strachey, John. *Literature and Dialectical Materialism*. New York, NY: Haskell House Publishers, 1974.
- Streitmatter, Rodger. „Josephine St. Pierre Ruffin: A Nineteenth-Century Journalist of Boston's Black Elite Class.“ In *Women of the Commonwealth: Work, Family, and Social Change in Nineteenth-Century Massachusetts*, herausgegeben von Susan L. Porter. Amherst, MA: The University of Massachusetts Press, 1996. 147-63.
- Strobel, Frederick R. *The Coming Class War and How To Avoid It: Rebuilding the American Middle Class*. Armonk, N.Y: M.E. Sharpe, 1999.

- Symons, Jelinger C. *Tactics for the Times: As Regards the Condition and Treatment of The Dangerous Classes*. New York und London: Garland Publishing, 1984.
- Tate, Claudia. *Domestic Allegories of Political Desire: The Black Heroine's Text at the Turn of the Century*. New York and Oxford: Oxford University Press, 1992.
- Thandeka. *Learning To Be White: Money, Race, and God in America*. New York: Continuum, 1999.
- Travis, Toni-Michelle C. „Racial and Class Consciousness among Black Political Activists in Boston.“ University of Chicago, Ph. D. thesis, 1983.
- Tyrrell, Ian R. *The Absent Marx: Class Analysis and Liberal History in Twentieth-Century America*. New York: Greenwood Press, 1986.
- United States. Dept. of Labor. Office of Policy Planning and Research. *The Negro Family: The Case for National Action*. Washington, 1965.
- Vanneman, Reeve und Lynn Weber Cannon. *The American Perception of Class*. Philadelphia: Temple University Press, 1987.
- Veblen, Thorstein. *The Theory of the Leisure Class: An Economic Study of Institutions*. New York: Macmillan, 1899.
- Veeser, Aram H. „Introduction.“ In *The New Historicism*, herausgegeben von Aram H. Veeser. New York, London: Routledge, 1989. ix-xvi.
- Wacquant, Loic J.D. „From Ideology to Symbolic Violence: Culture, Class, and Consciousness in Marx and Bourdieu.“ *International Journal of Contemporary Sociology* 30, no. 2 (1993): 125-42.
- Wald, Alan. „The Many Lives of Meridel Le Sueur (1900-1996).“ *Monthly Review* 49, no. 4 (1997): 23-31.
- Wall, Cheryl A. „Nella Larsen: Passing for What?“ In *Women of the Harlem Renaissance*. Bloomington: Indiana University Press, 1995. 85-138.
- Warner, Michael. „Introduction.“ In *Fear of a Queer Planet: Queer Politics and Social Theory*, herausgegeben von Michael Warner. Minneapolis und London: University of Minnesota Press, 1993. vii-xxxii.
- Warner, W. Lloyd. *Social Class in America: A Manual Procedure for the Measurement of Social Status*. New York: Harper, 1960.
- Warner, W. Lloyd , Marchia Meeker und Kenneth Eells. „What Social Class Is in America.“ In *Social Class and Stratification: Classic Statements and Theoretical Debates*, herausgegeben von Rhonda F. Levine. Lanham, Boulder, New York, Oxford: Rowman & Littlefield Publishers, 1998. 60-85.

- Washington, Mary Helen. „I Sign My Mother's Name: Alice Walker, Dorothy West, Paule Marshall.“ In *Mothering the Mind: Twelve Studies of Writers and Their Silent Partners*, herausgegeben von Ruth Perry und Martine Watson Brownley. New York und London: Holmes and Meier, 1984. 142-63.
- Watson, Reginald. „The Tragic Mulatto Image in Charles Chestnutt's *The House Behind the Cedars* and Nella Larsen's *Passing*.“ *CLA Journal* 46, no. 1 (2002): 48-71.
- Watson, Steven. *The Harlem Renaissance: Hub of African-American Culture, 1920-1930*. New York: Pantheon Books, 1995.
- Webster, Yehudi O. *The Racialization of America*. New York: St. Martin's Press, 1992.
- Weeks, Jeffrey. *Sex, Politics and Society: The Regulation of Sexuality since 1800*. London und New York: Longman, 1993.
- Welter, Barbara. „The Cult of True Womanhood: 1820-1860.“ *American Quarterly* XVIII, no. 2 (1966): 151-74.
- West, Cornel. *Race Matters*. New York: Vintage Books, 1994.
- West, Dorothy. *The Living is Easy*. New York: The Feminist Press, 1982.
- . *The Richer, the Poorer: Stories, Sketches, and Reminiscences*. New York und London: Doubleday, 1995.
- Willie, Charles Vert. *The Caste and Class Controversy*. Bayside, New York: General Hall, Inc., 1979.
- Wilson, William Julius. *The Declining Significance of Race: Blacks and Changing American Institutions*. Chicago und London: The University of Chicago Press, 1978.
- Witherspoon-Walthall, Mattie L. „The Evolution of the Black Heroine in the Novels of Jessie Fauset, Nella Larsen, Zora Neale Hurston, Toni Morrison, and Alice Walker.“ St. John's University, Ph. D. thesis, 1987.
- Wixson, Douglas. „The Question of Meridel Le Sueur's Lost Patrimony.“ *Midamerica: The Yearbook of the Society for the Study of Midwestern Literature* 25 (1998): 96-108.
- Wright, Eric Olin. *Class, Crisis and the State*. London: NLB, 1978.
- Zandy, Janet (Hg.). *Calling Home: Working-Class Women's Writings. An Anthology*. New Brunswick und London: Rutgers University Press, 1990.
- (Hg.). *Liberating Memory: Our Work and Our Working-Class Consciousness*. New Brunswick, NJ: Rutgers University Press, 1995.
- Zieger, Robert. „Books That Didn't Influence Me.“ *Labor History* 40, no. 2 (1999): 177-88.

Zita, Jacquelyn N. „Gay and Lesbian Studies: Yet Another Unhappy Marriage?“ In *Tilting the Tower: Lesbians Teaching Queer Subjects*, herausgegeben von Linda Garber. New York und London: Routledge, 1994. 258-76.